3 1761 05507489 2

2 Bde
C 1540

Nur Erinnerungen

Nur Erinnerungen

Von

Paul Lindau

Zweiter Band

Stuttgart und Berlin 1917
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

A. g. XIII.

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten

Für die Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright, 1917, by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

PT
2423
L7N8
Bd. 2

Vorwort

Nach vielen Freuden, die ich beim Erſcheinen des erſten Bandes meiner Erinnerungen empfunden, habe ich leider beim Sichten, Zuſammenſtellen und Ordnen des Materials zu dieſem zweiten Bande auch eine unliebſame Erfahrung gemacht. Es iſt mir klar geworden, daß ich mich an die in meinen erſten einleitenden Worten aufgeſtellte Norm nicht habe halten können. Ich wollte von den Perſönlichkeiten, mit denen ich auf meinem langen Lebenswege zuſammengetroffen bin, nach Zeit und Ort unſerer erſten Begegnung ſprechen. Hätte ich mich an dieſe Richtſchnur gehalten, ſo hätte ich mir die Veranſchaulichung der betreffenden Individualitäten, auf die es mir doch beſonders ankam, oft bis zur Unmöglichkeit erſchweren müſſen.

Dieſe erſten Begegnungen mit intereſſanten Menſchen ſind doch oft etwas rein Zufälliges und bilden wirklich einen recht dürftigen Ausgangspunkt zu dem, was ich über die einzelnen ſagen möchte. Mache ich auf der von mir vorgezeichneten Bahn auch nur ein paar Schritte, ſo merke ich, daß ich nicht weiter komme; ich muß ſtehen bleiben, nach vorwärts und rückwärts, nach links und rechts umſchauen, ob ich nicht irgendwo einen Seitenweg erſpähe und auf einem Abſtecher zu dem Ziele kommen kann, das ich vor Augen ſehe und erreichen will.

Ich möchte mich alſo vom Zwange eines zeitlich und örtlich beſtimmten Ausgangspunktes befreien und von meinen Gönnern, Freunden und Bekannten, denen dieſe Erinnerungsblätter gelten, immer nur gelegentlich ſprechen: ich meine, wenn mich die Stimmung anwandelt und wenn es mir ein Herzensbedürfnis iſt, dieſe Geſtalten, die ſich mir vergegenwärtigen, und die mit ihnen verbrachten ſchönen Stunden noch einmal wieder in mir aufleben zu laſſen.

Ob ſeitdem nun ein Jahrzehnt oder ein halbes Jahrhundert

verflossen ist, ob es in Berlin war oder wo anders, das erscheint mir doch völlig belanglos. Eine gewisse zeitliche Einteilung, die auch mit dem Örtlichen einigermaßen verbunden ist, ergibt sich ja von selbst. Meine journalistischen Anfänge in Paris, in Düsseldorf und Elberfeld und auch noch in Leipzig, der Vorstufe zur Erweiterung meiner schriftstellerischen Tätigkeit, bis zu meiner Rückkehr nach Berlin, bilden solche Abschnitte, in denen wohl wie von selbst eine gewisse geschlossene Einheitlichkeit besteht. Von diesen Erinnerungsgruppen habe ich im ersten Bande erzählt.

Nach dem Kriege gegen Frankreich übersiedelte ich nach Berlin; und seitdem ist Berlin bis auf einige erheblichere Episoden — meine großen Reisen, meinen Aufenthalt in Dresden und meine Anstellung in Meiningen — mein dauernder Wohnsitz geblieben.

Mit diesem Zeitraum habe ich mich in diesem zweiten Bande beschäftigen wollen. Ich habe darin meine Bekannten aus meiner früheren Berliner Zeit geschildert, von meinen Verbindungen mit Wien und den Wiener Freunden, von Meiningen und dem verehrtesten Gast des Herzogs, Henrik Ibsen, gesprochen; und als ich damit fertig war, hörte ich das mahnende Wort: „Schluß!" Die mir für das Ferngespräch gestattete Frist war abgelaufen, der mir zur Verfügung stehende Raum bereits überschritten, und ich mußte aufhören ohne das beruhigende Gefühl, meinerseits zu einem „Schluß" gekommen zu sein.

Von einigen der hervorragenden Persönlichkeiten, mit denen das gütige Geschick mich zusammengeführt hat — ich brauche nur einen Namen zu nennen: den Fürsten Bismarck und die Seinen —, von den beiden Staatenlenkern, deren staatsmännische Begabung der Fürst ganz besonders geschätzt hat: dem Präsidenten der mexikanischen Republik Porfirio Diaz und dem König Carol von Rumänien, von dessen Vater, dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, der Gemahlin des Königs, Carmen Sylva und deren Oheim, dem Prinzen Nikolaus von Nassau, von dem alten Koburger Herzog Ernst habe ich noch gar nicht sprechen können; auch von meinen Reisen nicht, von meiner Fahrt durch die amerikanischen Staaten, auf der ich in näheren Verkehr zum bedeutendsten Deutschamerikaner trat, zu Karl Schurz, der, wenn er noch lebte, das Rückgrat unserer treuen Landsleute

noch gestärkt und Jämmerlinge wie diesen Wilson samt seinem großmäuligen Heerführer Roosevelt nicht hätte aufkommen lassen.

Und wie vieles, das ich kaum flüchtig gestreift habe, hätte ich noch auf dem Herzen! Vor allem das Theater, an dem ich als Berliner Theaterleiter und Kritiker stark beteiligt war; und im Zusammenhange damit: meine Beziehungen zur Bühnendichtung der jüngsten Zeit, zur „modernen Richtung", die unter der Agide der feinspürigen Otto Brahm und Paul Schlenther mit der Begründung der „Freien Bühne" sich die Bretter erobert und behauptet hat.

Schon bei der bloßen Aufzählung meiner Unterlassungen wird mir angst und bange; und ich würde mich überhaupt nicht an mein Vorhaben, so wie ich es mir ursprünglich gedacht hatte, heranwagen, wenn ich mich nicht des ermutigenden Wortes der Manto erinnerte:

Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

So sei es denn gewagt! Auch die Fahrt ins Ungewisse, die mich strudelnd entführt, hat ihren Reiz. Gelange ich nicht an mein Ziel und bleibe ich vorher unterwegs liegen, so lohnt es doch wohl, aufzubrechen.

Wie ich in den nachfolgenden Aufzeichnungen liebe und bedeutende Menschen, denen ich begegnet bin, zu schildern versucht und die Erinnerung an sie durch frühere Skizzen in verflatterten Blättern, soweit ich die längst verwehten noch erhaschen konnte, aufgefrischt habe, so sollen nun in einem noch folgenden Bande, in dem ich die Bilanz meines beruflichen Wirkens ziehe und mit dessen letztem Buchstaben ich wohl auch mein letztes öffentliches Wort abschließen werde, die lieben Alten, von denen ich mich noch nicht verabschiedet habe, noch einmal in frischer Lebendigkeit vor mir auftauchen und Gestalt gewinnen. Wenn's sein kann, in Zusammengehörigkeit; wenn's nicht anders geht, meinetwegen sogar in launischem, krausem Durcheinander. Und wie für die beiden ersten Bände würde dann wohl auch für den dritten, wenn er überhaupt erscheint, das von meinem Sohne Hans hergestellte Register einigermaßen Ordnung schaffen.

Im Sommer 1917.

Paul Lindau

Inhalt

Von Stammtischen

Seite

Beim alten Dressel 3
George Belly 8
Hugo Müller 12
Theodor Lebrun 21
Herbert Pernice 23
Gustav von Moser 29
Karl Sontag 38
Mein letzter Kneipabend mit Otto Erich Hartleben 51

Humoristen

Vom alten „Kladderadatsch" 63
David Kalisch und Wilhelm Scholz 66
Ernst Dohm 70
Rudolf Löwenstein, Johannes Trojan u. sein Pflegling Hieronymus Truhn 81
Julius Stettenheim 95
Bei Fritz Reuter zu Gast 106
Wilhelm Busch 116

Wiener Freuden und Freunde

Freundliche Konkurrenten 137
Gemütliche Sommertage 143
Wiener Musikanten 147
Alexander Girardi und der Wiener Fiaker 149
Die „Schrammeln" und beim Heurigen 153
Die Arena in Baden bei Wien 158
Wiener Lieder- und Volkssänger, Guschlbauer und die Mirzl 161
Johann Strauß 167

Drei Burgtheater-Direktoren

Heinrich Laube 197
Franz von Dingelstedt 245
Adolf Wilbrandt 260

Abschied von Wien

Seite
Abschied von Wien 293
Ludwig Anzengruber 298
Ferdinand Kürnberger 305
Daniel Spitzer 315

Herzog Georg von Meiningen. Sein Theater und seine Gäste. Henrik Ibsen

Stellung des Herzogs zur Regie 328
Der Herzog und die Musik 333
Meine Anstellung als Intendant. Unterweisungen für Inszenierung . . 336
Günstige Ausnahmebedingungen des Hoftheaters 341
Wie das Schauspiel „Die Erste" entstand 346
Helene Freifrau von Heldburg. Feier der Silberhochzeit 349
Fausts Ende. Schlußakt des zweiten Teils 357
Mein Abschied von Meiningen. Späterer Verkehr 360
Tod des Herzogs. Die Trauernden 365
Erste Begegnung mit Henrik Ibsen 368
Mit Ibsen in Meiningen 371
Mit Ibsen in Berlin 377
Ibsen in Christiana 379
Ibsens Tod 384

Register 386

Von Stammtischen

Beim alten Dreffel

Was ſoll nach des Tages Laſt und Mühen ſo ein armer Teufel anfangen, der keine oder doch keine angenehme Häuslichkeit hat und aus dieſem oder jenem Grunde nicht imſtande iſt oder gar keine Luſt hat, ſo etwas, was man richtige „Beſuche“ nennt, zu machen oder zu empfangen? Soll er in nüchterner Einſamkeit allein und kummervoll ſein Abendbrot mit Tränen eſſen oder ſich laben an der Abfütterung einer liebloſen Köchin, etwa den verkappten und kümmerlichen Überreſten des Mittagsmahles, den unausbleiblichen, unausſtehlichen Frikadellen, „die unbeliebt in den meiſten Fällen“, wie der Dichter ſo tiefſinnig bemerkt? ...

Man braucht ſich nicht viel darauf einzubilden, beſonders bibelfeſt zu ſein, wenn man weiß, daß ſchon in der Schöpfungsgeſchichte, im zweiten Kapitel des erſten Buches Moſis, die Erſchaffung des Weibes mit dem Satze motiviert wird: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.“ Man will ſich doch ausſprechen. Man will hören, was los iſt, ſich über Staats- und gelehrte Sachen, die auf der Tagesordnung ſtehen, von kundigen Thebanern belehren laſſen und gelegentlich auch ſeine Weisheit zum beſten geben.

Und dies Verlangen weiſt vom Schreibtiſch oder von der Staffelei in gerader Linie auf den Stammtiſch. Da findet man gleichgeſtimmte ſchöne Seelen. Fremde Elemente, die ſich dorthin verirren oder herandrängen wollen, merken bald, daß ſie mit den Autochthonen keine rechte Fühlung gewinnen können. Sie bleiben Gäſte am Stammtiſch, ohne Stammgäſte zu ſein, und verſchwinden bald wieder ebenſo geräuſchlos, wie ſie gekommen waren.

Ich ſpreche nicht von der Kneipe im gewöhnlichen Sinne, wie ſie das deutſche Gemüt empfindet:

Doch dem Guten ſei's gegonnen,
Wenn am Abend ſinkt die Sonnen,
Daß er in ſich geht und denkt,
Wo man einen Guten ſchenkt.

Ich meine nicht das Eldorado der Kneipgenies, dessen geheimnisvollen Zauber und magische Anziehungskraft Hoffmann von Fallersleben in vielen Dutzenden seiner Lieder, die quantitativ erstaunlicher sind als qualitativ, gefeiert hat; ich spreche nicht vom Bier- und Weinhaus:

Wohl weiß ich, was die Hausfrau spricht:
Oh, lieber Mann, so geh' doch nicht,
So geh' doch nicht ins Weinhaus!
Mich aber treibt bald dies, bald das,
Ich weiß nicht wer, ich weiß nicht was —
Kurzum, ich geh' ins Weinhaus.

Ich weiß schon, was den guten Fallerslebener ins Weinhaus getrieben hat. Er hat's uns oft genug in seinen durstigen Reimen gesagt; es ist immer dasselbe Motiv: die Qualität des Getränkes, das ihm da für Geld und gute Worte verzapft wird. Ich will natürlich nicht behaupten, daß an unserem Stammtisch das Trinken eine ganz untergeordnete Rolle gespielt habe; aber keineswegs darf man ihm die Hauptrolle zuerteilen. Für viele von uns war das Getränk doch nur eine mehr oder minder angenehme Begleiterscheinung; und wenn ich von meiner Person sprechen darf, so muß ich gestehen: ich habe an dem gelben Säuerling, der uns gewöhnlich vorgesetzt wurde, nie rechten Geschmack finden können und war froh, wenn ich davon ein genügendes Quantum verschluckt hatte, um — wie ich leider zugeben muß — als einer der letzten Gäste meine Dauerhaftigkeit einigermaßen zu rechtfertigen. Die Hauptsache war und blieb für uns die Gesellschaft ... „Zum Frohen kommt ein Froher dann." Goethe, dem nichts Menschliches fern lag, muß auch den Stammtisch vorgeahnt haben, wenn er im zweiten Teil des „Faust" (Innerer Burghof) sagt:

Hier ist das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich,
Sie sind zufrieden und gesund.

Auch für uns war der Stammtisch der Inbegriff gemütlichen Zusammenseins, mit seiner behaglichen Zwanglosigkeit, mit

ſeinen erregten Debatten ohne Erbitterung und ſeinen Hänſeleien ohne Gehäſſigkeit. Ihm verdanke ich viele gute Bekannte, von denen einzelne mir wirkliche Freunde geworden und bis an ihr ſeliges Ende geblieben ſind. Und von denen will ich hier ſprechen.

* * *

Kurz vor Ausbruch des franzöſiſchen Krieges wurde auf der Nordſeite der Linden, an der Ecke der kleinen, ſtillen Kirchgaſſe, eine Weinwirtſchaft aufgemacht. Der Wirt hieß Rudolf Dreſſel. Er hatte ſich vor mehreren Monaten mit der ſchönen und anmutigen Tochter des bekannten Hoteliers Senior aus der Markgrafenſtraße verheiratet. Bis dahin war er als Ober- und Billardkellner bei Klette in der Nähe des Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen, jetzigen Deutſchen Theaters tätig geweſen und hatte ſich bei den dortigen Stammgäſten eine große Beliebtheit erworben. Er beſaß auch für ſein Fach eine hervorragende Tüchtigkeit. Er war rührig, geſchickt, vergnügt, in ſeinem Vollblutberlinertum ſehr amüſant, dabei taktvoll und zuvorkommend; er machte es jedem Gaſte, deſſen Eigentümlichkeiten er ſofort weg hatte, ſo bequem wie möglich. Kurzum, „Rudolf von Klette“ war ein Juwel. Er hatte beſcheidene Erſparniſſe gemacht, vielleicht hatte ihm auch ſeine hübſche blonde Frau eine Kleinigkeit mit in die Ehe gebracht — viel wird es gewiß nicht geweſen ſein —, aber er hatte gute Freunde, viel Gottvertrauen und einigen Kredit; und ſo machte er ſich denn ſelbſtändig.

Das Lokal Unter den Linden war in ſeiner Einrichtung von einer Anſpruchsloſigkeit, von der man ſich heutzutage kaum noch eine Vorſtellung machen kann. Im erſten kleinen Zimmer war außer dem Schenktiſch nur noch Raum für einen kleinen runden Marmortiſch, um den einige Strohſtühle ſtanden. An dieſes Empfangszimmer ſchloß ſich ein ſchmaler Raum, der auf die Kirchgaſſe hinausging. Er war ziemlich dunkel und ungemütlich. Da war an der einzigen größeren Wand den Fenſtern gegenüber ein langer Tiſch aufgeſtellt, an dem wohl acht bis zehn Gäſte Platz hatten. Durch dieſen gangartigen Raum gelangte man in das dritte und letzte Zimmer, das etwas größer und

etwa quadratisch war. Da standen drei Tische. Hinter einem war sogar ein Sofa. Das ganze Mobiliar war von rührender Einfachheit. Als einziger Zimmerschmuck hingen an den Wänden die Bilder des Königs Wilhelm, Bismarcks und Moltkes in fragwürdigem Farbendruck und die recht gute Kopie eines interessanten Bildes von Ludwig Devrient. Später kam noch eine Photographie von Lebrun als Beethoven in Hugo Müllers „Adelaide" hinzu. Auch dieser Raum ging auf die enge Sackgasse hinaus, war finster selbst an hellen Tagen und, wenn ich's mir recht überlege, wohl auch recht wenig behaglich. Ich hab's damals nicht gemerkt, denn ich habe unvergeßliche Stunden dort verbracht. Es war das Stammzimmer, dessen berechtigte Gäste exklusiver waren als die Mitglieder eines vornehmen Londoner Klubs. Wehe dem Fremden, der sich arglos da hinein verirrte! Länger als eine halbe Stunde vermochte auch der Standhafteste der erdrückenden Gewalt stummer Verachtung nicht zu trotzen.

Unten im Keller, wo Dressel seine guten, vermutlich auf Kredit bezogenen Weine lagerte, waren noch ein paar kleine Räume zur Bewirtung von Leuten, die gern ungestört sein wollten, notdürftig hergerichtet: die „Katakomben", wie sie genannt wurden. Mit diesen Kellernestern und deren lichtscheuen Insassen hatten die Gäste des Restaurants im Erdgeschoß keine Fühlung.

Kaum hatten sich in der neueröffneten Wirtschaft die ersten Gäste eingefunden, als dem jungen Wirte, der das Geschäft allein leitete, der Einberufungsbefehl zuging. Dressel war Soldat mit Leib und Seele. Im sechsundsechziger Feldzuge hatte er sich schon eine höchste militärische Auszeichnung geholt: die goldene Tapferkeitsmedaille. Er war der typische Gardeunteroffizier, der typische Berliner. „Ein Kerl wie Dressel", sagte mir später einmal einer seiner Vorgesetzten, „bringt Schwung in eine ganze Kompanie. Er ist einfach unbezahlbar. Nie marode, immer vergnügt. Und wenn alles wegrequiriert ist und kein Pfund Fleisch mehr im ganzen Dorfe, dann kommt Dressel und hat eine fette Gans unterm Arm." Er war also auch natürlich begeistert für den Krieg gegen die Franzosen, für die er überhaupt, wegen der zahlreichen Fremdwörter in ihrer Sprache, nicht viel übrig hatte.

Aber ſeine Begeiſterung wurde doch einigermaßen durch die trübe Erwägung gedämpft, daß er ein junges Weib und ein ungeſichertes Geſchäft verlaſſen mußte, daß er nach menſchlicher Berechnung alles, was er hatte, verlieren würde.

Da taten ſich einige gute und verſtändnisvolle Freunde, die dem luſtigen und tüchtigen Dreſſel zugetan waren, zuſammen und gaben ihm und ſich das Verſprechen, bis zum Friedensſchluſſe, bis zu ſeiner glücklichen Heimkehr, das verwaiſte Lokal zu ihrer ausſchließlichen Stammkneipe zu machen und es unter allen Umſtänden über Waſſer zu halten. Es waren wirklich gute Freunde und im wahren Sinne des Wortes auch gute Gäſte. Unter Umſtänden hätten deren wohl ſchon zwei, drei genügt, die ſchwankende Bude eine Weile zu ſtützen. Und es waren über ein halbes Dutzend, die den eigentlichen Kern der eingeſchworenen Stammgäſte bildeten, an den ſich bald wohl noch ein Dutzend von zwar nur gelegentlichen, aber doch ziemlich oft wiederkehrenden Überläufern von anderen Lokalen anſetzten, die zum Teil auch bald den Regulären zugezählt werden durften. Es waren meiſtens Künſtler und Gelehrte, einige kunſtfreudige Kaufleute — lauter nette, gemütliche Menſchen, die meiſten mit durſtigen Kehlen. Sie hatten alleſamt in ihrem Etat für den Poſten „Dreſſel“ eine beträchtliche Summe angeſetzt. Die einen durften es ſich erlauben, die anderen erlaubten es ſich ſo.

So fand denn Rudolf Dreſſel, als er im Sommer 1871 aus dem Feldzuge heimkehrte, ſeine Wirtſchaft — ich will nicht ſagen: in blühendſtem Zuſtande, aber doch aufrecht und keineswegs im Verfall. Und ſeine originelle Tüchtigkeit förderte den entſchiedenen Aufſchwung. Sein Name wurde bald in immer weiteren Kreiſen genannt. Man wußte, daß es bei ihm luſtig zuging und daß man bei ihm gut aufgehoben war. Die Geſellſchaft wurde bunter und mannigfaltiger, ohne darum Einbuße an ihrer Stimmung zu erleiden. Als künſtleriſche Stammhalter müſſen in erſter Linie wohl genannt werden: Theodor Lebrun, der Direktor des Wallnertheaters, Hugo Müller, ſein Regiſſeur, Hauptdarſteller in der „höheren Richtung“ und bevorzugteſter Autor, Emerich Robert und Wilhelm von Hoxar, die ſich auf jede Weiſe beim Schauſpielhauſe

unbeliebt zu machen trachteten, um die Lösung ihres noch auf lange Jahre laufenden Kontraktes durchzusetzen und zum Wiener Stadttheater zu flüchten, das Laube zu begründen im Begriffe stand und für das der Rattenfänger Strakosch Talente werbend die deutschen Lande durchzog. Dazu kamen noch der damalige Privatdozent der Chemie, später Professor und Geheimer Regierungsrat Dr. Scheibler mit dem würdigen Patriarchenhaupte und mehrere junge fidele Juristen, von denen die wenigen noch Überlebenden zu hohen Ehren und Würden aufgestiegen sind; der grundgescheite J. B. von Schweitzer, von dem ich schon gesprochen habe (Bd. I, S. 306), der sich nach kurzer, mehr geräusch- als ruhmvoller Führerschaft der rheinischen Sozialdemokraten vom politischen Kampfplatze zurückgezogen hatte, um harmlos lustige Schwänke zu schreiben, denen wie ihrem Autor ein längeres Leben zu wünschen gewesen wäre.

Ziemlich oft kam Besuch von den Heerlagern beim Schweren Wagner, von Schubert (gegenüber dem Schauspielhause), Trarbach und Hausmann, von Siechen und Stallmann: die Gelehrten des „Kladderadatsch" und andere Humoristen, von denen noch die Rede sein wird — sie alle und manche andere tauchten gelegentlich im Stammzimmer auf und fühlten sich wohl in Gemeinschaft mit den Seßhaften.

Dazu gesellten sich noch edle Fremdlinge, vergnügte Abgeordnete, Autoren, die die erste Aufführung ihres neuen Stückes, Schauspieler, die ein Gastspiel aus der Provinz nach Berlin geführt hatte, wie Ernst Wichert aus Königsberg, Gustav von Moser, ein häufiger und gern gesehener Gast aus Holzkirch bei Lauban, Emil Thomas und Hübner vom Thaliatheater in Hamburg.

George Belly

Zu sehr vorgerückter Stunde kam bisweilen auch mit schwerem, nicht mehr ganz sicherem Schritt George Belly, der Verfasser von „Monsieur Herkules", der „bohème" vom reinsten Schlage, auf seiner nächtlichen Runde zu Dressel. Belly wohnte immer in der Mittelstraße. Wenn er auszog, brauchte man ihn bloß zu fragen: „Welche Nummer?" Bei Jansen in der Mittel-

straße fing er sein Pensum denn auch gewöhnlich an. So gegen Abend, wenn er eben aufgestanden war. Dann schlug er gewöhnlich die nördliche Richtung ein, suchte seine Freunde vom Zirkus, für die er auch dichterisch tätig war, in den Kneipen der Marien- und Luisenstraße auf, wandte sich alsdann südwärts, sprach bei Schubert in der Charlottenstraße vor, stattete bei Hausmann und Trarbach kürzere Besuche ab, stieg in Kiehnels Keller, „die schmale Weste" genannt, hinab, allwo freundliche junge Mädchen seine Kouplets sangen, besuchte im „Café de Versailles" seine Freundin „Fanny mit der Mutterliebe", also genannt, weil sie sich alle Viertelstunde aus der Gesellschaft der zechenden Gäste wegstahl, um sich zu überzeugen, daß ihrem im Nebenzimmer sauber gebetteten kleinen Mädchen auch nichts fehle. Alsdann trank er bei Zelenka eine halbe Flasche Tokayer und beendete sein Tagewerk im Kapkeller, wo er in der Frühe gegen Fünf ein Beefsteak, das für ihn auf der Spiritusflamme gebraten wurde, mit großem Appetit verzehrte. In jedem einzelnen Lokal trank er ja nicht viel, aber der Konsum an hellem und dunklem Bier, Mosel, Grog, Knickebein, Ungar- und Kapwein summierte sich im Laufe des Abends doch recht ansehnlich. Wenn er in der Mitte seiner alkoholreichen Wanderung gelegentlich bei Dressel einkehrte, so merkte man ihm gewöhnlich auch an, daß er schon etwas geleistet hatte. Sein Auge erglänzte milde in feuchtem Wohlwollen, seine etwas beschwerte Zunge lallte eitel Menschenliebe. Auch in völlig nüchternem Zustande soll er nach der Versicherung derer, die ihn so gesehen haben wollen, von berückender Liebenswürdigkeit gewesen sein. Die Exekutoren, die mit dem Pfändungsbefehl in der Tasche gegen ihn vorzugehen hatten, warteten in der dunkelsten Ecke des Hausflurs, bis sie seine Tür zuschlagen hörten, um das Schriftstück, nachdem auf wiederholtes Klingeln und Klopfen nicht geöffnet worden war, anschlagen zu können, und stürzten in wilder Flucht von dannen, wenn sie in irgendeiner Bierstube unvermutet Bellys hohe Gestalt auftauchen sahen. Sie wußten, daß er sie unweigerlich anpumpen würde.

Belly ließ sich auf seinen späten Wanderungen gern begleiten. Er hatte manchmal auch guten Grund dazu. Die Freunde, die er mitbrachte oder die ihn mitbrachten, standen wohl nicht ganz

auf der geistigen Höhe der übrigen Gesellschaft und ließen es meist bei dem einmaligen Besuche bewenden. Dafür besaßen sie aber andere Eigenschaften, die den Stammgästen abgingen. Unter Bellys Ägide betraten der mit ungewöhnlicher Körperkraft ausgestattete Belling, der sich als „Aujust" im Zirkus Renz weithallenden Ruf erworben hat, der Löwenbändiger Batty und andere Helden vom „Brettl" und geharkten Sande das Dresselsche Lokal.

Für den Zirkus und alles, was damit zusammenhing, besaß Belly eine leidenschaftliche Zuneigung. Mit allen bedeutenden „Artisten" stand er auf du und du. Der „Fischmensch", der eine halbe Stunde, während andere Produktionen die Zuschauer fesselten, in einem großen Glaskäfig unter Wasser blieb, ein armes verhutzeltes Männchen, das beständig an allen Gliedern zitterte, klapperte und bebte, war sein bester Freund.

Die meisten blödsinnigen Clownszenen rührten von Belly her. So erfreute er sich denn in diesen Kreisen eines besonderen Ansehens, und als „Spezialitätenliterat" stand er obenan.

Eines Tages empfing er in den Nachmittagstunden — natürlich im Bett — den Besuch eines vornehm gekleideten Herrn, der ihm von ihrem gemeinschaftlichen Freunde, dem berühmten Clown Little Wheel, herzliche Grüße überbrachte und zugleich eine Bitte aussprach.

„Ich habe das Unglück gehabt," sagte der elegante Fremde, „meine geliebte Frau im blühendsten Alter zu verlieren. Ich habe die Leiche von Moskau hierher gebracht, sie mumifizieren und ausstopfen lassen und will sie in einigen Tagen nach London überführen, wo sie von Madame Tussauds Abnormitätenkabinett angekauft worden ist. Ich habe mir aber das kontraktliche Recht gesichert, sie vorher unterwegs noch einige Tage ausstellen zu dürfen. Nun wollte ich Sie höflichst bitten, mir dazu einen verbindenden Text zu schreiben."

„Zur ausgestopften Frau?" fragte der nicht sehr empfindsame Belly mit gelindem Entsetzen.

„Allerdings," erwiderte der Fremde höflich. „Ich bin nämlich der Gatte der Julia Pastrana."

Julia Pastrana war, wie jüngere Leute vielleicht nicht wissen, das entsetzliche Ungeheuer, dessen Stirn, Backen, Lippen und

Kinn mit einem langen borstigen Barthaar dicht bewachsen waren; außerdem besaß sie noch eine doppelte Reihe Zähne im Ober- und Unterkiefer — vielleicht die scheußlichste, rätselhafteste menschlich-tierische Abnormität, die es je gegeben hat.

„Das war mir denn doch zu arg," schloß Belly seinen Bericht. „Den Kerl habe ich ohne weiteres 'rausgeschmissen."

Auch für die respektableren Artisten war übrigens unser Kreis fröhlicher Zecher doch nicht das Rechte. Sie hielten es da nicht lange aus und kamen gewöhnlich nicht wieder.

Mit den Leuten am Stammtisch konnten sie sich ja nichts erzählen! Da diskutierte der stupend gelehrte Professor Herbert Pernice mit dem scharfsinnigen Justizrat Primker; da gab Scheibler, ein Naturforscher von umfassendstem Wissen und der wunderbaren Gabe, schwerst zugängliche Fragen durch klare, lichtvolle, leichtfaßliche Darstellung dem Verständnis zu erschließen, Auskunft über dies und das; da warf der feinlächelnde Ernst Dohm eine Bemerkung von attischem Gepräge ein, die sie absolut nicht verstanden, die aber wohl komisch sein mußte, denn die anderen lachten darüber. Da glänzte vor allen Hugo Müller, ein großartiger Blender, der auf Uneingeweihte so wirkte, als stände er da wie Lassalle, „gerüstet mit der ganzen Wissenschaft seines Jahrhunderts"! Der göttliche Hugo hätte frohgelassen mit Moltke über Strategie, mit Ranke über die Hohenstaufen, mit Mommsen über römische Inschriften, mit Gneist über Staatsrecht, mit Helmholtz über Akustik und mit Bunsen über Spektralanalyse debattiert; und vor einem harmlosen Laienpublikum hätte er sicher den Sieg davongetragen. Seine beiden Brüder, die öfter aus Posen zum Besuch herüber kamen, durchschauten ihn natürlich wie wir alle; aber sie freuten sich mit uns über den liebenswürdigen Schwadroneur und talentvollen Strick. Die Gebrüder Müller wurden später an das Berliner Landgericht versetzt, Wasa als erster Staatsanwalt und Boguslaw als Landgerichtsdirektor, der in dieser letzteren Eigenschaft durch seine energische und hervorragend tüchtige Leitung der Prozesse gegen Professor Graef und den Witwenmörder Karl Dickhoff in weiten Kreisen berechtigtes Aufsehen erregte. Keiner dieser drei begabten Brüder hat das sechzigste Lebensjahr erreicht.

Hugo Müller

Jahrelang war Hugo Müller die eigentliche Seele des Dresselschen Stammtisches. Er hatte, ehrlich gesagt, recht viel Lächerlichkeiten, aber sie waren gar nicht störend, vielmehr freundlich-geselliger Art und anheimelnd. Seine Eitelkeit war furchtbar komisch. Sein Doktordiplom, das er sich erst in vorgerückteren Jahren geholt hatte, hing unter Glas und Rahmen an der sichtbarsten Stelle seines eleganten Salons. Eine photographische Verkleinerung führte er in der Brieftasche stets mit sich, um sie bei gutem Anlaß zu präsentieren. Irgendwo hatte er sich an einem kleinen Hofe einen kleinsten Orden ergaststielt. Das Bändchen prangte stets in seinem Knopfloch, auch im Hochsommer im Knopfloch seiner weißen Waschröcke.

Er kam — gleichzeitig mit Lebrun — aus Riga, wo er sich als Künstler und Mensch viel gute Freunde erworben hatte. Alle Naselang empfing er den Besuch eines kurländischen oder livländischen Barons, den er selbstverständlich mit zu Dressel brachte.

Einer Szene mit einem dieser Barone erinnere ich mich mit besonderem Vergnügen. Der Fremdling fühlte sich sehr wohl in der Dresselschen Gesellschaft. Alle waren in guter Stimmung, und die Nachmittagssitzung wurde bis an die äußerste Grenze vorgeschoben. Hugo hatte eine Flasche Sekt nach der anderen bestellt; der „Schnellsegler", wie er die Droschke erster Klasse benannte, wartete bereits vor der Tür. Er mußte am Abend spielen, es war die höchste Zeit zum Aufbruch. Er klopfte an das Glas. In demselben Augenblick griff der Baron aus den Ostseeprovinzen nach der Brieftasche und holte sein Portefeuille hervor.

„Was wollen Sie denn?" fragte Hugo Müller naiv.

„Aber natürlich zahlen! Sie werden mir doch gestatten . . ." entgegnete der Herr mit dem schönsten Gaumen-r.

„Was fällt Ihnen ein? Ich soll Sie hier ohne weiteres für mich zahlen lassen?! Das gibt's hier nicht!"

„Aber ich muß wirklich bitten . . ."

„Davon kann keine Rede sein! Wir raten die Sache aus. Das ist des Landes hier der Brauch! . . . Fatzke!" rief er seinem Leib-

kellner zu, der eigentlich Ferdinand hieß, aber nie anders als „Fatzke“ gerufen wurde. „Wieviel Flaschen haben wir zu zahlen?“

„Sechs, Herr Doktor!“

„Bon!“ Er wandte sich wieder zu seinem Freunde: „Also ... um die Sache abzukürzen, denn ich habe keine Zeit mehr, wir raten die Geschichte in zwei Partien aus und nehmen je drei Flaschen. Einverstanden?“

„Einverstanden!“ antwortete der Baron, der offenbar keine Ahnung hatte, was ihm bevorstand.

„Also,“ rief Hugo. „Drei Flaschen — grad' oder ungrad'? Auf Bürgereid!“ Damit schlug er mit der flachen Hand dröhnend auf den Bizeps des linken Oberarmes und sah sein Opfer mit grausamem Lächeln an.

Der Baron schaute ganz verdutzt drein.

„Ich verstehe nicht ...“

„Ist auch nicht nötig. Grad' oder ungrad'? ... Antworten Sie nur! ... Auf Bürgereid!“ Derselbe Schlag mit der linken Hand auf den linken Oberarm.

„Ungrad'!“ stammelte der Fremdling, sichtbar verschüchtert.

„Sie haben verloren!“ entschied Müller mit olympischer Ruhe. „Nun also die anderen drei Flaschen! ... Grad' oder ungrad'? Auf Bürgereid!“ Auch diesmal begleitete dieselbe feierliche Gebärde ausdrucksvoll die Beteuerung.

„Grad'!“ antwortete der Mann von der Ostsee diesmal ziemlich getrost.

„Sie haben wieder verloren!“ versetzte Müller mit würdigster Gelassenheit. „Leben Sie wohl!“

„Einen Augenblick!“ rief ihm der Baron nach. „Bitte, erklären Sie mir das hübsche Spiel.“

Hugo hatte bereits den Hut aufgesetzt.

„Sehr einfach,“ gab er zur Antwort. „Ich denke mir eine Zahl, zum Beispiel sechs, und frage Sie: auf Bürgereid! Sie antworten: ungrad'. Sie haben also verloren. Das nächste Mal denke ich mir drei. Sie antworten: grad' — Sie haben also wieder verloren. Auf Bürgereid! Sehr einfach!“

„Sehr einfach ... und hübsch!“ sagte der Baron. „Nun müssen wir aber noch eine Flasche trinken, und diesmal lasse ich raten!“

Müller sagte sich: Sechs Flaschen habe ich dem Fremden aus dem Norden angedreht. Da ist es nicht mehr als recht und billig, daß ich auch eine zahle.

„Also Fatzke, blitzschnell noch eine letzte! Dalli, dalli!"

Mit komischem Ungeschick stellte nun der Baron die verhängnisvolle Frage und imitierte schwerfällig die verrückte Bürgereidsgeste: „Grad' oder ungrad'? ... Auf Bürgereid!"

„Ungrad'!" versetzte Müller aufs Geratewohl.

Der Baron lehnte sich in seinen Stuhl etwas zurück, schüttelte den Kopf und sagte in aufrichtiger Verwunderung: „Merkwürdig! Sie haben gewonnen!"

Die gute Seele war ehrlich gewesen.

Bis zu diesem Augenblick hatten wir, die Zeugen dieses Wettkampfes, eine ungefähr würdige Haltung bewahrt, aber nun platzten wir los. Der Baron lachte mit, ohne zu wissen, weshalb. Die Flasche wurde schnell geleert, und Hugo Müller fuhr in seinem Schnellsegler nach dem Wallnertheater.

Die kleine Geschichte fällt in Hugo Müllers Glanzzeit. Er hatte sich in Berlin schnell als Bonvivant und besonders als Theaterschriftsteller eine gute Stellung gemacht. Mit seinen Lustspielen und Volksstücken: „Onkel Moses" (für Lebrun als Moses Mendelssohn geschrieben), „Adelaide" (mit Lebrun in einer unvergleichlich schönen Maske des Beethoven), der graziösen Plauderei „Im Wartesaal erster Klasse", mit den Volksstücken „Heidemann und Sohn", „Von Stufe zu Stufe" (mit Wilcken, unter starker Benutzung eines nicht genannten französischen Stückes), „Spitzenkönigin" (in Gemeinschaft mit Adolf L'Arronge, der wohl das meiste davon gemacht hat, den aber damals noch kein Mensch würdigte) — mit diesen und anderen Stücken hatte er große Erfolge erzielt und auch viel Geld verdient. Aber in seinem göttlichen Leichtsinn gab er immer noch ein bißchen mehr aus, als er hatte.

Er war ein Virtuose in unsinnigen Ausgaben. So hielt er sich zum Beispiel einen Kammerstenographen, der stundenweise sehr hoch bezahlt wurde. Der Preis war eben nach der Stunde Diktat bemessen, die Übertragung aus dem Stenogramm mit inbegriffen, so daß also eine Stunde Diktat für den Stenographen

vier, fünf Stunden angestrengter Arbeit bedeuten konnten. Das Unglück war nur, daß Müller den Stenographen in seine Wohnung bestellte, während er ruhig bei Dressel kneipte. Am Ende des Monats liquidierte der Stenograph eine ganz ansehnliche Summe und kündigte, weil er sich schämte, ein so hohes Wartegeld ohne weitere Leistung einzustecken.

Aber einige Scherze kamen ihm noch kostspieliger zu stehen. Während einer Ferienreise hatte er irgendwo — vielleicht in Emmental selbst — Käse gegessen, der ihm besonders geschmeckt hatte. Er ließ also den Wirt rufen, denn er verhandelte immer nur mit den obersten Autoritäten, und fragte ihn, woher der Käse stamme. Auf den Bescheid des Wirtes, daß es eigenes Fabrikat sei, richtete er die weitere Frage an ihn, ob er davon eine größere Portion beziehen könne.

„So viel der Herr wollen," lautete die Antwort.

„Dann schicken Sie mir — hier ist meine Visitenkarte — so etwa ein Schock nach Berlin."

„Wieviel?" fragte der Wirt.

„Ein Schock. Sechzig Stück."

„Wird es dem Herrn nicht zu viel werden? Sechzig Stück!"

„Das lassen Sie meine Sorge sein, guter Mann!" erwiderte Müller mit seiner lächelnden Überlegenheit. „Ich habe viel Freunde, ich werde schon Abnehmer finden."

„Wie der Herr befehlen."

Hugo Müller hatte an Käse von bescheidenem Berliner Format gedacht. Eines Tages kam nun ein Frachtbrief an, und am Nachmittage rasselte ein mächtiger Lastwagen vor die Tür, über und über mit käsernen Mühlsteinen von gewaltigem Umfange beladen. Es war eine schreckliche Summe von Kilos, und die Sendung kostete ein Vermögen. In aller Eile mußte ein Speicherraum für die Bergung gemietet werden. Und die Verlegenheit des Unterbringens war groß. Einige gutmütige Freunde, wie Dressel, Siechen, Hiller, erbarmten sich des unglücklichen Käsemannes. So ein knappes halbes Dutzend wurde er los. Aber die Verteilung der übrigen vierundfünfzig Käse bereitete ihm schwere Sorgen. Alle Freunde bis in die weiteste Peripherie des Müllerschen Kreises waren von ihm mit der Emmentaler

Liebesgabe erfreut. Milde Stiftungen, das Asyl für Obdachlose, das Magdalenenstift, wurden mit reichen Spenden bedacht. Es blieb immer noch welcher übrig. Viele Zeitgenossen haben den Müllerschen Käsekauf nie überwunden: sie haben nie wieder Emmentaler essen können.

Von noch weitertragenden Folgen wurde die Katastrophe der Dampfnudeln für Hugo Müllers Realbesitz.

Seine Freunde hatten bemerkt, daß sich seiner von einem bestimmten Zeitpunkt an in bezug auf seine Beurteilung der Dresselschen Mehlspeisen eine auffällig kritische Stimmung bemächtigt hatte. Pfannkuchen, Omelettes, Beignets — es war ihm nichts mehr recht zu machen. Seine Zensuren waren geradezu lieblos. Es dauerte auch nicht allzu lange, da wurde uns das Rätsel seiner Verstimmung gelöst. Er erzählte uns, daß er eine neue böhmische Köchin gemietet habe. Er geriet in wahre Ekstase, als er von ihren Leistungen in der Feinbäckerei schwelgte.

„Dampfnudeln macht sie!" rief er entzückt aus. „Wie soll ich's nur mit Worten schildern?! Sie macht Dampfnudeln, wie ... wie Rubinstein Klavier spielt! Es ist etwas Ungeahntes! Und wissen Sie was? Nächstens müssen Sie Dampfnudeln bei mir essen. Ich habe die Herren schon längst zu mir bitten wollen."

Ein Termin wurde nicht bestimmt. „Nächstens müssen Sie Dampfnudeln bei mir essen," wurde allmählich zu einem geflügelten Worte, denn Hugo Müller lud jeden seiner Bekannten, der ihm in den Weg lief, zu Dampfnudeln ein.

Als er eines Abends in einem Anfall von gewissenhafter Schwäche das Fazit seiner Einladungen zog, wurde ihm sofort klar, daß gar nicht daran zu denken war, die unabsehbare Schar der Dampfnudelgäste in seiner sehr hübschen, aber in den räumlichen Verhältnissen bescheidenen Wohnung unterzubringen. Er hatte die Hälfte einer Etage in der Wallnertheaterstraße inne. Ein Zufall — soll man ihn glücklich oder tückisch nennen? — fügte es nun, daß die anstoßende Wohnung der anderen Hälfte gerade leer stand. Hugo war der Mann der schnellen Entschlüsse. Er mietete die andere Hälfte auch, ließ eine Tür brechen, möblierte die Vorderzimmer und hatte nun auf einmal eine ganz große Wohnung. Alles wegen der Dampfnudelgesellschaft. Sie ver-

lief übrigens lustig, und die Dampfnudeln waren wirklich sehr gut. Sie waren ihm nur — abgesehen von den einmaligen Anschaffungen der Möbel, Gardinen, Teppiche und so weiter; Geschirr, Bestecke und Tischwäsche hatte Dressel geliehen — durch die dauernde Mehrbelastung seines Etats um etwa zweitausend Mark Miete jährlich ein bißchen teuer zu stehen gekommen.

Dagegen machte er manchmal auch vorteilhafte Geschäfte. Eines solchen Geschäftes, das allerdings in eine etwas spätere Zeit fällt und über dessen moralische Unterlage sich streiten läßt, erinnere ich mich sehr genau.

Müller hatte seine sichere und einträgliche Stellung in Berlin aufgegeben und war als Direktor des Residenztheaters nach Dresden übergesiedelt. Sein Weg führte ihn aber oft nach Berlin und dann natürlich zu Dressel.

An einem sehr heißen Sommernachmittag saßen wir im „Vorgarten". So nannten wir das kleine, schmale Podium, das neben der Ladentür Unter den Linden aufgeschlagen war. Es war wohl kaum zwei Meter breit und vielleicht vier Meter lang. Da standen zwischen je zwei Stühlen zwei kleine runde Marmortische. Es konnten also vier Personen da sitzen. Der Charakter des Vorgartens wurde symbolisch durch zwei Resedatöpfe angedeutet. Wir tranken, um uns zu erfrischen, leichten Mosel mit Selterswasser. Da hielt vor der Tür ein recht elegant wirkender Tilbury. Der Herr, der selbst gefahren hatte, warf dem vermückerten Groom die Zügel hin und kletterte herab. Ich kannte den Herrn sehr wenig, aber er war ein alter Bekannter von Hugo Müller.

Müller, der bekanntlich auf jedem Gebiete Spezialkenner war, musterte das Gefährt mit sachkundigem Blick und sprach, nach flüchtiger Begrüßung, über Wagen, Pferd und Bespannung sich in günstigem Sinne aus. Das war aber nicht im Sinne des Wagenbesitzers.

„Ach was!" bedauerte er. „Mit dem eigenen Geschirr hat man in Berlin bloß seinen Ärger. Ich wollte, ich wäre die ganze Geschichte wieder los."

„Im Ernst?" fragte Müller. „Was wollen Sie dafür haben?"

„Für zweitausendfünfhundert Mark können Sie den ganzen Rummel haben, Wagen, Pferd und den Groom mit Livree dazu! Fort mit Schaden!"

Müller stand auf, überschritt hochschulterig den Bürgersteig, umschritt weihevoll den leichten Wagen, warf einen prüfenden Blick auf den Groom, stellte sich vor das Pferd, klopfte es vertraulich auf die Bläsle, musterte die Fessel und kehrte dann gravitätisch auf seinen Platz zurück.

„Fatzke, geben Sie mir einmal einen Taler!"

„Hier, Herr Doktor!"

„Das Geschäft ist gemacht!" sagte er, sich an seinen Bekannten wendend und ihm den Taler reichend. „Hier ist das Angeld!"

Der Handel war perfekt, und anderen Tages wurde der Tilbury mit menschlichem und tierischem Zubehör mit der Anhalter Bahn nach Dresden befördert.

Zu bemerken wäre allenfalls noch, daß der glückliche Verkäufer viel mehr als den von Ferdinand entliehenen Taler überhaupt nicht bekommen hat. Denn sehr bald darauf brach die Dresdener Herrlichkeit zusammen. Hugo Müller mußte Konkurs anmelden, und die Zweitausendfünfhundertmarkforderung kam in die große Masse der Passiva, denen ein beschämend geringes Aktivum gegenüber stand. Unredlich war er dabei nicht verfahren — einer unanständigen Handlung war er unfähig —, aber sein Leichtsinn kannte allerdings keine Grenzen.

Leichtsinnig war er in allem und jedem, leichtsinnig auch in seinen belustigenden Aufschneidereien und Renommistereien. Er wußte alles und stellte die gewagtesten Behauptungen mit einer Fülle von statistischem Material auf, daß einem Hören und Sehen verging. Er war überall in der Welt gewesen, Augenzeuge aller denkwürdigen Ereignisse. Er hatte mit allen Berühmtheiten des Jahrhunderts intim verkehrt. Wie oft wurde er abgefaßt, wie oft, namentlich von dem gediegenen und exakten Scheibler, festgenagelt, wie oft durch den Nachweis der unmöglichsten Anachronismen in die Enge getrieben! Es nutzte alles nichts. Er schwindelte sich immer wieder heraus und verließ den Kampfplatz mit erhobenem Haupte, „siegesbewußt, Stolz in der Brust".

Das wurde dem braven Scheibler mit der Zeit denn doch zu arg, und er ersann einen teuflischen Plan. Er legte ein Buch an, in dem Hugo Müllers Angaben, ohne dessen Wissen, amtlich protokolliert und von einem der anwesenden Zeugen beglaubigt wurden. Da wurde denn ganz genau verzeichnet, auf wie viel Universitäten er gewesen sein wollte, wie viel Semester er in den einzelnen Städten verbracht hatte, wo und wie lange er engagiert war, wie lange er sich in Italien, England, Frankreich, Spanien, Österreich-Ungarn, Polen, der Schweiz, Norwegen, Rußland und so weiter aufgehalten hatte. Das summierte sich mit der Zeit ganz erstaunlich. Eines Abends wurde Hugo Müller sein Sündenregister vorgelegt. Es stellte sich heraus, daß er — unter der Voraussetzung der Richtigkeit seiner Angaben — sein hundertstes Lebensjahr gerade vollendet und das Abiturientenexamen gleichzeitig mit Robespierre gemacht haben mußte. Zur Feier dieses hundertjährigen Geburtstages wurde eine besondere Festlichkeit veranstaltet.

Hugo war überhaupt der Mann des Feierns. Der Jahrestag seiner Promotion wurde regelmäßig mit Sekt begossen. Als er dreieinhalb Monate Direktor in Dresden war, veranstaltete er eine große Feier der hundertsten Vorstellung unter seiner Leitung. Der Stammtisch bei Dressel entsandte eine starke Deputation nach Dresden. Mitte Oktober hatte Müller seine Direktion angetreten, das Fest der hundertsten Aufführung fiel auf den 22. Januar, Lessings Geburtstag. Dieses feine Zusammentreffen wurde natürlich für den offiziellen Toast der Berliner Freunde verwertet, als deren Wortführer Rudolf Dressel selbst ausersehen wurde. Während der Fahrt wurde der Wortlaut des Trinkspruchs, den Dressel zu memorieren gelobte, im Kupee in gemeinsamer Beratung festgestellt. Der Spruch begann etwa so: „Als ein liebenswürdiges Spiel des Zufalls möchte ich es bezeichnen, daß wir uns gerade heute zur Feier eines Dichters hier vereinigen, — heute am Geburtstage Gotthold Ephraim Lessings.“ Und an diesen schönen Anfang knüpfte sich in saubersten Durchführung eine sehr geschmackvolle Parallele zwischen Hugo Müller und Lessing. Aus Dressels Munde klang es unwiderstehlich überzeugend.

Die Festvorstellung war zu Ende. Die Gäste tafelten im großen Speisesaale des Hotel de Saxe. Dressel klopfte an das Glas. Ich kann ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er mangelhaft memoriert hatte; denn er sprach mit der sonoren Stimme eines preußischen Gardeunteroffiziers also: „Meine Damen und Herren! Es ist eigentlich eine merkwürdige Chose, daß wir heute unseren alten Hugo feiern. Denn heute ist ja Gottlieb Lessingen sein Geburtstag ..."

Über Gottlieb Lessingen kam der Festredner nicht hinaus. Die Wirkung war zündend. Er fühlte, daß sie nicht überboten werden konnte, und schloß: „Also hoch! Und nochmals hoch! Und zum drittenmal hoch!"

Begeistertes Einstimmen, Gläserklingen, Tusch! Dressel nahm seine damalige Lieblingspose ein, warf sich theatralisch in die Brust und rief triumphierend: „Wie steh' ich da?!"

Es war einer der letzten wirklich glücklichen Abende, die Hugo Müller beschieden waren. Nun sank seine Sonne und erlosch. Wenn er jemals Geld gehabt hätte, würde man sagen dürfen, daß er es als Dresdener Direktor verloren hat. Auch körperlich war es nun schnell mit ihm bergab gegangen — er hatte ja eigentlich immer in unverantwortlicher Weise auf seine Gesundheit losgewütet, und mit den Jahren meldeten sich neben den sichtbaren auch die unsichtbaren Gläubiger, die Testamentsvollstrecker von Grog und Sekt. Als Bühnenleiter hatte er Schiffbruch erlitten, als Bühnenautor war er abgetan, er hatte den Boden unter den Füßen verloren und wankte seinem traurigen Ende zu.

Als ich ihm das letzte Mal begegnete — es war unter fröhlichen, geputzten Menschenkindern, unter den Klängen eines Straußschen Walzers im Sonnenschein auf der Kurpromenade in Wiesbaden —, tat er mir in der Seele leid. Er schlich gebeugt und mit zitterigen Bewegungen daher, vorzeitig schneeweiß geworden und geschminkt wie eine alte Kunstreiterin. Er erzählte mir, daß er wahrscheinlich das Anerbieten, Direktor des Burgtheaters zu werden, annehmen werde; Baron Hoffmann lasse ihm keine Ruhe, und Ludwig Speidel bestürme ihn. Aber es war nicht mehr das frische Selbstvertrauen, das ehedem in seinen Aufschneidereien so wohltuend wirkte; es war ein unsicheres

Verlegenheitsstammeln, das auch den freundschaftlichen Hörer peinlich berührte. Nur das bunte Bändchen im Knopfloch zeugte von vergangener Pracht.

Sehr bald darauf las ich, daß er gestorben war. Die „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", um deren Begründung er sich reelle Verdienste erworben hatte, deren erster Präsident er gewesen war, ehrte sein Andenken in würdigster Weise. Und die Freunde, die ihn überlebt haben — ihre einst so imponierende Zahl ist mit den Jahren zu einem winzigen Häuflein zusammengeschmolzen —, gedenken seiner als eines ungewöhnlich amüsanten Gesellschafters, als eines guten und anständigen Mannes. Ich glaube, er hat vielen Gutes und nie einem Menschen etwas Böses angetan.

Theodor Lebrun

Zwischen Hugo Müller und seinem Direktor Theodor Lebrun hatte sich ein sehr intimes Verhältnis herausgebildet. Sie waren zusammen zur Höhe aufgestiegen; sie hatten sich zusammen in ihren Erfolgen gesonnt, und auch ihr Niedergang war ungefähr gleichzeitig.

Lebruns schöner Kopf hatte wirklich etwas Großartiges, Goethesches. Er war ja durchaus nicht unbedeutend, aber er sah doch sehr viel bedeutender aus, als er war. Hinter der hohen, von nachdenklichen Falten durchfurchten Stirn vermutete man gewaltige Gedanken. Er besaß die größte Schauspielerschönheit, wie sie auch Döring zu eigen war: das ausdrucksvolle, glänzende Auge und den energischen, scharf und edel geformten Mund. Als Künstler ist er, glaube ich, von vielen Leuten überschätzt worden, ganz besonders von sich selbst.

Eine Ironie des Schicksals fügte es, daß Lebrun, der sich für einen ersten Charakterspieler der ernsthaften Richtung hielt und gegen das, was er als „niedere Kunstgattung" bezeichnete, die äußerste Geringschätzung hegte, dazu ausersehen war, in dem von ihm geleiteten Theater fast ausschließlich die viel geschmähte Posse zu kultivieren. Er ärgerte sich gelb und grün über die Erfolge der ausgelassenen Stücke, die ihn bereicherten. Er wollte durchaus seine Bühne „literarisch" heben — das heißt, mit schlecht

gespielten ernsten Schauspielen langweilig machen und veröden. Für die Posse, die man bei ihm sehen wollte, besaß er ein Ensemble der auserlesensten Künstler: Helmerding, Reusche, Wilken, Engels, Meißner, Kadelburg, Blenke, Formes, Ernestine Wegner, Paula Carlsen und so weiter. Er hatte keine Ahnung, was er in diesen vortrefflichen Schauspielern besaß. Von Helmerding und Reusche sprach er nie anders als von seinen „Hanswursten". Hugo Müller ließ er allenfalls gelten. Aber wirkliches Vertrauen hatte er doch nur zu einem einzigen Schauspieler seiner Bühne: zu sich selbst. Er hat diesen Irrtum sehr teuer bezahlt.

Wenn er aber auch als Direktor viel gesündigt hat, am Stammtisch war seine patriarchalische Erscheinung unbezahlbar. Er hatte eine so gute Zunge! Wenn er sich eine Flasche Haut Brion, natürlich Schloßabzug aus einem der besten Jahrgänge, gönnte — es war ein wirkliches Vergnügen, ihm zuzusehen, mit welcher Andacht er das Glas füllte, mit welchem göttlichen Behagen er das edle Getränk schlürfte. Er war ein weihevoller Zecher. Er hatte Stil im Trinken. Oft saß er lange Zeit in tiefes Schweigen und stummes Genießen versunken hinter seiner Flasche, mit sinnigem, schwermütigem Ausdruck, den Blick bald auf das Glas mit dem schönfarbigen roten Wein, bald auf die bläulichen Rauchfäden gerichtet, die geradlinig und sich allmählich kringelnd von seiner schweren Zigarre aufstiegen; stumm saß er da, als ob ihn die laute und lustige Gesellschaft um ihn her nichts anging. Er seufzte, trank, rauchte, schwieg.

Da wurde von ungefähr irgend eine Behauptung aufgestellt, der er nicht beipflichten mochte ... Und auf einmal blitzte es in seinen merkwürdig ausdrucksfähigen Augen hell auf. Mit einer Stimme, die alles überdröhnte, warf er in die Unterhaltung eine Bemerkung, die nach seiner Auffassung „der Weisheit letzter Schluß" war. Seine Kritik war erbarmungslos, sein Ausdruck von Lutherischer Derbheit. Keine Widerrede mehr! Wurde sie dennoch gewagt, so wurde er hahnebüchen grob, und um den Ärger herunterzuspülen, bestellte er noch eine Flasche, die dritte oder vierte. Der Zustand, in den er alsdann geriet, war für das Stück, in dem er beschäftigt war, nicht gerade günstig. Nach getaner Arbeit trank er wieder bedächtiger, rauchte, seufzte, schwieg.

Was muß der arme Lebrun gelitten haben, als seine Verhältnisse es ihm nicht mehr gestatteten, sich an den edelsten Schloßabzügen von Bordeaux und den auserlesensten Gewächsen der Vuelta Abajo zu delektieren!

Herbert Pernice

Der interessantesten Stammgäste einer war unbedingt Professor Herbert Pernice. Politisch war er gewiß nicht „einwandsfrei", wie man heute zu sagen pflegt. Mir war es immer ein trauriges Gefühl, wie dieser ausgezeichnete Mann seine ganz ungewöhnlichen angeborenen und erworbenen Gaben, seinen alles durchdringenden Scharfsinn, seine leuchtende Klugheit, seine riesigen Kenntnisse, seine glänzende Dialektik in den Dienst der Sachen stellte, für die er eintrat. Ich möchte gern glauben, daß er sich gerade durch seine logische Schärfe dazu hatte verleiten lassen, sich zum advocatus diaboli herauszubilden, und daß das, was ursprünglich bei ihm so eine Art von geistigem Sport gewesen, schließlich seine wirkliche Überzeugung geworden war. Er fühlte sich eben als Cato, dem die Sache des Besiegten wohlgefiel.

Er hatte die Staffeln der akademischen Laufbahn spielend und überraschend schnell erklommen. Er zählte kaum fünfundzwanzig Jahre, als er in Göttingen zum Professor der Rechte ernannt wurde. Mit dreißig Jahren war er Mitglied der hannoverschen Kammer. Er war in persönliche Beziehungen zum König Georg getreten, hatte nach der Annexion seine Professur niedergelegt, um als staatsrechtlicher Beirat dem entthronten Herrscher dienen zu können. In diesem selbsterwählten Amte bewährte er eine so hervorragende Tüchtigkeit, daß ihm auch der Kurfürst von Hessen die Verfechtung seiner partikularistischen Ansprüche übertrug. Pernice wurde auf diese Art gewissermaßen der Minister der auswärtigen Angelegenheiten aller Deposseedierten. Die klangvollen und mit einer Fülle von schwerwiegenden Argumenten geharnischten Proteste gegen die Annexion aus dem Ende der sechziger Jahre sind zum großen Teil sein Werk.

Das garstige, das politische Lied wurde am Stammtisch über-

haupt wenig angestimmt, und wenn Pernice da war, der keinen Gesinnungsgenossen unter uns fand, erst recht nicht. Für uns war der Fürsprech der Partikularisten nur der prächtige Mensch, der unerschöpflich anregende geistsprühende Gesellschafter, der uns alle mit den Gaben seines Geistes, seiner Bildung, seines köstlichen Humors verschwenderisch überschüttete.

Körperlich war Pernice ein wahres Monstrum. Über sechs Fuß hoch, breitschulterig, dickbäuchig, von geradezu unerhörter Körperfülle. Er wog weit über dreihundert Pfund. Die Leute blieben auf der Straße stehen, wenn der Koloß an ihnen vorüberstampfte. Auf einem Stuhle hatte er keinen Platz. Es wurde ihm durch ein auf zwei aneinander gerückte Stühle gelegtes Brett ein besonderer Sitz bereitet. Auf dem gewaltigen Korpus saß ein ganz jugendlicher, fast schamhaft bescheiden wirkender Kopf von liebenswürdigstem und intelligentestem Ausdruck. Um die riesige Maschine in Gang zu erhalten, bedurfte es massenhaften Materials und sehr hoher Betriebskosten. Nach gewöhnlichen Begriffen durfte man ihn geradezu als einen Vielsäufer und Vielfraß bezeichnen. Zum Abendessen bestellte er sich gewöhnlich zwei Filets Chateaubriand auf einmal, und was er dazu trank, um dieses Quantum Rindfleisch im Betrage von acht Mark (Friedenspreis) hinunterzuspülen und die Kehle im Laufe der langen Abendsitzung zu befeuchten, das soll hier nicht einmal angedeutet werden; es war unwahrscheinlich viel! Dann überkam diesen fidelsten aller Kneipbrüder die köstlichste Laune. Mit wunderbarem Vortrage deklamierte er die tiefst empfundenen durstigen Lieder unserer Literatur. Sein Gedächtnis war stupend. Er kannte die ganze klassische Literatur der Deutschen, der Römer und Griechen nahezu auswendig. Scheffels herrliche Kneiplieder aus dem „Gaudeamus", insbesondere die Rodensteiner, sind niemals echter, empfundener, wirksamer vorgetragen worden. Und war Mitternacht vorüber und der Kreis enger und intimer geworden, dann erhob sich der geistige Recke zu voller Höhe. Mit leuchtendem Auge, mit breiter Geste, mit klangvoller Stimme improvisierte er abwechselnd lateinisch und deutsch das krauseste, lustigste und tiefsinnigste Zeug, in allen Rhythmen und Metren der alten Klassiker. Er beherrschte die Form mit vollendeter

Meisterschaft. Ich habe dergleichen nie vordem und nie wieder gehört. Als blutjunger Student hatte er übrigens schon Horazische Oden, Ovids „Liebeskunst" und Gedichte einiger der spätlateinischen Lyriker in freier Nachdichtung, in Heineschem Stile, bei Johann Ambrosius Barth in Leipzig herausgegeben. Diese pseudonym erschienenen interessanten und zum Teil sehr wohlgelungenen Versuche hätten eine regere Beachtung verdient, als sie gefunden haben.

Was der gute Pernice vertragen konnte, war ebenso kolossal wie der ganze Kerl. Ich habe den tapferen Stürzebecher eigentlich nie bezecht gesehen, in überschäumender Weinlaune aber immer, — ob er nun erst den geringsten Teil seines Abenddeputats erledigt hatte oder wehmutsvoll beim anbrechenden Morgen vom letzten Glase Abschied nahm.

Doch nicht immer! Eine Episode in unserem freundschaftlichen Verkehr — wir kannten uns schon von Halle her und waren nach unserer Wiederbegegnung in sehr regen Verkehr miteinander getreten — ist mir unvergeßlich geblieben.

Es war wieder einmal ein schöner Abend am Stammtisch gewesen. Hugo Müller hatte mehrere seiner Geschichten erzählt, in deren Mittelpunkt er stand. Lebrun hatte seinem gepreßten Herzen in erschütternden Kraftworten Luft gemacht, viel getrunken und geraucht, und Pernice mit dröhnender Stimme sein Programm verkündet:

Man spricht vom vielen Trinken stets,
Doch nie vom vielen Durste.

Er hatte unseren Kellner Ferdinand in Sapphischen Strophen angesungen, die Gesellschaft hatte sich allmählich verlaufen, Dressel war schlafen gegangen, die Lichter, bis auf das eine zu unseren Häupten, waren gelöscht, und Ferdinand schnarchte auf einem Stuhle im finsteren Nebenzimmer. Wir waren allein. Es war schon sehr spät; so spät, daß ich auch aufbrechen wollte.

„Thu's mir zuliebe und bleibe noch ein bißchen," sagte Pernice mit einer Stimme, deren ungewohnt trauriger Klang gegen die Lustigkeit, die uns eben noch angelacht hatte, merkwürdig abstach. „Ich möchte nicht gern allein bleiben, und schlafen kann ich doch nicht."

Ich war ganz betroffen. Der Mann, den ich da vor mir sah, schien völlig verwandelt zu sein. Auf seinen Zügen, die ich bisher nur in überquellender Fröhlichkeit geschaut hatte, lag eine unsagbare Schwermut.

„Bist du leidend?"

„Immer!"

Und nun erzählte er mir mit halblauter Stimme seine ergreifende Leidensgeschichte. Schmerzfrei fühlte er sich eigentlich nie. Entsetzliche Beklemmungsbeschwerden plagten ihn in jedem wachen Augenblick, mitten in der angestrengtesten Arbeit, die ihm ein Bedürfnis war, mitten in der übermütigsten Gesellschaft, die erst seine Laune zu voller Lustigkeit angefeuert hatte. Und diese Beschwerden steigerten sich mitunter zu schrecklicher Atemnot, die von unerträglichem Angstgefühle begleitet war. Der schmerzmildernde Schlaf war ihm so gut wie vollkommen versagt. Seit Jahren, seit langen Jahren hatte er sich nicht in horizontaler Lage ausstrecken können. Sobald er sich niederlegen wollte, schoß ihm das Blut in den Kopf, die Schläfen hämmerten, das Herz flatterte, und tödliche Angst scheuchte ihn auf. Nur sitzend auf dem Sessel fand er eine schlafähnliche Ausspannung mit dämmerndem Bewußtsein. Den rechten, echten, erquickenden Schlaf kannte er überhaupt nicht mehr. Es hatte etwas wirklich Erschütterndes, diesen ungeschlachten Hünen weich und sentimental werden zu sehen.

Wir saßen wohl noch eine Stunde allein zusammen. Während der letzten halben Stunde sprachen wir nicht mehr viel. Das Zwielicht des anbrechenden schönen Sommermorgens fiel durchs Fenster, als er sich schwer erhob. Wir weckten den verschlafenen Kellner, der uns die Tür aufschloß. Der Kutscher vor der Tür, der seinen schweren Fahrgast kannte, und ich halfen ihm in die Droschke. Ich sah ihm lange nach. Ich hatte nie geahnt, wie unglücklich der Ärmste war.

Am anderen Tage war er wieder aufgeräumt, sprühend, anregend frisch wie immer. Mit gemütlichem Blinzeln sagte er mir, als er sein Glas an das meinige stieß: „Von gestern wird nie wieder gesprochen."

Er starb fünfundvierzig Jahre alt, im Jahre 1875. Sein Tod

hatte eine grausige Tragik. Beim Kartenspiel mußte er über einen groben Fehler seines Gegners, durch den er sein schlechtes Spiel gewann, laut auflachen. Plötzlich verstummte er, er röchelte, die Karten entfielen seinen Händen, und er glitt entseelt vom Stuhle. Ein Herzschlag hatte seinem Leben und Leiden ein Ende gemacht ...

* * *

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond;
Es blüht eine Zeit und verwelket ...

Ach, der alte Kotzebue hat ja so Recht! Auch Stammtische unterliegen dem Gesetze der Vergänglichkeit und sind gewöhnlich nicht allzu langlebig. Dieser und jener scheidet aus, verlegt seinen Wohnsitz in ein entlegenes Viertel oder gar in eine andere Stadt, Junggesellen verheiraten sich und verbringen ihre züchtigen Feierabende im Kreise ihrer Familie, die für sie zunächst den Reiz der Neuheit hat; oder es kommt ein neuer Wirt, mit ihm ändert sich die Physiognomie des den alten Gästen lieb gewordenen Lokals, und mit dem alten „Herbergsvater", wie Dressel sich mit Vorliebe nannte, ist auch die schwer erklärliche Anziehungskraft des Stammtisches dahin.

Als Rudolf Dressel durch die verlockende Aussicht auf eine großartige Erweiterung seines Wirkungskreises sich entschloß, im Verein mit seinem Freunde und Kollegen Adlon die Wirtschaft im erheblich vergrößerten und durch die Neubauten großstädtisch umgestalteten Zoologischen Garten zu übernehmen, war es aus mit der Herrlichkeit im gemütlichen Hinterstübchen Unter den Linden. Die Verlegung des alten, wirklich recht schäbigen Lokals, das dem wachsenden Andrange wie den gesteigerten Ansprüchen der neugebackenen Weltstädter nicht mehr genügen konnte, nach den benachbarten, viel größeren, jetzt neu hergerichteten und „mit allem Komfort der Neuzeit" ausgestatteten Räumen der früher von dominospielenden Kaffeetrinkern viel besuchten Konditorei von Spargnapani hatten die Stammgäste mehr oder minder willig über sich ergehen lassen. Aber der Wechsel des vergnügten und alles belebenden Wirtes schreckte die Glück-

lichen. Nur einige wenige der Standhaftesten hielten es noch eine Weile aus; dann blieben auch sie weg. Vom alten Dressel war nur der Name geblieben. Und „was ist ein Name"? —

Dressel hat die Trennung von seinen alten Gönnern, die ihm gewiß nicht leicht geworden ist, nicht zu bereuen brauchen. Auch im Zoologischen hat sich seine Tüchtigkeit bewährt und sein Vermögen gewiß vermehrt. Als ich ihn eines schönen Sonntagsabends in seiner neuen Würde besuchte, sagte er mir, indem er auf die Überfülle der Gäste wies, mit frohem Selbstgefühl: „Dreißigtausend Stühle, und nicht einer unbesetzt; auf dem Promenadenwege kann man kaum vom Flecke kommen, — wie stehe ich da!" —

Nicht allzu lange sollte er sich indessen seines neuen Erfolges freuen. Eines Tages brachten die Blätter die Nachricht: Rudolf Dressel, dessen frühes Ende auch die ihm Nächststehenden nicht geahnt hatten, ist gestorben. Viele Hunderte begleiteten ihn auf seinem letzten Wege. Von seinen alten Stammgästen fehlte wohl kaum einer. Und seine früheren Kameraden — er wurde mit allen militärischen Ehren begraben — gaben, während der Sarg in die Gruft versenkt wurde, die drei Trauersalven ab.

Der Dresselsche Stammtisch ist eine Erinnerung geworden, und auch die verblaßt immer mehr. Die Zahl derer, die aus Erfahrung sprechen können, ist erschreckend zusammengeschrumpft ... rari nantes, ein paar Schwimmer, die sich aus dem Schiffbruch der gemütlichen guten alten Zeit über Wasser gehalten haben.

Einigen lieben Leuten, mit denen ich am Stammtisch bekannt geworden bin — wenn nicht an dem von Dressel, dann an einem anderen gleichwertigen, wie bei den schon genannten Hausmann, Trarbach, Schubert, Siechen, Stallmann und so weiter — und denen ich nachzutrauern habe, sollen die folgenden Blätter gewidmet sein.

* * *

Gustav von Moser

... Denn wir suchen kein Lob im Faustkampf
oder im Ringen ...
Lieben nur immer den Schmaus, den Reigen-
tanz oder die Laute,
Oft veränderten Schmuck und warme Bäder
und Ruhe.

Odyssee VIII.

In den ersten Oktobertagen 1903 traf ich eines Abends im Theater Thilo von Trotha, den Hauptmitarbeiter Gustav von Mosers während der letzten zehn Jahre. Durch Moser war ich mit Trotha bekannt geworden, und bei jeder unserer zufälligen Begegnungen knüpfte unsere Unterhaltung an Moser an; so auch bei dieser letzten.

„Dem armen Teufel geht's recht schlecht," antwortete er auf meine Frage, „ich glaube kaum, daß wir ihn noch einmal in Berlin sehen werden; seine Herzschwäche hat bedenklich zugenommen; er kann nicht mehr ausgehen. Schreiben Sie ihm doch einmal, Sie werden ihm gewiß eine große Freude bereiten." —

Ich schrieb ihm am anderen Tage; ich heuchelte die Hoffnung, daß er sich von seinen Leiden bald vollkommen erholen werde — er war öfter durch schmerzhafte Gichtanfälle auf kürzere oder längere Zeit ans Bett gefesselt gewesen —, und ich tat so, als ob ich auch diesmal an solch einen Anfall glaubte. Ich bat ihn, mir recht bald ein Lebenszeichen mit guten Nachrichten über sich zu geben. Die Antwort darauf war die Todesanzeige.

Es war ein lieber, feiner Mensch, von vornehmer Denkart, der da in Görlitz die Augen geschlossen hatte. Wie er zeitlebens auf dem Lande und in der Provinzialstadt dem bewegten Treiben der Metropole fern geblieben war, von den Verhimmlungen und Anschwärzungen der Gevatterschaften im Kaffeehause nichts wußte, so hatte er auch seine Seele von allen Widerwärtigkeiten und Häßlichkeiten des Koterienwesens rein erhalten. Er lebte abseits von dem, was die Leute, die für tiefsinnig gelten wollen, als die „neue Bewegung in unserer Zeit des Überganges" zu bezeichnen pflegen. Als ob die Welt jemals stille stände, als ob

nicht die ganze Kulturgeschichte eine ununterbrochene Aufeinanderfolge sich aneinander reihender Übergangsperioden wäre! Unbekümmert um das Gezänk der Schulen verbrachte er behagliche und bekömmliche Stunden im freundlichen Görlitz und in der nächsten Umgebung — früher auf seinem Gute Holzkirch, dann in Lauban und zuletzt in Bertelsdorf — und merkte wohl nur an den Quartalsrechnungen seiner Tantiemen, daß sich während der letzten zwanzig Jahre im literarischen Leben einiges ereignet hatte. Wie im Umgang mit anderen war er auch im Umgang mit sich selbst, in seiner Arbeit, völlig naiv, ja ein Kind geblieben.

Mit Berlin hatte er von je nur eine ziemlich lose Fühlung behalten. Er kam zwar, namentlich in früheren Jahren, ziemlich oft hierher und blieb manchmal lange, aber in seinem lachenden Epikureismus dachte er nicht daran, diese Reisen etwa als Studienreisen aufzufassen, die neuen Erscheinungen kennen und verstehen zu lernen. Für ihn war Berlin eben nur ein Ausspannen, eine angenehme Abwechslung, wie sie der Provinziale sucht, dem die Ruhe und Einförmigkeit seiner Umgebung eines Tages langweilig wird und der sich in der Hauptstadt erfrischen, zerstreuen, amüsieren will. Der „Wintergarten" mit seinen gesunden „Artisten" interessierte ihn mehr als das „Deutsche Theater" mit „erblicher Belastung". Körperliche Gewandtheit stand in seiner Schätzung überhaupt sehr hoch; er selbst war ein leidenschaftlicher Jongleur und hatte es in der Kunst, seine Handschuhe, seinen Regenschirm und Apfelsinen von hinten über die Schulter zu werfen und vorn aufzufangen, zu einer für einen Dilettanten bemerkenswerten Fertigkeit gebracht. Darauf bildete er sich auch sehr viel ein, mehr als auf seine Komödien; denn von seinen eigenen Stücken dachte er eigentlich viel zu gering. Er machte sich selbst nicht klar, daß wir seit Kotzebue in ihm wohl den findigsten, fruchtbarsten und müheloseſt schaffenden Bühnenschriftsteller besaßen.

So fern es mir liegt, den lieben Moser mit Molière, auf den er wohl nur im Alphabete folgt, zu vergleichen — die an Molière gerichteten Verse Boileaus:

> Rare et fameux esprit, dont la fertile veine
> Ignore en écrivant le travail et la peine . . .

treffen für Moser vollkommen zu. Es gelüstete ihn nicht, zu den starren Gipfeln aufzustreben, Stufen einzuhauen, sich anseilen zu lassen und im Schweiße seines Angesichts die Höhe zu erklimmen. Er schlenderte mit dem Spazierstöckchen durch die wogenden Felder im Tale, freute sich des roten Mohns und der blauen Kornblumen und pfiff sein Liedchen dabei. Vom „Schweiße der Edlen" hat er wohl nie etwas gewußt; wenn es ihm auf seinen Spaziergängen zu heiß wurde, so zog er eben den Rock aus oder ging nach Hause.

Aber er war ein unermüdlicher Spaziergänger. Seine Art der Produktion für die Bühne war ihm gewissermaßen ein Lebensbedürfnis und zugleich ein stetes, unausgesetztes Vergnügen. Er war eigentlich gar kein sonderlich scharfer Beobachter; ich habe in unserem langjährigen und intimen Verkehr von ihm nie eine Bemerkung gehört, die mich darauf hätte schließen lassen, daß er für die Eigentümlichkeiten seiner Nebenmenschen ein feineres Verständnis oder auch nur ein besonderes Interesse gehabt hätte; ich habe in den vier Jahrzehnten unseres Umganges, soviel mir erinnerlich ist, auch eigentlich nie einen guten Witz von ihm gehört, kaum eine scherzhafte Bemerkung; aber trotzdem war das Zusammensein mit Moser für mich immer überaus anregend und erfreulich.

Abgesehen von seinen bestrickend liebenswürdigen Formen, von der Milde seines Urteils über Menschen und Dinge, von dem unwiderstehlichen Zauber seines vornehmen und sympathischen Wesens merkte man, auch ohne daß das Gespräch sich jemals vertieft oder durch sprühende Geistesfunken Glanz erhalten hätte, daß der schlanke, hochgewachsene und, wie man heute zu sagen pflegt, „tadellos" angezogene Mann mit den klugen, feuchten Augen, um die sich an den Winkeln feine Fältchen pfiffig lagerten, doch nicht der erste beste war!

Es war geradezu spaßhaft, wie er in allem und jedem und beständig eine Bühnenwirkung witterte. Wenn jemand vom Tische aufstand, so erklärte er es für einen guten oder schlechten „Abgang". Als einmal bei Dressel ein ungeschickter Kellner eine grüne Erbsensuppe auf das weiße Kleid einer Dame am Nachbartische ausschüttete, sagte er mir: „Das wäre eigentlich ein guter

Aktschluß!" Und nach einigem Besinnen fügte er hinzu: „Für den zweiten Akt, für den dritten reicht's nicht aus!" Und nach weiterem Besinnen fügte er hinzu: „Wenn die Dame das Kleid zum erstenmal trüge und nun furchtbar zornig würde, dann ginge es am Ende auch für den dritten Akt!"

Der „homme de métier" offenbarte sich aber in Moser am stärksten, wenn er einem die Handlung eines neuen Stückes erzählte, an dem er gerade arbeitete; — an einem Stücke arbeitete er immer, gewöhnlich aber an mehreren. Und er war frei von der kleinlichen Angst der Autoren, die ihren neuen „Stoff" wie Fafner das Gold in der Neidhöhle hüten. Er erzählte mit lächelnder Unbefangenheit jedem seiner Freunde, der es hören wollte, das Stück, das er gerade schrieb, und die Stücke, die er wahrscheinlich einmal schreiben werde. Laube sagt von ihm in einer sehr hübschen Charakteristik: „Moser ist sehr fruchtbaren Lustspielgeistes und raschesten Wendungen zugänglich. Er hat mir einmal auf einem kurzen Spazierwege in Karlsbad drei Lustspiele hintereinander skizziert, alle drei hübsch, eines geistvoll. Wären wir nicht gestört worden durch hinzutretende Gesellschaft, so hätte er mir noch einige mitgeteilt, die er in petto hatte. Er ist ein ausgesprochenes Lustspieltalent. Und auch sein Charakter paßt trefflich zur Lustspieldichtung: er ist freundlich, höflich, wohlwollend, empfänglich für jeden Eindruck, für jede Anregung."

Mir hat er nicht drei, nicht vier, mir hat er tatsächlich Dutzende von Lustspielen erzählt, die in seiner plastischen und drastischen Darstellung allesamt den Eindruck von durchaus wirksamen Theaterstücken machten. Mich hat er vielleicht in besonderer Weise begnadet, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, mir die freilich nicht sehr seltene Ehre zu erweisen, ein Stück mit ihm zu schreiben. Er war ja ein entschiedener Anhänger der geteilten Arbeit in der Bühnenschriftstellerei. Ihn reizte die Erfindung, die Herstellung des theatralischen Gerüstes; die Ausführung und den Ausbau überließ er gern einem Kompagnon. L'Arronge, Rosen, Schönthan, Lubliner, Jacobsohn, Girndt, Misch, Trotha und so und so viele andere haben sich auf Mosers Anregung zu gemeinsamer Arbeit für die Bühne mit ihm vereinigt. Ich habe seine liebenswürdige Einladung mit der berechtigten Motivierung

abgelehnt, daß wir, wenn ich nach Lauban käme, doch den ganzen Tag mit dem Apotheker Skat spielen würden.

Ich denke noch immer mit Vergnügen an den Anfang einer Erzählung von ihm, in der er mir wieder einmal ein Stück entwarf, das ich mit ihm schreiben sollte. „Denken Sie sich einen Wecker!“ Ich blickte auf. „Ja, einen Wecker! Sie wissen, es gibt Weckuhren mit Pendel, die nur gehen, wenn sie aufrecht stehen, aber sobald sie umgelegt werden, stehen bleiben. Also der Wecker liegt auf dem Tisch, der Mechanismus stockt. Das Mädchen bringt die Zeitungen und richtet aus Versehen den Wecker auf. Nun geht er ... Jetzt kommt eine verfängliche Szene zwischen dem Familienvater und dem Dienstmädchen. Gerade als er ihr einen Kuß geben will, schnarrt der Wecker los. Entsetzt stürzen aus den drei Türen, rechts, Mitte, links, die Familienmitglieder herbei. Sie sehen die Wirkung!“

So fing's bei dem guten Moser an: zuerst der Einfall einer komischen Situation, und nachher kam das übrige. Es kam ihm immer wie von selbst. Und immer mit unbefangener Höflichkeit, in ungezwungener Grazie und unaufdringlich. Über „Kaudels Gardinenpredigten“, den „Veilchenfresser“, „Stiftungsfest“, „Ultimo“, „Hypochonder“, „Registrator auf Reisen“, „Krieg im Frieden“ und Dutzende anderer Lustspiele und Schwänke haben wir alle herzlich gelacht; und das Bedürfnis nach „Milieuschilderung“, „Höhenkunst“, „psychologischer Vertiefung“ wird sich in dem angenehm erheiterten Zuschauer kaum je geregt haben. Auch an ihm hat sich wieder das alte Wort bewährt: „Solventur risu tabulae, tu missus abibis“. Dem, der uns lachen macht, verzeihen wir alles. Nicht nur die verächtliche Oberflächlichkeit mit dem albernen Programmworte auf den Lippen: „Im Theater will ich mich amüsieren, Trauerspiele gibt's genug an der Börse“, wird es bedauern, daß das kindlich-gute Auge dieses Bühnenschriftstellers gebrochen und sein freundliches Lachen verstummt ist.

Moser hatte sich bis in die vorgerückten Lebensjahre hinein, die jüngere Leute dem Greisentume zurechnen, in seinem ganzen Wesen, im Denken und Handeln eine wirklich rührende Kindlichkeit bewahrt. Vor langen, langen Jahren (1856) hatte er als Offizier bei den Jägern seinen Abschied genommen und war

eigentlich als fröhlicher Siebziger noch immer ein Kadett, höchstens ein Fähnrich. Wenn er nach Berlin kam — er wohnte stets in „Meinhardts Hotel", Ecke der Linden- und Charlottenstraße, im Erdgeschoß, bis er durch den Umbau aus seinem angestammten Sitze verjagt wurde —, amüsierte er sich auch wie ein Fähnrich und nicht wie einer, aus dem sich einmal ein liebenswürdiger Schwerenöter wie Reif-Reiflingen entwickeln wird, nein, schüchtern, sittsam und „schämig", wenn irgend ein weibliches Wesen seinen Weg kreuzte. Er war ein durchaus galanter, ritterlicher Mann — ein Anachronismus, der sich aus den Tagen keuscher Minne in unsere Zeit der „Nixchen" verirrt zu haben schien, der in jedem Weibe ohne Zaubertrank in sittlicher Beziehung eine Luise Millerin und in Schönheit eine Helena erblickte, zugleich „aller tugenden Kuniginne" andächtig verehrte und respektierte. Auch leicht geschürzte Damen, die mit der köstlichen Enttäuschung der Judic seufzen: „Ah, le lâche! il m'a respectée!"

Gern erfreute er die Angehörigen des lieblichen Geschlechts durch anmutige Widmungen, durch Blümlein traut, die für ihn sprechen sollten, durch geschmackvolle und unpraktische Artigkeiten, deren Hauptwert in der Gesinnung bestand.

Sein Beruf brachte es mit sich, daß er namentlich durch seine Beteiligung an den Proben mit vielen hübschen Mädchen und Frauen zusammentraf; er verliebte sich in alle, und er machte allen den Hof, nicht mit welscher Ungebühr, nein, ehrlich und harmlos — wie Hermann seine Thusnelda minnt:

So was ein Deutscher lieben nennt,
Mit Ehrfurcht und mit Sehnsucht, wie ich dich!

Aber seine liebenswürdige Frau machte ihm wegen dieser „flirtations" doch manchmal eine kleine häusliche Szene, und der gute Moser wurde gelegentlich, wenn er sich nicht genau besinnen konnte, ob er die Grenzlinie der angestrebten Schuld überschritten hatte oder nicht, in drangvoll fürchterliche Enge gekeilt.

Eines Tages saß er in Görlitz mit seiner Frau gemütlich bei Tisch, als das Mädchen ihm eine Depesche überbrachte. Er las sie, errötete und steckte sie eilends in die Brusttasche seines Rockes.

„Wer depeschiert dir denn?“ fragte teilnahmvoll seine Frau.

„'n Direktor oder vielmehr ein Regisseur ... oder vielmehr ein Agent ... eine gleichgültige Geschichte! ... eine Besetzungsfrage.“

„Du, du! Wenn's so was Gleichgültiges ist, weswegen wirst du denn rot? Weswegen versteckteſt du das Telegramm? Zeige es doch einmal her, wenn du die Wahrheit sagst!“

Moser warf seine Serviette über die linke Schulter wie den Zipfel einer römischen Toga und sprach feierlich: „Glaubst du deinem angetrauten Gatten nicht mehr? Genügt dir nicht das Wort eines deutsches Mannes? Ich könnte dir die Depesche jeden Augenblick zeigen, ich brauchte nur in die Tasche zu greifen und sie auf den Tisch zu legen. Aber das tue ich nicht! Das würde mich in meinen eigenen Augen herabsetzen! Nur auf dem Boden gegenseitigen gefestigten Vertrauens kann eine Ehe glücklich sein und bleiben. Du hast mich tief gekränkt! Du hast mir den Appetit verdorben! Leb wohl!“ Er erhob sich, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Wanduhr geworfen hatte, und eilte in sittlicher Entrüstung von dannen. Die Wärme und Biderbheit seiner würdigen Verwahrung hatte auf Frau von Moser doch wohl nicht ganz den gewünschten Eindruck gemacht; sie setzte sich schnell den Hut auf und folgte den Spuren des Verdächtigen, dessen sie gerade noch ansichtig wurde, als er um die Ecke bog. Sie ließ ihn in genügendem Vorsprung, um in ihm den Wahn zu erhalten, er sei unbeobachtet. Es ging nach dem Bahnhof. Er beschleunigte seine Schritte, als er auf die Bahnuhr geblickt hatte. Frau von Moser begab sich unbemerkt in den Wartesaal dritter Klasse und sah durch die Scheiben, wie Gustav offenbar in der Erwartung des Zuges auf dem Bahnsteig auf und nieder ging. Und richtig, da kam er schon herangesaust und hielt. Moser schritt spähend die Wagenreihe entlang.

Da entstieg einem Abteil ein gemütlich aussehender, behaglicher Herr mit schwarzem Vollbart, der Moser freundlich die Hand entgegenstreckte und mit ihm untergefaßt vor dem Wagen hin und wider schlenderte. Der Herr war Frau von Moser wohl bekannt: der Intendant des Dessauer Hoftheaters, Ferdinand Diedicke. Der Zug hielt sechs, sieben Minuten, abermaliger Händedruck, Diedicke stieg wieder ein und fuhr ab. Moser ging arglos seiner Wohnung zu.

Unterwegs wurde er von der reuigen Gattin ereilt.

„Aber, Gustav, weswegen hast du mich denn so aufsitzen lassen? Weswegen hast du dir und mir den Ärger bereitet?"

„Was? Du bist mir nachgeschlichen? Du hast gesehen, wen ich erwartet habe? Umso besser! Dann ist die Strafe, die ich über dein Mißtrauen habe verhängen wollen, vollkommen. Aber siehst du nun ein, wie schweres Unrecht . . ."

„Ja doch! Aber komm nur, wir wollen weiter essen, ich habe den Braten warm stellen lassen."

In der heiteren Stimmung der vollen Versöhnung nahm das Mahl sein Ende; Moser war großartig und gar nicht nachtragend. Zu seiner milden Beurteilung des Falles mag vielleicht ein Moment beigetragen haben: der Telegraphenbeamte hatte nämlich die Unterschrift „Diedicke" in zwei Wörter geteilt, und das Telegramm, das Moser seiner Frau vorenthalten hatte, lautete nun wörtlich so: „Komme heute 2.30 Uhr nachmittags durch Görlitz. 6 Minuten Aufenthalt. Kurze Begrüßung würde mich herzlich erfreuen. Die Dicke."

An alle möglichen kräftig entwickelten Personen weiblichen Geschlechts hatte Moser gedacht, nur nicht an den männlichen Absender Diedicke.

Moser hatte allerhand Schrullen. Er sammelte drei Gegenstände, die mit seinen persönlichen Neigungen eng zusammenhingen: er trank, ohne im mindesten unmäßig zu sein, ganz gern ein Glas Sekt und legte, ohne sich irgendwie durch Stutzerei lächerlich zu machen, auf die Sorgfalt seiner Kleidung großen Wert. So sammelte er denn: erstens Stanniol von allen Sektflaschen, die er leerte; er wollte daraus eine Urne für seine Asche machen lassen. Ferner: weiße Westen, von denen er in Holzkirch, Lauban, Görlitz, Warmbrunn, Berlin — in allen seinen Standquartieren eine größere Anzahl deponierte, die ihm bei seiner Ankunft in säuberlichstem Zustande zugestellt werden mußten. Er sammelte endlich: Stiefel — Stiefel in ungemessener Zahl, wohl Hunderte von Paaren. Ich habe in den Hinterzimmern seiner Görlitzer Wohnung diese Sammlung gesehen. Es war eigentlich kein erhebender Anblick, aber es war merkwürdig: lauter gebrauchte Stiefel, für alle gesellschaftlichen Bedürfnisse,

für alle Jahreszeiten, für gutes und schlechtes Wetter, in allen Farben, in allen Formaten, mit langen Schäften, mit kurzen Schäften, ohne Schäfte, zum Binden, zum Knöpfen, zum Haken, mit Gummizügen, mit dünnen Sohlen, mit dicken Sohlen, mit einem Worte: Stiefel für alle Neigungen und Stimmungen. Als ich mir kopfschüttelnd diese Aufstellung ansah und ihn fragte: „Haben Sie denn alle diese Stiefel einmal getragen?“ antwortete er seufzend: „Ich stehe zu jedem einzelnen Paare in einem persönlichen Verhältnis. Kein Paar sitzt ...“ Er warf einen Blick auf meine Füße. „Ihre Stiefel scheinen gut zu sitzen, wer ist denn Ihr Schuster?...“

* * *

Die Nachricht von Mosers Tode wurde von allen seinen Freunden sehr schmerzlich empfunden. Meinen Nachruf in der „Neuen Freien Presse“ schloß ich mit den Worten: Man zeihe den Freund, der sich bei Mosers Dahinscheiden so mancher scherzhafter Einzelheiten aus seinem Leben erinnert, nicht der Frivolität und Gefühllosigkeit. Wer den heiteren, freundlich lächelnden Mann im Leben gekannt hat, hat Mühe, ihn sich vorzustellen in der Starrheit und fahlen Entfärbung des Todes, im künstlich verdunkelten Zimmer; der sieht ihn immer nur in den frischen Farben des blühenden Daseins, im hellen Sonnenlichte. Und wer nahezu vierzig Jahre mit ihm verkehrt hat, und oft unter den Bedingungen der herzlichsten Intimität, wer ihn in dieser langen Zeit nie anders gekannt hat als lebens- und genußfroh, hoffnungsvoll, dankbar für die geringste Freude, immer in bester Laune, als lächelnden Weisen, der nie ein klagendes, verzagtes und nie ein verstimmendes Wort über seine Lippen gebracht hat — der würde nicht aufrichtig sein, wenn er, auch in der Stunde wehmütigen Scheidens, die harmlosen Vergnüglichkeiten, die den gegenseitigen Verkehr beständig lustig durchflattert haben, verschweigen wollte. Und ob sie auch nicht salbungsvoll verkündet wird, die wahre Traurigkeit ist für den Überlebenden wohl um so echter, wenn er sich vergegenwärtigt, daß er von einem wahrhaft Lustigen Abschied nimmt auf Nimmerwiedersehen.

* * *

Karl Sontag

Von Karl Sontag wissen unsere jüngsten Theaterfreunde, namentlich in den großen Städten, wohl nicht mehr viel. Er war ja aus der Mode gekommen, er galt als ein „überwundener Standpunkt", als eine Art Mumie der längst vornehm abgetanen „alten Schule". Die Klassifizierung ist, glaube ich, nicht nur hart, sie ist auch ungerecht und irrig. Sontag war nichts weniger als ein Angehöriger der überholten Kunstrichtung, die wir gemeinhin als „alte Schule" zu bezeichnen pflegen. Er war vielmehr ein ganz moderner Künstler — modern im heutigen Sinne des Wortes. Er war es schon zu einer Zeit, da man noch glaubte, daß ein künstlich zurechtgemachter Vortrag, eine besonders geschulte Aussprache, ein eigenes Pathos, wie es heute von allen Stätten vornehmer Kunstpflege verbannt ist, zu den unerläßlichen Erfordernissen der Schauspielkunst gehörte. Er war seiner Zeit weit vorangeeilt, in einem gewissen Sinne sogar ein schauspielerischer Revolutionär. Das Wesentliche seines Spiels, das Reizvollste und Wirksamste seiner Kunst beruhte, gerade wie wir es heute vom guten Schauspieler fordern, in der rücksichtslosen Natürlichkeit und schlichten Echtheit.

Er konnte als Künstler — und das war ein Vorzug und zugleich ein Mangel seiner Kunst — aus seiner eigensten Individualität schwer heraus. Wenn er wirklich gut spielte, spielte er immer sich selbst. Die Gestaltungskraft, die fremde Züge zu eigenen und natürlichen zu machen weiß und die widerstrebende eigene Natur bändigt — die war ihm mehr oder minder versagt. Die scharfe Ausprägung eines Charakters, der zu seinen individuellen Eigenschaften im Widerspruch stand, wollte ihm nie recht gelingen. Da aber, wo er sich selbst geben konnte, in seinen gemütlichen Brummereien, in seinen gewohnheitsmäßigen Schimpfereien eines alten Junggesellen, in seinen lächerlichen Schrullen, die er selbst verlachte, von denen er sich aber nicht gut freimachen konnte und auch nicht freimachen wollte, in seinem behaglich breiten Witze, dessen verletzende Schärfe durch seine humorvolle Gemütlichkeit abgestumpft wurde, in Rollen, von denen man im Schauspielerjargon sagt, daß sie ihm „auf den Leib geschrieben"

seien, da war er geradezu bewundernswert und in unverfälschter Menschlichkeit und entzückender Wahrhaftigkeit vielleicht unerreicht.

Sontag wußte das wohl selbst; aber seine Künstlereitelkeit mochte es nicht recht zugeben, und mit Todesverachtung verstieg er sich sogar mit einer gewissen Vorliebe zu Aufgaben, die seiner prächtigen Künstlernatur ferner lagen.

Der Kredit, den er sich durch hervorragende Leistungen auf seinem eigensten Gebiete verschafft hatte, verhalf ihm da oft zu äußerlichen Erfolgen, und gerade darauf war er besonders stolz. Mit Passion spielte er Rollen, in denen er sein Französisch an den Mann bringen konnte. Der auch in Deutschland unvergessene Sänger Roger, mit dem er sich als Bruder der Henriette Sontag eng angefreundet hatte, hatte ihm vorgeredet, daß er eine tadellose Aussprache des Französischen besitze. Dies Kompliment des liebenswürdigen Franzosen wurde für Sontag geradezu verhängnisvoll. Er redete sich nun steif und fest ein, daß er bei einiger Übung mit sicherem Erfolge im „Théâtre Français" werde auftreten können; und es kränkte ihn tief, als er eines Abends von einem Freunde, der wirklich gut französisch sprach, hören mußte, er habe keine Ahnung vom richtigen Französisch; sein Französisch sei die echte konventionelle affektierte Schulstuben- und Komödiensprache. Ungefähr die mäßigsten seiner Leistungen rechnete er daher zu seinen Glanzrollen: den greulich radebrechenden Königsleutnant, der zu Haases und Davisons Blütezeit sein Unwesen auf allen deutschen Bühnen trieb, den Bonjour, den Riccaut und andere Deutschverderber. Dagegen legte er auf die Rollen, in denen er wirklich Meisterhaftes bot: die humoristischen Figuren aus den bürgerlichen Lust- und Schauspielen der märzlichen Zeit und des nächsten Geschlechtes, das sich vorzugsweise an Bauernfeld und Benedix ergötzte, viel geringeren Wert. Und gerade da gelang es seiner Kunst, seiner verblüffenden Natürlichkeit, zum mindesten für die Zeit eines Spielabends, selbst galvanisierten Leichen eine wie frisches Leben wirkende Scheinexistenz einzuhauchen. Sein Doktor Wespe wird als eine typische Schöpfung deutscher Lustspieldarstellung allen, die Sontag in dieser Rolle gesehen haben, unvergeßlich bleiben. Ich meine,

es gibt kaum einen zweiten Künstler, der in veralteten Stücken auf der gleichen Höhe durchaus realistischer Spielkunst gestanden hätte.

Als Doktor Wespe und in gleichwertigen oder doch ähnlich gearteten Rollen — wie als knurriger sächsischer Schwiegervater in Mosers Lustspiel „Der Sklave", mit dem an jedem der drei Aktschlüsse wiederkehrenden Ausruf des Haustyrannen, der sich geknechtet glaubt: „Ein ordinärer Mensch!" — in solchen Rollen feierte er denn auch seine glänzendsten und berechtigtsten Triumphe.

Unermüdlich erneuerte er den Versuch, dankbare und charakteristische Rollen des jüngsten Repertoires mit seinen bedeutenden Gaben zur Geltung zu bringen. Als der gelungenste dieser Versuche ist wohl der Rektor Wiedemann in Sudermanns „Glück im Winkel" zu bezeichnen, aus dem Sontag eine in ihrer rührenden Wahrheit so ergreifende Gestalt bildete, daß er, wie es auch gewiß die Absicht des Dichters gewesen ist, mit seiner gedrückten Subalternnatur den viel glänzenderen und interessanteren Junker Röcknitz an die Wand drückte und der eigentliche Mittelpunkt der Handlung wurde. Aber immer wieder mußte er sich dazu bequemen, auf seinen unverwüstlichen Doktor Wespe, auf den Schwiegervater aus Sachsen Titus Bär und andere Rollen ejusdem farinae zurückzugreifen. Er mochte anfangen, was er wollte, er kam aus dem Doktor Wespe und dem Titus Bär nun einmal nicht heraus.

Jahr für Jahr spielte er auch in der Sommerzeit sein abgedudeltes Repertoire in Ems zum größten Gaudium des alten Kaisers Wilhelm. — Da begegnete ihm eines Tages Bernhard Baumeister auf der Kurpromenade. Sontag war in der letzten Zeit wiederum einige Male als Doktor Wespe, in den Lustspielen „Der Sklave", „Ein Knopf", „Richards Wanderleben" und „Königsleutnant" aufgetreten. Baumeister schüttelte hocherfreut dem alten Kameraden die Hand und rief ihm mit seinem verschmitzten, vor Bewunderung strahlenden Gesicht die Worte entgegen: „Bengel, wo kriegst du nur die Novitäten her?"

Sontag war zu diesen beständigen Gastspielreisen gezwungen. Er konnte nicht von der Bühne lassen. Das Spielen war ihm Lebensbedürfnis. Von den anstrengenden Reisen kehrte er, als

er schon hoch in Jahren stand, immer erfrischt und verjüngt nach seinem gemütlichen Dresdener Heim zurück. Er mußte spielen; und eine seinen berechtigten Anforderungen genügende feste Stellung an einer guten Bühne hatte er nicht mehr finden können.

Im Jahre 1877 hatte er ein sehr amüsantes Buch veröffentlicht. Sontag war ein vorzüglicher Plauderer und schrieb auch witzig und lustig. In diesem Buche, das den unpraktischen Titel führt: „Vom Kaiser zum türkischen Nachtwächter" — einfacher und faßlicher hätte er es nennen sollen: „Vom Hundertsten ins Tausendste" —, hatte er, zwar ohne Gehässigkeit, aber doch mit einem Freimut, der dem „königlichen Beamten" von seinem Chef arg verübelt wurde, über Zustände und Persönlichkeiten am hannoverschen Hoftheater, dem er damals angehörte, alles Mögliche ausgeplaudert. Er hatte sich da auch über den deposſedierten König, dem er in treuer Anhänglichkeit zugetan war, einige Äußerungen erlaubt, die ihm unter der neuen Regierung als zu welfenfreundlich verdacht wurden; und kurz und gut, Sontag wurde aus dem „königlichen Dienste" entlassen.

Auf den ersten Bühnen der großen Städte wurde er ein immer seltenerer Gast. Von Zeit zu Zeit sah man den Alten freilich gern, aber an dem altmodischen Kram, den er mit sich führte, konnte das verwöhnte Publikum der Hauptstädte doch kein rechtes Gefallen mehr finden; und da es mit den großen Bühnen nicht mehr flecken wollte, ging er schließlich auf die Dörfer. Er spielte überall, wo man ihn haben wollte. Auf Honorar legte er keinen besonderen Wert. Er verschmähte auch die kleinste Gabe nicht. Er wollte eben spielen, er mußte spielen. Wo und wann, das verschwieg er seinen besten Freunden. Er schimpfte wie ein Rohrspatz über die indiskreten Mitteilungen der „Genossenschaftszeitung", da man in dem dort veröffentlichten Spielverzeichnisse wenigstens mitunter seine Spur auffinden konnte; und wenn er dann nach Dresden zurückkehrte und ihm seine boshaften Freunde am Stammtisch die weltentlegenen Stätten seiner Triumphe in kalligraphischer Ausstattung überreichten, geriet er außer sich.

Das Material zu seinen Gastspielen hatte er mit der ihm eigenen pedantischen Genauigkeit stets in tadelloser Ordnung. Seine Soufflier- und Regiebücher, die ausgeschriebenen Rollen,

die er immer einige Zeit vor den Gastspielen an die betreffenden Theater schickte — er besaß von jedem Stücke Dutzende von Exemplaren —, waren Muster präziser Angaben. Die Bücher waren mit Bemerkungen in allen möglichen Buntstiftfarben: Blau, Grün, Gelb, Rot, ganz durchsetzt. Jede Farbe hatte ihre bestimmte Bedeutung, für den Regisseur, für den Beleuchtungsinspektor, für den Theatermeister, für den Requisiteur. Jede Stellung war genau angegeben, jede zweifelhafte Betonung scharf markiert. Kurzum, ein vollständiger Idiot konnte mit dem Sontagschen Material jedes seiner Stücke genau so in Szene setzen, wie der „in unseren Mauern weilende Gast" es haben wollte. Alle irgendwie selteneren Requisiten gehörten ihm persönlich, und er brachte sie mit. Er kam immer in ein gemachtes Bett und konnte überall nach einer einzigen Probe auftreten.

Dieselbe pedantische Ordnungsliebe war ihm in allem, was er vornahm, zu eigen. Sie beherrschte sein ganzes Dasein. Er war der pünktlichste Mensch von der Welt. Man konnte die Uhr nach ihm stellen, wenn man ihn eingeladen hatte. In seinen wirtschaftlichen Angelegenheiten war er von derselben peinlichen Ordnung. Er hatte nie eine Rechnung. Er war äußerst sparsam, aber nichts weniger als geizig. Er beteiligte sich eigentlich nie an öffentlichen Sammlungen, aber unbemerkt und ungenannt tat er sehr viel Gutes.

Er sammelte alles, was für ihn irgendwie wertvoll war. Er zerriß keinen Brief. Er warf keinen Theaterzettel weg. Seine ganze Wohnung war ein Museum von alten persönlichen Erinnerungen. Die Trophäen, die er als Schauspieler heimgebracht hatte, traten da, obwohl er wirklich recht eitel war — harmlos eitel, liebenswürdig eitel —, ziemlich diskret in den Hintergrund. Die Wände waren von oben bis unten dicht behangen mit Stichen, Lithographien und Photographien seiner alten Freunde, mit Erbstücken aus dem Nachlasse seiner verstorbenen Mutter, von der er zu seinen nächsten Freunden beständig mit inniger und ungeheuchelter Verehrung sprach. Er war ein guter Sohn und war auch ein guter Bruder. Mit seiner jüngeren Schwester, die Nonne geworden war, und mit seinem Bruder, der als verabschiedeter höherer Offizier in Prag lebte, stand er in herzlichstem Verkehr.

Ganz besonders war er aber seiner viel älteren Schwester, der berühmten Henriette Sontag, späteren Gräfin Rossi, zugetan, von der er manchmal, wenn er guter Stimmung war, in anziehendster Weise viel Reizendes zu erzählen wußte. Der größte Kunstschatz, den er besaß, war denn auch das herrliche, lebensgroße Bild der Henriette Sontag als Donna Anna von Paul Delaroche, für dessen Erwerb er eine verhältnismäßig sehr bedeutende Summe verausgabt hatte; denn Sontag lebte zwar in recht guten Verhältnissen, aber er war nicht reich, und für das schöne Bild, das er in seinem Testament dem Dresdener Museum vermachte, hatte er einen wahren Museumspreis bezahlt.

Seine Wohnung im dritten Stock der Prager Straße hatte in ihrer Altväterlichkeit etwas ungemein Ansprechendes. Da war, von liebevoller Hand gehütet und bewahrt, Urväterhausrat aufgespeichert: alte, steife Möbel mit Roßhaarbezug; da sah man noch die „Servante" mit alten Porzellantassen und Gläsern aus den böhmischen Bädern, die verschließbare Zuckerdose, die Kaffeekanne mit der gehäkelten Mütze, den Klingelzug mit abschattierten Glasperlen bestickt, — all die guten und lieben Dinge, die man jetzt kaum noch in einem gesitteten Haushalte antrifft. Über dem Sofa hing an der Wand ein ovaler Spiegel mit abgeblaßtem Goldrahmen, um den in streng symmetrischer Anordnung die Dutzende von mehr oder minder schlechten Bildern guter Freunde und getreuer Nachbarn aufgehängt waren. Da saß vor seinem kleinen, unbequemen Schreibtische der alte Sontag, der, wenn er unbeobachtet war, sich den Luxus der Brille gönnte, mit einer Reisemütze auf dem Kopf. Niemals wurde im Laufe des Tages ein Fenster geöffnet, wenigstens nie, so lange er im Zimmer war. Die erforderliche Lüftung erfolgte nur in den Stunden der Nacht, im Schlafzimmer aber, das er am Tage grundsätzlich nicht betrat, während des Tages. Denn er hatte eine entsetzliche Angst vor Erkältungen und spürte ewig und überall störende Zugluft. Er trug daher auch immer in der Rocktasche ein Käppchen bei sich, das er jedesmal, wenn die Tür geöffnet wurde, sofort aufstülpte, aber ebenso schnell wieder absetzte, wenn die Tür geschlossen war, weil er fand, daß es ihn nicht kleidete. Und er gab viel auf seine äußere Erscheinung, obwohl er ganz genau wußte, daß er kein

Adonis war. Er spöttelte beständig über seine unschöne breite Nase, und doch war er eigentlich nichts weniger als häßlich. Er hatte einen guten, männlichen, klugen Kopf mit sprechenden Augen, und besonders stolz war er auf seine prachtvollen Zähne, die er sich nahezu vollzählig bis ins Greisenalter erhalten hatte. Kein Mensch sah ihm den Schauspieler an. Er wirkte wie ein alter pensionierter Offizier. Dazu trug vielleicht auch der jeden Morgen sorgfältig gefärbte, kurz geschorene Schnurrbart, der an den Lippen geradlinig abschloß, ein wenig bei. In den Sommermonaten, von denen er einen Teil gewöhnlich in Gastein verbrachte, ließ er den Vollbart wachsen. Dann sah er allerdings arg verwildert aus, wie ein kleiner Gutsbesitzer aus kulturfremder Wildnis. Zur Herstellung des Überganges vom Vollbart zu den glattrasierten Wangen brauchte er wenigstens drei Wochen; denn er kürzte seinen Bart aus Furcht vor Erkältungen täglich nur um den Bruchteil eines Millimeters. In Gastein durfte er früher den alten Kaiser Wilhelm ehrerbietig begrüßen und wurde von dem liebenswürdigen hohen Herrn oft durch freundliche Ansprache ausgezeichnet. In späteren Jahren fühlte er sich besonders beglückt, wenn er mit dem Herzog von Meiningen eine halbe Stunde spazieren gehen konnte.

Eine seiner schwachen Seiten war sein Haupthaar. Es war mit den Jahren stark ergraut, und das Ergraute war noch das Beste daran; denn es hatte sich sehr gelichtet, und die Bedeckung der Glatze nahm ihm viel Zeit fort. Überdies schrieb er die meisten seiner Erkältungen — und er war wie alle Leute, die sich verpimpeln, fast immer erkältet — der ungenügenden Fülle seiner Locken zu. Daher denn auch das Käppchen außer dem Hause und die Reisemütze im Hause. Es war ihm sehr peinlich, wenn er aus zwingenden Gründen barhaupt bleiben mußte.

Selten hat er einen größeren Erfolg der Heiterkeit erzielt als bei einem offiziellen Empfang in Dresden, dem ich zufällig beiwohnte. Sontag wußte aus Erfahrung, daß man da mitunter über Korridore gehen mußte, und nach seiner Auffassung war jeder Korridor wegen seiner Zugluft eine Vorbereitung zu baldigem Tode. Die Kappe konnte er da nicht aufsetzen. Er entschloß sich also zu einer Perücke; und da es einmal nun eine

Perücke seine sollte, nahm er gleich eine wunderschöne, ganz junge, einen Tituskopf mit blonden Löckchen. Dazu wollte nun wieder das verwitterte alte Gesicht nicht passen. Er mußte sich also auch schminken, und das tat er. Ich sah in der Ferne im Gespräch mit dem Minister einen Jüngling stehen, der mir merkwürdig vorkam und der offenbar der Gegenstand allseitiger freudiger Aufmerksamkeit war. Als ich mich ihm näherte, war es mein alter Sontag. Am folgenden Tage bekam ich einen Brief, ich möge ihn doch besuchen, er sei furchtbar erkältet.

In jedem seiner Zimmer hing ein Thermometer, und er lief beständig von Stube zu Stube, um nachzusehen, ob das Glas auch ja auf fünfzehn Grad weise. Bei der geringsten Abweichung geriet er in große Erregung und suchte, wie Karl V. den gleichmäßigen Pendelschlag der Uhren, die gleiche Höhe des Quecksilbers mit allen erdenklichen Feinheiten herzustellen. Ein Thermometer führte er auch immer bei sich.

Wie er ein guter Blutsverwandter war, so war er auch ein guter Freund. Seine langjährigen treuen Beziehungen zu der von ihm hochverehrten und verehrungswerten großen Tragödin Pauline Ulrich, die im Alter von einundachtzig Jahren, Mai 1916, gestorben ist, hatten etwas wahrhaft Rührendes. In seiner ganzen Natur war überhaupt etwas Chevalereskes, Galantes, wie man es besonders den Franzosen nachrühmte zu einer Zeit, da man sie noch die liebenswürdigste Nation nennen durfte. Er liebte denn auch die Geselligkeit im eigenen Hause und gab da mit Vorliebe größere Damengesellschaften. Er war der freundlichste Wirt, den man sich denken konnte, und kannte keine Unterscheidung im Alter, in der äußeren Erscheinung und in der Konfession seiner weiblichen Gäste. Er war, obwohl einer urkatholischen Familie entstammend, der wütendste Gegner des Antisemitismus und schäumte wie der Stier vor dem roten Tuche, wenn er von irgendeiner konfessionell unduldsamen Äußerung hörte. Gewöhnlich gab er Nachmittagsgesellschaften, Kaffee mit allen möglichen Kuchen in jeglicher Gestalt, mit Bibber und Schlagsahne und hinterher Bowle. Er liebte die Geselligkeit im alten Stile, und altfränkisch war auch seine vortreffliche Bewirtung.

Das Rauchen in Gegenwart von Damen versetzte ihn in blinden

Zorn, und er wurde geradezu unzurechnungsfähig, wenn in einer Gesellschaft sich drei oder vier zum Stat hinsetzten. Er war überhaupt bei aller herzlichen Gutmütigkeit immer in dauernder Raufstimmung eines Kampfhahnes, und wen er einmal auf dem Strich hatte, dem verzieh er nicht so leicht. Versöhnlichkeit hielt er für eine Charakterschwäche. Mit Vorliebe zitierte er ein Wort von seinem alten Freunde Laube, der ihm einmal in Karlsbad beim Spazierengehen gesagt hatte: „Wer nicht hassen kann, ist kein Mann, und wer seinen Haß vergißt, ist ein Waschlappen." Er hatte sich also eine schwarze Liste zurechtgemacht von lauter Leuten, die er nicht leiden konnte, und er sagte mir, daß er jeden Abend vor dem Schlafengehen die Namen einzeln laut ausspreche und an jeden einzelnen eine energische burschikose Aufforderung richte, von der er freilich kaum annehmen mochte, daß man ihr Folge leisten würde.

Der gute Sontag stak voller Marotten. Eine seiner scherzhaftesten, über die er selbst spöttelte, war seine Ordenssucht. Er hatte eine Karte Europas, auf der alle Länder, von denen er eine Auszeichnung erhalten hatte, sorgfältig schraffiert waren. Deutschland war beinahe ganz schwarz. Da war aber in Thüringen irgendwo noch so ein kleiner weißer Fleck, der ihn beständig beunruhigte. Er wandte alle möglichen Kniffe an, um dort honorarfrei gastieren zu können. Endlich gelang es ihm. Der gnädige Fürst schenkte ihm aber eine Busennadel. Sein Stolz waren seine drei Halsorden, denen er in künstlichem Faltenwurf der Bänder einen Umfang gegeben hatte, daß sie die ganze Brust bedeckten. Der sehnlichste Wunsch seines Lebens aber, einen Stern auf die Brust zu bekommen, ist, fürchte ich, unerfüllt geblieben. Im Theateralmanach zählte er immer die Zeilen nach, die mit dem Ordensschmuck seiner begünstigten Rivalen gefüllt waren. Er wußte ganz genau, wie viel Druckzeilen die Auszeichnungen von Haase, Possart, Barnay und Stägemann beanspruchten. Es gewährte ihm eine innige Genugtuung, wenn er den einen oder anderen um die Länge einer halben Druckzeile geschlagen hatte.

Er war übrigens in Ordenssachen durchaus kein Kostverächter. Jedweder Orden war ihm willkommen. Als besonderer Günst-

ling des klugen und lebensfrohen Herzogs Ernst von Koburg, der an Sontags Kunst und vielleicht noch mehr an seinem Humor aufrichtiges Gefallen fand, war er nach und nach mit den Jahrzehnten zu der höchsten Auszeichnung aufgestiegen, die bis dahin einem Schauspieler zuteil geworden war: er war Komtur zweiter Klasse des Sächsisch Ernestinischen Hausordens geworden. Der Herzog hatte ihm außerdem manche andere Aufmerksamkeiten erwiesen, er hatte ihm auch sein Bild verehrt; und als Sontag wieder einmal in Gotha gastierte, geriet der hohe Herr in einige Verlegenheit, wie er sich dem befreundeten Künstler gegenüber erkenntlich zeigen könne. Der damalige Intendant, Herr Becker, sollte Sontag auf den Zahn fühlen, ob er vielleicht einen Kunst-, einen Schmuckgegenstand oder etwas anderes wünsche.

Sontag sagte: „Bei Tisch hat uns ein großer, vierschrötiger Lakai bedient mit einer mächtigen silbernen Medaille. Die habe ich noch nicht."

„Aber lieber Sontag," entgegnete Herr Becker, „das ist eine Auszeichnung für fünfundzwanzigjährige Dienste im Haushalte des Herzogs. Die bekommen nur Kutscher, Köche und Lakaien."

„Das macht nichts," gab Sontag zur Antwort. „Sie ist ungewöhnlich groß, und wissen Sie, wenn sie auf einem Samtkissen hinter meinem Sarge getragen wird ... es macht sich doch gut."

Der Herzog hatte das volle Verständnis für den guten Witz und machte ihm ein sehr kostbares Geschenk.

Von Zeit zu Zeit besuchte Sontag seinen alten Freund, den späteren Direktor des Stadttheaters in Leipzig, mit dem er früher in Hannover zusammen engagiert gewesen war, Max Stägemann, bloß um mit ihm über Orden zu sprechen. „Die Leute in Dresden sind ja lauter Komödianten," sagte er zur Erklärung. „Die tun so, als ob sie sich nichts aus den Orden machten. Stägemann und ich, wir wissen, was davon zu halten ist. Wir sprechen stundenlang von nichts anderem, und dann reise ich wieder ab."

Eine andere seiner Eigenarten war seine bis ins Kindische gesteigerte Verschwiegenheit. Er verschwieg die gleichgültigsten Dinge. Er sagte nie, wo er herkam, nie, wo er hinging, und

gab auf die gewohnheitsmäßigen Anfragen immer eine ausweichende Antwort. Er antwortete nicht auf einmal auf die Frage: „Wie geht es Ihnen?" Er stellte dann regelmäßig die Gegenfrage: „Interessiert Sie das wirklich?" Er verabschiedete sich also auch vor einer langen Reise niemals von seinen Freunden. Eines schönen Tages wurde Sontag vermißt. Dann gastierte er an irgend einem unheimlichen Orte, oder er war in Karlsbad oder Gastein oder sonstwo aufgetaucht.

Diese Eigentümlichkeit erklärt sich wenigstens teilweise aus dem Aberglauben, der Sontag in wirklich komischer Weise beherrschte. Um nichts in der Welt sprach er von irgendeinem Projekte. Da hatte er auch irgend ein Zitat, ich glaube aus der „Natürlichen Tochter", daß ein Vorhaben, das auch nur einen einzigen Mitwisser hat, niemals Geheimnis bleiben wird, und er war fest davon überzeugt, daß aus einer Sache, von der die anderen sprächen, niemals etwas werden würde.

Aus dem Aberglauben machte er einen wahren Kultus, und er freute sich, wenn er nach dieser Richtung sein Repertoire bereichern konnte, wenn ihm irgend ein neuer Aberglaube offenbart wurde. Einer jungen Schauspielerin, die von diesem bei dem Bühnenvölkchen überhaupt so verbreiteten Aberglauben ebenfalls besessen war, fiel auf einer Probe ein großes Hufeisen aus der Tasche. Sie schämte sich. Sontags Antlitz strahlte. Nach der Probe nahm er sie beiseite und sagte ihr: „Was ich da bei Ihnen gesehen habe, hat mir sehr gefallen. Wenn Sie Zeit haben, wollen wir ein bißchen spazieren gehen und uns über so etwas unterhalten." Die beiden machten richtig einen großen Spaziergang, und die junge, hübsche Künstlerin kramte allen abergläubischen Unsinn aus, den sie von Kindheit an angesammelt hatte. Sontag nickte bedächtig. Das meiste war ihm bekannt. Das ihm noch Unbekannte trug er sorgfältig in sein Notizbuch ein, das er stets mit sich führte. So vereinigten sich in ihm auf seinen Streifzügen durch Deutschland wertvolle Überlieferungen. Er war ein Magnet, der alles dumme Zeug anzog.

Der Montag und Freitag existierten für ihn überhaupt nicht. Er reiste nie an einem dieser Tage. Er verweigerte jede Abrechnung, machte und empfing keine Besuche und lag vollkommen brach.

In jeder seiner Stuben stand ein Stuhl hart an der Tür, und er verlangte von jedermann, der eintrat, vom Briefträger, vom Dienstmann, der ihm eine Bestellung überbrachte, daß er zum mindesten kurz vor dem Abschiede sich einen Augenblick auf diesen Stuhl setze, damit er ihm die Ruhe nicht wegnehme. Wenn er auf der Straße einer Katze begegnete, kehrte er um, ging nach Hause, wo immer er sein mochte, kletterte die drei Treppen hinauf, setzte sich und ging alsdann wieder aus. Wenn ihm eine alte Frau am Morgen begegnete, unternahm er im Laufe des Tages nicht ein einziges wichtiges Geschäft.

Den Stammtisch am Abend verließ er immer als letzter. Er behauptete, er wolle die üble Nachrede vermeiden, die sich regelmäßig einstelle, wenn irgend ein Gast sich vom Tisch entfernte. Ich glaube aber, auch das hing mit einem mir nicht bekannten Aberglauben zusammen. Ebenso sein entschiedenes Widerstreben gegen passives Photographieren. In den letzten drei, vier Jahrzehnten seines Lebens hatte er sich nicht photographieren lassen.

Sontag war niemals untätig, und da er viel Zeit hatte, verwendete er auch auf mehr oder minder gelungene Scherze und schlechte Witze eine unglaubliche Sorgfalt. Postkarten und Briefe bemalte er mit Schriftzügen von der liebevollen Kleinkunst eines gewissenhaften Mönches. Er liebte Späße, die eine besondere mühsame Vorbereitung erforderten. Er liebte auch echte Komödiantenstücke. Eines Tages hatte er zum Beispiel eine Anzahl von Freunden dringend gebeten, zu ihm zu kommen. Sie fanden ihn im Bett mit geschlossenen Augen, grausig leichenhaft geschminkt. Er wollte die Wirkung seines Ablebens bei den Überlebenden studieren.

Da er andere gerne aufzog, spielte man auch ihm mitunter harmlose Possen. Sein Haushalt wurde musterhaft gehalten. Er hatte eine ausgezeichnete Wirtschafterin und eine vortreffliche Köchin. Eines schönen Tages stand in einem Dresdener Anzeigeblatt: „Ein dralles Hausmädchen von einem alleinstehenden älteren Herrn gesucht. Hoher Lohn. Gute Behandlung. Prager Straße 33, III.“

Von zehn Uhr an zog eine ununterbrochene Prozession draller

Dienstmädchen die Straße entlang. Alle klingelten bei Sontag, so daß er schließlich einen Dienstmann unten hinstellen mußte, um sich vor weiteren Belästigungen zu schützen.

Er enttäuschte seine Freunde am Stammtische, denn er sagte abends kein Wort von dem Schabernack, den man ihm gespielt hatte. Es gelang ihm aber doch, den Täter zu ermitteln. Nach einem halben Jahre etwa stand im Anzeigenteil desselben Blattes folgendes Inserat: „Eine getreue Nachbildung der Vogelwiese, in Kork geschnitzt, mit selbsttätigem Mechanismus, beweglichen Figuren, bestimmt für die Weltausstellung in Chicago, ist auf kurze Zeit hier ausgestellt ...", und nun kam die Adresse des Unglücklichen. „Von zwölf bis zwei Uhr lediglich für die Zöglinge des Waisenhauses und der Volksschulen." Die Wirkung soll furchtbar gewesen sein ...

Er starb im Sommer 1900 in Dresden. Die Nachricht von seinem Dahinscheiden war auch für die ihm Nächststehenden eine traurige Überraschung, obwohl er sich in den Jahren befinden mußte, in denen der Tod eigentlich nicht mehr überraschen kann. Seit Jahrzehnten war er für seine Freunde immer nur der „alte Sontag". Wie alt er war, vermochte niemand zu sagen. Die Richtigkeit der Geburtsangabe im Konversationslexikon bestritt er entschieden. — Auch seine letzten Verfügungen lassen den Sonderling erkennen. Vor der Beerdigung durfte sein Tod nicht bekannt gegeben werden, und für sein Begräbnis hatte er die früheste gesetzlich zulässige Stunde angesetzt, damit sich nur keiner seiner Bekannten zu bemühen brauche, um ihm die letzte Ehre zu erweisen ...

Ist es pietätlos, wenn ich mich der lustigen Episoden aus dem freundschaftlichen Zusammenleben mit einem Dahingeschiedenen erinnere? frage ich wieder, wie bei Moser. Und ich antworte wiederum: Ich glaube kaum. Sontag war, wie Fontane, ein entschiedener Gegner alles Feierlichen, und wenn einer, so würde er das vollste Verständnis dafür besessen haben, daß man sich zu jeder Stunde, auch bei traurigem Anlaß, des Frohen im Dasein froh erinnern darf, ohne dadurch das wehmütige Andenken an einen lieben guten Freund, der von uns geschieden ist, zu entweihen.

Mein letzter Kneipabend mit Otto Erich Hartleben

Es war am 4. Oktober 1900, am Abend der zweiten Vorstellung von „Rosenmontag". Der ersten Vorstellung hatte ich nicht beiwohnen können. Für diese zweite hatte mir Otto Brahm seine Loge zur Verfügung gestellt. Er hospitierte während des zweiten Aktes und schmunzelte vergnügt, als ihm der Kassenrapport überbracht wurde. Der gute Besuch und die Stimmung des Hauses bestätigten die günstige Aufnahme am ersten Abend und stellten einen richtigen Erfolg in Aussicht. Die Folge lehrte, daß dieser Erfolg die kühnsten Hoffnungen noch übersteigen sollte. Frau Hartleben, von allen Freunden und näheren Bekannten nie anders als „Moppchen" genannt, saß neben mir und war sehr glücklich. Hartleben hatte sich während der ersten Aufzüge hinter den Kulissen aufgehalten, gegen Schluß der Vorstellung versteckte er sich hinter uns und hatte seine helle Freude an der tiefen Wirkung, die sein Schauspiel in der ausgezeichneten Darstellung durch Rittner, Bassermann und Else Lehmann auf die Zuschauer ausübte.

Wir waren also allesamt in fidelster Laune, als wir nach der Vorstellung in einer zwar nicht sehr besuchten, aber von Kennern geschätzten Weinstube zu Nacht speisten. Die solideren Elemente unseres kleinen Kreises — natürlich die beiden Damen, Brahm und mein Sohn — fuhren bald nach Mitternacht nach Hause. Wir beide aber, Hartleben und ich, die vom sprichwörtlichen Vorurteile, daß die Nacht des Menschen Feind sei, nicht befangen waren, blieben sitzen. Wir blieben wohl noch ein Stündchen sitzen — vielleicht waren es mehrere Stunden — und tranken unsere Flasche Wein aus — vielleicht waren es auch mehrere Flaschen.

Mit einer gewissen Beschämung muß ich bekennen, daß ich, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, viel mehr sprach und viel weniger trank als mein sinniger Freund. Unsere Unterhaltung, die über alles mögliche hinschwirrte, flatterte immer wieder auf den „Rosenmontag" zurück. Aus eigener Erfahrung wußte ich ja, daß der Autor an einem solchen Abend für nichts

Anderes Sinn hat als für sein Stück. Schon ein dutzendmal hatten wir uns zu Gemüte geführt, wie warm und innerlich Rittner, wie ergreifend in der Einfachheit ihres Sprechens und Schweigens Else Lehmann gewesen war, wie schlicht und herzlich Bassermann, dem man an seiner ganzen Haltung, an der Art und Weise, wie er die Uniform trug, auf den ersten Blick ansah, daß er auch außerhalb der Bühne alljährlich seine Übung als Reserveleutnant mitzumachen hatte. Sie sahen zwar alle in ihrem bunten Rocke — um ein Wort des Herzogs von Meiningen anzuwenden — „höchst plausibel" aus, die Herren Kameraden auf den Brettern; aber so ungewollt und überzeugend echt wie Bassermann doch keiner; auch der kleine Hans Fischer nicht, der vortreffliche Komiker, der den gelungenen Typus eines lyrisch-sentimental angehauchten jungen Offiziers in ergötzlichster Glaubhaftigkeit veranschaulichte. Er war geradezu unwiderstehlich, wenn er sich in einer solchen schwärmerischen Anwandlung ans Klavier setzte und Lassens abgeleiertes „Stell auf den Tisch die duftenden Reseden" mit gefühlvollem Bibber und rührseligem Kloß vortrug.

Ich machte Hartleben mein aufrichtiges Kompliment über die glückliche Wahl seiner Einlage.

„Sie konnten gar nichts Besseres finden als dieses poetische Gewimmer und dieses musikalische Gedudel."

Und ich summte vor mich hin, Fischers Quetschtenor unwillkürlich imitierend:

„Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern trag herbei!
Und laß uns wieder von der Liebe reden
Wie einst im Mai!"

Hartlebens Augen leuchteten freudig auf.

„Sehen Sie, das freut mich, daß Sie das herausgefunden haben!" rief er. „Das freut mich mehr als alles andere Freundliche, das Sie mir gesagt haben. Darauf bilde ich mir nämlich wirklich etwas ein. Das Lied von Hermann von Gilm habe ich schon lange auf dem Strich! Können Sie sich etwas Geschmack-

loseres, Banaleres, grauenhaft Prosaischeres vorstellen als den gottverlassenen Vers:

Und laß uns wieder von der Liebe r e d e n?

Von der Liebe reden! R e d e n! Und diesen infamen Notreim verdanken wir ganz allein den ‚duftenden Reseden'!... Ich kann die Dinger seitdem nicht mehr riechen."

„Von der Liebe reden..." wiederholte ich nachdenklich. „Na ja, schön ist es ja wirklich nicht! Aber zu meiner Schande muß ich Ihnen gestehen, daß ich erst durch Ihren Wutanfall darauf aufmerksam geworden bin; ich hab's im Singsang immer überhört. Sie kennen ja Beaumarchais' viel zitiertes Wort: ‚Was zu dumm ist, um gesagt zu werden, wird gesungen.' Wissen Sie, daß ich vierzig Jahre alt geworden bin, ehe ich gemerkt habe, daß Don Juan, der Zerlinchen verführen will, als Hauptmotiv für die Begünstigung seines Vorhabens die Nähe seiner Wohnung anführt, den Umstand, daß es sich nach dem alten Droschkentarif um eine einfache Tour handelt:

Komm auf mein Schloß mit mir...
Kannst du noch widerstreben?
E s i s t n i c h t w e i t v o n h i e r!

Übrigens, wenn Sie das ‚reden', das ‚von der Liebe reden' so geniert, das ließe sich doch leicht ändern... da könnte man zum Beispiel sagen..." Ich besann mich einen Augenblick... „Zum Beispiel:

Laß mich vom Stock die gelben Rosen brechen,
Die letzten roten Astern trag herbei,
Und laß uns wieder von der Liebe s p r e c h e n
Wie einst im Mai!"

„Das ist noch scheußlicher," rief Otto Erich entrüstet. „Sprechen! Weshalb nicht klatschen?"

„Auch das würde keine Schwierigkeiten machen; zum Beispiel:

Reich mir den Mund und deine süßen Patschen,
Die letzten roten Astern trag herbei!
Und laß uns wieder von der Liebe klatschen
Wie einst im Mai!"

Hartleben schüttelte verächtlich den Kopf. Er leerte sein Glas auf einen Zug, als müsse er einen häßlichen Geschmack hinunterspülen.

„Von allem anderen abgesehen — Sie sind gar nicht im Bilde!“ erwiderte er lehrhaft. „Wenn wir das Lied verbessern wollen, so müssen wir uns doch ans Schema halten! Also: es handelt sich zunächst um die Imperativform: ‚stell!‘ Dann um ein Möbel: ‚auf den Tisch‘. Dann um etwas Botanisches: ‚Astern‘ und ‚Reseden‘. Dann endlich um einen glücklicheren Ersatz für den empörenden Ausdruck ‚von der Liebe reden‘. Das ist das Schema, an dem wir unbedingt festhalten müssen... Vielleicht könnte man sagen:

Stell auf den Tisch des Maien Sammetkatzen,
Die letzten roten Astern trag herbei,
Und laß uns wieder von der Liebe schwatzen
Wie einst im Mai!“

Jetzt geriet ich in Erregung: „Das geht nicht, das geht absolut nicht! Zeit der Handlung: erster November, Allerseelen. Wo kriegen Sie da die Maienkätzchen her? Wo bleibt da der poetische Gegensatz zwischen der trüben Novembergegenwart und der leuchtenden Vergangenheit ‚wie einst im Mai‘? Ihre Variante ist unmöglich!“

„Sie sind ein Pedant,“ versetzte Hartleben, dem ich anmerkte, daß er mich im Verdacht hatte, auf seine dichterischen Improvisationen eifersüchtig zu sein. „Bei solchen Kleinigkeiten dürfen wir uns doch nicht aufhalten! Was kommt denn auf den Kalender an?... Aber schön! Ich will Ihnen nachgeben... was sagen Sie zu folgender Variante:

Schnell auf den Tisch Reseden! Ohne Zaudern!!
Die letzten roten Astern trag herbei!
Und laß uns wieder von der Liebe plaudern
Wie einst im Mai!“

Er sah mich triumphierend an: „Was sagen Sie dazu, he?“

Ich mußte ihn wieder enttäuschen, denn ich war wirklich nicht imstande, mich über diese neue Leistung zu begeistern. „Plaudern

kommt mir für die ergreifende Situation doch sehr oberflächlich vor. Ich wünschte mehr Vertiefung, mehr Gründlichkeit und Ernst — etwa:

Laß uns den Tisch mit Immortellen zieren,
Die letzten roten Astern trag herbei!
Und laß uns über Liebe diskutieren
Wie einst im Mai!"

Hartleben erblaßte. „Kellner, zahlen!" rief er entsetzt. „Es ist Zeit, daß wir nach Hause gehen!"

* * *

Schweigsam verließen wir das Lokal, schweigsam gingen wir nebeneinander her. Die frische Herbstluft tat ihm wohl und verwehte seine Verstimmung gegen mich. Wir waren auf der Friedrichstraße. Es war noch sehr belebt. Und wo noch so viel fleißige Männlein und Weiblein auf den Beinen waren, — sollten wir uns da träge aufs weiche Lotterbett werfen?

Wir gingen zu Stallmann. Hartleben wollte noch ein Glas Pilsener trinken. Er nahm es aber mit den Zahlen ebensowenig genau wie mit dem Kalender; er trank mehr als ein Glas — sehr viel mehr. Verschiedene Gesprächsthemata wurden von uns angeschnitten, aber wir waren nicht recht bei der Sache. Ohne es uns gegenseitig zu gestehen, wälzten wir in unserem Gehirn alle möglichen Synonyma und Paraphrasen des „von der Liebe reden" herum.

„Ich habe mir klar gemacht," sagte Hartleben nach einer Weile meditierend und bedeutend, nachdem er mir die Blume und dann den schäbigen Rest vorgekommen war, „ich habe mir klar gemacht, daß wir die Sache doch nicht richtig angefaßt haben. Wenn wir einen poetischen Ersatz für das ‚von der Liebe reden' finden wollen, dürfen wir nicht pedantisch nach einem knechtisch sinnverwandten Ausdruck für das mechanische ‚reden' suchen; wir müssen vor allem auch an das psychische Motiv, an die ‚Liebe' denken und feinere Nuancen des Liebesausdrucks erfassen: Zärt-

liches, Säuselndes, Flüsterndes oder auch Schmerzliches, Gewaltsames."

Das leuchtete mir ein. Und nun entstanden auf dieser breiteren Basis, in wahrhaft idealer Konkurrenz — in einer Mitarbeiterschaft, die in die Einzelbeteiligung der Urheber zu sondern ein Frevel wäre, — eine ganze Reihe von Varianten, in schneller Folge wie Eingebungen von oben, in einer poetischen Pfingststimmung. Zunächst kamen die Verse im piano. Der zweite und vierte Vers blieben unverändert. Die letzten roten Astern wurden unausgesetzt herbeigebracht, und jede Strophe schloß mit dem wehmütigen Hinblick: „Wie einst im Mai!" Da hieß es denn:

Pflücke das Grün von Tannen und von Rüstern ...
Und laß uns wieder von der Liebe flüstern
Wie einst im Mai! — —

Stell auf den Tisch die bräunlich gelben Mispeln ...
Und laß uns wieder von der Liebe lispeln. — —

Stell auf den Tisch ein Sträußlein von Lavendeln ...
Und laß uns wieder von der Liebe tändeln.

Stell auf den Tisch des Herbstes letzte Rosen ...
Und laß uns wieder von der Liebe kosen. — —

Dann kamen die geräuschvolleren, die schmerzlicheren:

Schau, wie des Taus demantne Tropfen schimmern ...
Und laß uns wieder von der Liebe wimmern. — —

Stell auf den Tisch vom vor'gen Lenz die Maien ...
Und laß uns wieder von der Liebe schreien. — —

Stell auf den Tisch die nützlichen Kamillen ...
Und laß uns wieder von der Liebe brüllen. — —

Nun waren wir im Zuge und unaufhaltsam. Einer von uns, ich weiß nicht mehr wer, meinte, daß es der Dichtung einen stärkeren Erdgeruch geben, daß es sich der damals gerade in voller Blüte stehenden „Heimatskunst" intimer anschmiegen müßte, wenn wir das Dialektische, die lokalen Eigenbildungen des Mund-

artlichen anwenden würden. Und aus dieser Erkenntnis heraus entsprangen folgende Verse:

Laß an dem Strauß die Rosenkäfer krabbeln ...
Und laß uns wieder von der Liebe schwabbeln. — —

Stell auf den Tisch die duftenden Violen ...
Und laß uns wieder von der Liebe kohlen. — —

Schmücke mit Laub die schönste unsrer Tafeln ...
Und laß uns wieder von der Liebe schwafeln. — —

Mit Blumen schmück' den Tisch und deinen Busen ...
Und laß uns wieder von der Liebe schmusen. — —

Stell auf den Tisch der Felder goldne Ähren ...
Und laß uns wieder von der Liebe mären
Wie einst im Mai! — —

„Mir brummt der Schädel," seufzte Hartleben, „ich kann nicht mehr! Außerdem ist hier die Luft schrecklich ... Ich habe entschieden zu viel Pilsner getrunken. Ich denke, es ist Zeit, daß wir nach Hause gehen."

* * *

Wir hatten gezahlt, unsern Paletot angezogen und den Hut aufgesetzt. Als wir auf die Straße traten, wiederholte Hartleben den in der Bierstube angefangenen Satz: „Es ist Zeit, daß wir nach Hause gehen," und machte langsam den Zusatz: „oder in die holländische Tapperij."

Wir begaben uns also in den nahegelegenen Ausschank der süßen Liköre von Lukas Bols Erben. Hartleben behauptete, daß es nichts Bekömmlicheres gebe als einen solchen Abschluß des Tages. Da er aber nicht ganz zu wissen schien, welcher Likör ihm am besten bekäme, versuchte er sehr viele: Anisette, Curaçao, Persico, Sherry-Brandy und noch einige andere, deren Namen mir entfallen sind.

Wir machten uns währenddessen klar, daß wir in unserer dichterischen Arbeit das Musikalische ungebührlich vernachlässigt hatten. Wir hatten allerdings von wimmern, schreien und brüllen

gedichtet, aber das erschien uns doch etwas roh; und die Kugel rollte nun weiter. Ohne besondere Anstrengung gelangen uns die nachstehenden Verse:

Schmücke den Tisch mit farbigen Syringen...
Und laß uns wieder von der Liebe singen. — —

Schau, wie vom Tau benetzt die Blümlein schillern...
Und laß uns wieder von der Liebe trillern. — —

Schmücke den Tisch mit dunklen Lorbeerzweigen...
Und laß uns wieder von der Liebe geigen. — —

Da vergegenwärtigten wir uns aber, daß der Tisch allmählich doch recht voll geworden sein müsse; was wir alles darauf gelegt und gestellt hatten, das konnte der zehnte Tisch nicht vertragen. Dieser Empfindung entquoll der nachstehende Vers:

Stell auf den Tisch nicht mehr als grad vonnöten...
Und laß uns wieder von der Liebe flöten.

„Nun wird's aber gerade genug," sagte einer von uns, und dieser Aufruf gestaltete sich in Rhythmus und Reim wie folgt:

Laß auf dem Tisch die jungen Blüten reifen...
Und laß uns schließlich auf die Liebe pfeifen
Wie einst im Mai! — —

Die Oktobernacht war kürzer, als wir vorausgesetzt hatten; denn als wir die holländische Likörstube verließen, dämmerte der Morgen. Hartleben bestieg die erste Droschke und wiederholte noch einmal mit ziemlich schwerer Zunge, es sei doch wohl Zeit, nach Hause zu fahren. Er gab dem Kutscher auch richtig seine Adresse an. Als das Pferd eben anziehen wollte, hatte ich noch eine Inspiration. „Halt!" rief ich, „halt, Kutscher!" öffnete den Schlag und wandte mich mit warmem Ausdruck an den Freund, der sich schon in die Ecke gedrückt hatte:

„Stell auf den Tisch die prächtig stolze Lilie,
Die letzten roten Astern trag herbei!
Und laß uns wieder lieben in Familie
Wie einst im Mai!"

Hartleben ſtöhnte. Ich ſchloß den Wagen, der langſam davonfuhr, und nahm nun auch eine Droſchke, die mich wohlbehalten nach Hauſe brachte. Aber ich hatte eine unruhige Nacht. Immer ſchrecklichere Variationen über das unerſchöpfliche Thema vollführten einen qualvollen Ringeltanz in meinem Hirn. Es erging mir wie früher mit den verwünſchten Klapphornverſen und den unſeligen Schüttelreimen von ehedem. Im Wachen und im Traum konnte ich nichts anderes, als auf alle möglichen Arten von der Liebe reden wie einſt im Mai.

* * *

Am anderen Tage erhielt ich einen Rohrpoſtbrief. Auf dem roſa Kuvert erkannte ich auf den erſten Blick die wunderſchöne, edelgeſtaltete, klare Handſchrift des lieben Freundes. Was mochte er nur zu ſagen haben? Ich las folgendes:

Berlin W,
Motzſtraße 93,
5. Oktober 1900.

Lieber L.!

Eines haben wir doch überſehen: das neckiſch Fröhliche, überlegen Humoriſtiſche. Ich habe es heute in aller Frühe gedichtet:

Stell auf den Tiſch die Nelken, Nolken, Nulken,
Die letzten roten Aſtern trag herbei!
Und laß uns wieder von der Liebe ulken
Wie einſt im Mai!

Übrigens mit der Liebe in der Familie, die Sie mir in die Droſchke nachriefen, war es nichts. Ich wurde das klebrige Zeug, das wir in der Tapperij genoſſen hatten, nicht los, und ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß ich noch im Keller von Schwanzer Erbſenſuppe mit Schweinsohren gegeſſen und eine Flaſche Porter dazu getrunken habe. Es iſt mir ſehr gut bekommen, und ich hoffe, daß auch Sie ſich nach der langen Sitzung behaglich fühlen „wie einſt im Mai".

Auf Wiederſehen Ihr getreuer O. E. H.

Wir haben uns wohl noch öfter wiedergeſehen; aber ſo lange, ſo verſimpelt froh ſind wir nie wieder zuſammen geweſen.

* * *

Von Hartleben zu den Humoristen von Fach und Beruf bedarf es keines künstlichen Überganges; aber der Verfasser der Offizierstragödie „Rosenmontag", in dem gewiß ein rechter und echter Humorist stak und der es sicher ganz in der Ordnung gefunden hätte, wenn ich ihm einen bevorzugten Platz am fidelen Stammtisch einräumte, würde es vielleicht mit gemischten Gefühlen aufgenommen haben, so ohne weiteres der Gruppe unserer besten Humoristen beigesellt zu werden, mit denen ich mich im folgenden Kapitel beschäftigen möchte.

Humoriſten

Vom alten „Kladderadatsch"

Als ich nach meinem Gastspiel als weltbeglückender politischer Redakteur im Hochsommer 1872 zu dauerndem Aufenthalte nach Berlin zurückkehrte, waren noch alle „Gelehrte" des „Kladderadatsch", die mit dem klugen, geschäftskundigen und außerordentlich amüsanten Verleger Albert Hofmann nach den Märztagen 1848 das Blatt begründet hatten, am Leben: David Kalisch, Rudolf Löwenstein, Ernst Dohm und der witzige Zeichner Wilhelm Scholz. Der damals also noch vollzählige alte Stamm hatte in den vierundzwanzig Jahren seines Bestehens nur einen ständigen Mitarbeiter hinzugewonnen: Johannes Trojan, der durch einige seiner Einsendungen die Aufmerksamkeit und das lebhafte Interesse der sehr strengen und exklusiven Richter erregt hatte und als fünfundzwanzigjähriger Jüngling im Jahre 1862 in die Redaktion eingetreten war. Er allein hat seine älteren Kollegen, die eigentlichen Begründer, lange überlebt — über die zwanzig Jahre! Auch sein jüngerer Kollege, der feingeistige Wilhelm Polstorff, ist zehn Jahre vor ihm gestorben.

Polstorff war früher Gymnasialoberlehrer in Hannover. Von dort aus hatte er, natürlich anonym, dem Blatte mehrere durch Form und Inhalt so ausgezeichnete Beiträge gegeben, daß ihm auf Anregung der „Kladderadatsch"-Leute, die mit der Zeit daran denken mußten, tüchtige frische Kräfte heranzuziehen, vom Verleger Rudolf Hofmann, der die Erbschaft seines Vaters Albert angetreten hatte, der Antrag gemacht wurde, in die Redaktion einzutreten. Polstorff, dem es viel angenehmer war, mit gereiften Menschen über ernste Fragen heitere Unterhaltung zu führen, als lateinische Exerzitien der heranwachsenden Jugend zu korrigieren, nahm das Anerbieten an, übersiedelte nach Berlin, fühlte sich wohl in seinem neuen Berufe und rechtfertigte vollkommen die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte. Besonderes Aufsehen machten seine sehr heftigen satirischen Angriffe auf einige hervorragende Persönlichkeiten im Staatsdienst, denen er einen sehr bedenklichen Einfluß, namentlich auf unsere

auswärtige Politik zuschrieb und die er unerlaubter Intrigen gegen jeden ihren Sonderinteressen nicht gefügigen hohen Staatsbeamten bezichtigte.

Wochenlang brachte jede Nummer des „Kladderadatsch" rücksichtslos-heftige und witzig-boshafte Ausfälle gegen den nachmaligen Fürsten Philipp Eulenburg, den er des Mißbrauchs seines damals angeblich sehr starken und jedenfalls sehr gefürchteten persönlichen Einflusses beschuldigte, gegen den sehr klugen, stillen Baron Holstein, der es so viel wie möglich vermied, in der Öffentlichkeit hervorzutreten, in der Leitung der auswärtigen Politik aber eine rührige Wirksamkeit ausübte, die weit über die ihm vom Gothaischen Kalender zugewiesene Stellung als „Vortragender Rat" und auch als „Staatssekretär", zu dem er später ernannt wurde, hinausging; und endlich gegen den damaligen Vortragenden Rat im Auswärtigen Amte, ebenfalls späteren Staatssekretär von Kiderlen-Wächter. Diese drei hatte sich — unter durchsichtigen Pseudonymen: den Fürsten Eulenburg, den Dichter der „Skaldengesänge", als „Troubadour", Baron Holstein, dessen Name an die beliebten Schaltiere der Nordsee erinnert, als „Austernfreund", und den aus Württemberg stammenden ehrlich schwäbelnden Kiderlen-Wächter als „Spätzle", die Lieblingsspeise seiner Heimat — Polstorff besonders aufs Korn genommen. Die schonungslose und mit ungeschwächter Kraft andauernde Polemik rief namentlich in den Kreisen der höheren Diplomatie eine ganz ungewöhnlich starke Erregung hervor; sie machte wohl böses Blut, aber sie wurde auch von anderer Seite mit einer gewissen schmunzelnden Schadenfreude, der eine starke Dosis Neugier beigemischt war, aufgenommen. Man zerbrach sich den Kopf, wer der Verfasser sei und woher er wohl Kenntnisse erlangt haben könne von Tatsachen und Verhältnissen, die sich selbst die Eingeweihtesten nur unter der Zusicherung der strengsten Verschwiegenheit vertraulich zuflüsterten. Dies Geheimnis ist nie gelöst worden; wohl aber meldete sich, als Herr von Kiderlen, der wohl am grausamsten mitgenommen war, vom ungenannten Autor persönliche Genugtuung gefordert hatte, Wilhelm Polstorff als der Gesuchte. Zwischen den beiden wurde ein strammes Pistolenduell ausgetragen. Polstorff wurde

durch einen Schuß, der die Lunge gestreift hatte, ziemlich schwer verwundet; er erholte sich indessen nach längerer Zeit. Er starb erst einige Jahre später, im rüstigsten Mannesalter, im April 1906.

Mit Johannes Trojan, der am 1. Oktober 1909 seine Stellung als Hauptleiter des Blattes niederlegte und seine letzten sechs Lebensjahre im behaglichen Mecklenburg, in Rostock und Warnemünde seiner rührenden Liebhaberei für alle möglichen unscheinbaren Pflanzen und ein gutes Glas Wein in beschaulicher Ruhe nachgehen durfte, war die alte Ära des „Kladderadatsch“ abgeschlossen.

Die späteren Redakteure des „Kladderadatsch“, der sich in dem nunmehr siebzigjährigen Zeitraum seines Bestehens seine vornehme Selbständigkeit, seinen guten Geschmack und sicheren Takt zu bewahren gewußt hat, sind, — um das gleich hier anzufügen — Paul Warncke und Max Friedländer. Warncke war von Haus aus Bildhauer, hatte aber schon unter Trojan dem „Kladderadatsch“ zahlreiche Beiträge gegeben und sich namentlich auch durch seine plattdeutschen Schriften — er ist ein geborener Mecklenburger —, besonders durch eine Studie über Fritz Reuter: „Woans hei lewt un schrewen hett“, und seine plattdeutschen Gedichte „Snurrig Lüd“ bekannt gemacht. Auch Max Friedländer war seit langen Jahren anonymer Mitarbeiter des „Kladderadatsch“, bis er sich 1909 dazu entschloß, seine juristische Würde als Amtsgerichtsrat niederzulegen und wohlbestallter Redakteur zu werden. Er ist in noch jungen Jahren plötzlich gestorben — im September 1915. Zu den ständigen, festangestellten Mitarbeitern gehört noch Max Brinkmann.

Nachdem der witzige Wilhelm Scholz den Stift aus der Hand hatte legen müssen, waren als Zeichner tätig: Jüttner, der später zu den „Lustigen Blättern“ überging, Ludwig Stutz, ein Württemberger, der zum aufrichtigen Bedauern seiner zahlreichen Freunde seit langer Zeit an einer heimtückischen Krankheit leidet, die ihn arbeitsunfähig macht, E. Retemeyer, Artur Johnson und als Ältester Gustav Brandt, der dem „Kladderadatsch“ überaus wirksame und lustige Karikaturen gegeben hat.

Auf eine Eigentümlichkeit darf noch hingewiesen werden: Unter all den hier angeführten Mitarbeitern am „Kladderadatsch“,

an diesem spezifischen Berliner Witzblatte, befindet sich nicht ein einziger richtiger Berliner. Vier stammen aus Schlesien, die anderen aus West- und Ostpreußen, aus Hannover und Mecklenburg.

David Kalisch und Wilhelm Scholz

Meine persönlichen Erinnerungen knüpfen an die vorige Generation an, an die alten „Gelehrten" des „Kladderadatsch" und ihren einzigen Gehilfen, den prächtigen Johannes Trojan. Als erster starb der witzige David Kalisch, den man mit Recht als den eigentlichen „Vater des ‚Kladderadatsch'" hat bezeichnen dürfen, erst dreiundfünfzig Jahre alt, im August 1872. Ihm folgte acht Jahre später der Verleger Albert Hofmann, dann in schnellerer Reihenfolge Ernst Dohm im Februar 1883, Rudolf Löwenstein (Januar 1891), Wilhelm Scholz (Juni 1893) und endlich Johannes Trojan (November 1915).

Mit David Kalisch bin ich nur einmal zusammengetroffen. Er war der einzige, der schon vor der Begründung des Blattes durch die köstliche Posse „Einmalhunderttausend Taler" sich den Namen eines ungewöhnlich talent- und humorvollen Schriftstellers gemacht hatte. In dem ursprünglichen Trifolium der „Gelehrten", das er mit seinen beiden Anverwandten Dohm und Löwenstein bildete, war er unstreitig der Lustigste, Übermütigste und wohl auch Wirksamste. Die typischen Figuren „Müller und Schulze", „Prudelwitz und Strudelwitz" und der klassisch mauschelnde „Zwickauer" sind seine Schöpfungen.

Man hatte mir schon gesagt, daß Kalisch in Gesellschaft außerordentlich zurückhaltend sei und in seiner Schweigsamkeit fast ängstlich und beängstigend wirke; ich wunderte mich also auch nicht darüber, daß ich in den zwei Stunden unseres Zusammenseins, während deren der unvergleichliche Gesellschafter Wilhelm Scholz fast allein das Wort führte, von ihm nicht viel zu hören bekam. Aber der kleine, zierliche Mann von bleicher Gesichtsfarbe, der neben dem vierschrötigen Riesen Wilhelm Scholz ganz besonders klein wirkte, machte mit seinem auffällig klugen Kopfe, dem feingeschnittenen Profil, den ausdrucksvollen schwarzen Augen und dem dichten schwarzen Haupthaar einen durchaus sympathischen

Eindruck auf mich. Und dieser sympathische Eindruck hat sich in mir noch erheblich verstärkt, als ich nach seinem Tode seine große, mit Ernst und Umsicht zusammengestellte Bibliothek musterte und in den einzelnen Bänden die zahlreichen, mit seiner kleinen, ungemein sorgfältigen Handschrift gemachten Notizen las. Aus jeder seiner Bemerkungen war zu erkennen, wie gewissenhaft er diese Werke gelesen, wie unablässig und fleißig er sein Lebtag daran gearbeitet hat, die ursprünglichen Lücken seines Wissens durch unermüdliches Studium auszufüllen und als Hans selbst zu lernen, was man zu seinem schmerzlichen Bedauern Hänschen zu lehren versäumt hatte. Es sind oft schriftliche Selbstgespräche, die geradezu etwas Rührendes haben. Er widerspricht mitunter den Autoren, mit denen er sich befaßt, und leistet einigen später wehmütig Abbitte, sich durch seine ungenügende Kenntnis zu einem ungerechten Urteil haben hinreißen zu lassen. Er beneidet seinen Vetter Ernst Dohm um dessen humanistische Bildung, die dem Glücklichen mühelos Vorteile gewährte, deren er selbst bei beschwerlichster Anstrengung und trotz genügendem Verstande kaum jemals hätte teilhaftig werden können. Mit dem Stoßseufzer: „Ach wir Armen!“ schließt er eine seiner trübseligen Betrachtungen.

Über den komischen Gegensatz in der körperlichen Beschaffenheit des kleinen Kalisch und des Recken Wilhelm Scholz, den man zum Flügelmann in einem Garderegiment hätte nehmen können, wurde beständig gewitzelt; und nicht zum wenigsten von den beiden hauptsächlich Betroffenen selbst. Kalisch hatte sich mit einem Fräulein Albrecht verheiratet, einer Tochter des Besitzers vom „Albrechtshof“, der mitten im Grünen in dem damals noch jungfräulich erhaltenen Tiergarten lag. Dort verbrachten nach heißen Sommertagen Flüchtlinge aus der schwülen Hauptstadt in anspruchsloser Gemütlichkeit die langen Sommerabende. Die Kinder spielten unter den Bäumen, die Eltern aßen saure Milch; die Väter politisierten, Mütter und Töchter strickten dazu. Die Familie Kalisch bewohnte die sehr hübsche Villa im Garten vom „Albrechtshof“, die jetzt noch wohlerhalten mitten im westlichen Viertel, in der Friedrich-Wilhelm-Straße, steht. Die prächtige Frau Kalisch kannte nur eine Lebensaufgabe: ihrem

bedeutenden Manne das Dasein behaglich und angenehm zu machen. Sie hat diese Aufgabe redlich gelöst. Die Villa Kalisch war denn auch, besonders zur Sommerszeit, der Sammelpunkt der „Kladderadatsch"-Leute und ihrer Freunde, zu denen namentlich der in Berlin allgemein bekannte fidele Baumeister Richter, der lebenslustige Bruder des berühmten Bildnis- und Geschichtsmalers Gustav Richter, gehörte.

Zu den bescheidenen gesellschaftlichen Vergnügungen in jenen Tagen der wirklich „guten alten Zeit" gehörte auch die jetzt völlig aus der Mode gekommene Aufführung von „Sprichwörtern" und „Scharaden", die von Mitgliedern der Gesellschaft dargestellt und von den an der Aufführung nicht beteiligten Zuschauern erraten werden mußten. Bei einer solchen Aufführung erschienen eines Abends im Freundeskreise der kleine Wirt, Kalisch, und sein riesengroßer Partner, Scholz. Der eine kam von rechts, der andere von links, sie drückten sich stumm die Hände und begrüßten ehrerbietig die Gäste; darauf machten sie beide „Wauwau!", verneigten sich wiederum und verschwanden, wie sie gekommen waren, der eine nach rechts, der andere nach links. Das Rätsel blieb ungelöst, bis endlich Kalisch die gewünschte Aufklärung gab: „Der Große Belt und der Kleine Belt."

Auch in einer hübschen Karikatur von Wilhelm Scholz ist dieser Spaß über den Großen und Kleinen der Nachwelt erhalten. Das Bild in Hochoktav zeigt Wilhelm Scholz in ganzer Figur. Vor ihm in frappanter Ähnlichkeit zwei Knirpse, die dem Koloß kaum bis zum untersten Rockknopf reichen. Kalisch hat das Wort und sagt, auf seinen kleinen Begleiter, den bekannten Dichter und Kritiker der „Nationalzeitung" weisend, zu Scholz: „Darf ich dir meinen Freund, Doktor Titus Ullrich, vorstellen?" — Scholz sieht sich auf seiner Höhe erstaunt um und fragt: „Wo?"

Zu diesem „Kladderadatsch"-Kreise vom Albrechtshof gehörte auch ein liebenswürdiger Mann, der zwar nicht als Mitglied der schriftstellernden und künstlerischen Boheme angesehen werden konnte, darum aber nicht minder beliebt war. Es war der angesehene Berliner Bankier Meyer-Cohn, der sich freundlich der Finanzgeschäfte seiner sorglosen Sommernachbarn in dem damals noch sehr spärlich bebauten westlichen Teile des Tiergartens

angenommen hatte. Viel Arbeit wird ihm das wohl schwerlich gemacht haben; denn außer Kalisch besaß gewiß nicht ein einziger ein Kontokorrent bei ihm. Deshalb nannte auch Dohm ihn nie anders als „unseren Finanzminister ohne Portefeuille".

Im jüngeren hoffnungsvollen Sohne dieses liebenswürdigen Mannes erwachte durch den gemütlichen Verkehr seiner Eltern mit den „Kladderadatsch"-Gelehrten der Wunsch, sich eine Autographensammlung anzulegen. Deshalb schenkte ihm sein Vater zu Weihnachten — es wird wohl 1870 gewesen sein, im Geburtsjahre der Erbswurst — ein schönes Album, in dem sich zunächst die berühmten Hausfreunde verewigen sollten. Kalisch eröffnete den Reigen und schrieb auf der ersten Seite die folgenden Verse:

Wie im Kriege edle Fürsten
Leben von des Erbses Würsten,
Sei der Tugend untertan.
Glänzen Dir vom Muttertische
Auch noch hell die Butterfische, —
Dunkel ist die Lebensbahn.

Das war der Anfang einer weltberühmt gewordenen Handschriftensammlung. Denn aus der kindlichen Spielerei machte der junge Meyer-Cohn, der später der Chef des Hauses werden sollte, mit den Jahren ein durch leidenschaftlichen Sammeltrieb geschürtes, durch ernstes Studium gefestigtes Unikum von wirklich wissenschaftlichem Werte, das den Neid aller dilettantischen Handschriftenhamster und den Respekt gründlicher Kenner hervorrief. Die Meyer-Cohnsche Sammlung mit den interessantesten Schriftstücken von der Hand hervorragender Meister aller Länder und Zeiten (namentlich die deutsche Literatur von Luther bis auf die Gegenwart war in einer bisher nicht erreichten Vollständigkeit vertreten) wurde nach dem Tode des Besitzers versteigert — die eine Hälfte im Oktober 1905, die andere im Februar 1906 — also sechsunddreißig Jahre, nachdem Kalisch den Grundstein gelegt hatte. Die Versteigerung erbrachte natürlich eine sehr ansehnliche Summe.

Es wäre, glaube ich, schade, wenn die schönen Verse des lustigen Kalisch der Vergessenheit anheimfielen.

Ernst Dohm

Auch Ernst Dohm war, wenn auch weniger schweigsam als sein Vetter Kalisch, doch nichts weniger als ein Schwätzer oder, wie man sich höflicher auszudrücken pflegt, ein „scharmanter Causeur". Er konnte lange zuhören, ohne ein Wort zu verlieren. Wenn er schwieg, hatte er eben nichts Besonderes zu sagen; aber er schwieg nicht aus Berechnung, wie man von seinem Kollegen sagte: „um Manuskript zu sparen", sondern aus einer gewissen vornehmen Bequemlichkeit, die seinem ganzen lässigen Wesen zu eigen war. Wenn er aber etwas erzählte, so war das immer sehr ergötzlich und fesselnd. Mit Vorliebe erinnerte er sich seines theologischen Vorspieles in Halle und Umgegend, in dem er von der Kanzel herab die Gläubigen erbaut hatte. Er begann dann gewöhnlich mit den Worten: „Als ich mich in Glaucha auf meine Probepredigt vorbereitete . . ." Dann folgte ein launiger Bericht, dessen Zusammenhang mit Ort und Zeit seiner Handlung als Predigtamtskandidat allerdings nicht immer ganz deutlich zu erkennen war. Die Zahl seiner kurzen, schlagfertigen Bemerkungen, mit denen er ein Thema abzufertigen pflegte, auf das er näher einzugehen keine rechte Lust verspürte, ist übergroß.

Wir saßen eines Abends am Stammtisch eines neueröffneten Kaffeehauses, als ein hoffnungsvoller Jüngling, der in irgend welchen Blättern Kleinigkeiten veröffentlicht hatte, an Dohm herantrat und ihn mit den Worten ansprach: „Darf ich mich Ihnen vorstellen? Ich bin auch Humorist." Dohm erwiderte mit freundlichstem Ausdruck: „Ich nicht."

Ein anderer rühmte gelegentlich das freundschaftlich-kollegialische Verhältnis zwischen den beiden Witzblättern „Kladderadatsch" und „Wespen", insbesondere den angenehmen Verkehr zwischen Dohm und Stettenheim. Da antwortete Dohm: „Wir stehen eben auf dem angenehmen Fuße gegenseitiger Unterschätzung; dabei kann man gut auskommen."

Bei einer Frau Kommerzienrätin, die auf Berühmtheiten fahndete, hatte Dohm einmal die Ehre, die lebhafte Dame vom Hause zu Tisch zu führen, die vielen ihrer Gäste ins Ohr geflüstert hatte, wie entzückend die witzige Unterhaltung Dohms sei. Die

Suppe war eben abgetragen. Die Wirtin saß erwartungsvoll da. Dohm schwieg. Da wandte sich die Wirtin zu ihm und sagte, anmutig lächelnd: „Wenn Sie uns eine große Freude bereiten wollen, ach, bitte, Herr Dohm, sprudeln Sie!“ Dohm erwiderte mit höflicher Verneigung: „Ach, gnädige Frau, ich habe bis jetzt so wenig gegessen. Vielleicht später.“

Eine andere gesellschaftliche Leistung Dohms möchte ich hier gleich anfügen. Er war mit mehreren Kollegen und Freunden von einem wegen seiner Knauserigkeit bekannten Herrn zu Gaste geladen. Ich glaube, es war derselbe Herr, von dem man sich erzählte, daß er, um sich für die massenhaften Einladungen, die er im Laufe der Jahre angenommen hatte, endlich zu revanchieren, eines Abends eine große Gesellschaft geladen hatte und seinen Gästen Backpflaumen vorsetzte; Backpflaumen, nichts weiter; einfach, aber herzlich. Beim Abschiede bot er seinen Freunden dankend die Hand und sagte ihnen: „Besuchen Sie mich auch mal so!“ Dieser Herr feierte seinen Geburtstag. Diesmal gab es mehr als Backpflaumen. Zur Feier des Tages waren sogar einige Flaschen schlesischer Hausmarke aufgemacht. Es mußte unbedingt ein Toast steigen. Alle weigerten sich. Dohm wurde so bedrängt, daß er schließlich nachgab und sich zu einer kurzen Ansprache erhob. In den wenigen Sätzen variierte er in boshaftester Weise das Thema: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“, sagte bei der Gelegenheit dem Wirt alle denkbaren Unannehmlichkeiten und schloß mit den Worten: „Und auf die Gefahr hin, unserem verehrten Gastgeber keine Freude zu bereiten, bitte ich Sie: füllen Sie Ihre Gläser!“ Die freudige Zustimmung erstickte das begeisterte Hoch.

Es ist keine Indiskretion, wenn ich hier eine sorglose Eigentümlichkeit des prächtigen Ernst Dohm erwähne; sie ist ja sogar auch durch die Festschrift „Zum fünfzigjährigen Bestehen des ‚Kladderadatsch‘“ (Berlin, 1898, A. Hofmann & Co.) beglaubigt worden. Im Gegensatze zu seinem Vetter Kalisch, der seinen Haushalt in musterhaft sorgsamer Weise geregelt hatte, befand sich Dohm in chronischer Klemme. Sein Einkommen war während langer Jahre relativ recht bescheiden gewesen; ein ökonomischer Hausvater hätte freilich damit ungefähr auskommen können, aber

er war eben gar nicht ökonomisch veranlagt, hatte eine reizende Familie, eine geistvolle Frau, vier bildhübsche Töchter, liebte Geselligkeit und war gelegentlich auch dem Jeu nicht ganz abhold. Natürlich war er auch Wucherern in die Hände gefallen. Und zu diesen nicht ganz einwandfreien Geschäftsfreunden gehörte der Bruder eines bekannten Schriftstellers, der einem so liebenswürdigen und angesehenen Manne wie Ernst Dohm gern die gewünschten Darlehn gab — gegen einen von ihm akzeptierten Wechsel und natürlich mit bescheidener Verzinsung. Die Sache hatte aber doch einen kleinen Haken. Auf einen Wechsel, sagen wir von zweihundert Talern, zahlte der uneigennützige Freund etwa hundertvierzig Taler bar und überwies dem Akzeptanten einen schönen ausgestopften Affen, der unter Brüdern sechzig Taler wert war. Den Affen nahm der gute Freund später wieder in Kauf, allerdings, da dann die Affenkonjunktur gewöhnlich recht ungünstig lag, zu dem erheblich ermäßigten Preise von etwa zehn Talern. In der Zwischenzeit paradierte der Affe in Dohms Vorraum als Zimmerschmuck. In den ersten Tagen des Quartals pflegte er zu verschwinden, kam aber immer bald wieder. Dann wußte man, daß der gute Dohm seine geschäftlichen Beziehungen wieder aufgenommen hatte. „Der Affe ist wieder da!“ gehörte im Freundeskreise zu den geflügelten Worten.

Dieser „Affe“ war übrigens eine ziemlich milde Erwerbung in der Zahl derer, die dem bedrängten Dohm von seinen Wucherern aufgenötigt wurden. Johannes Trojan verdanke ich die folgende rührende Geschichte, wie erbarmungslos Dohm von seinen Geschäftsfreunden behandelt wurde. Er bekam auf einen von ihm unterschriebenen Wechsel von zweitausend Mark tausend Mark in barem Gelde. Für die anderen tausend Mark mußte er ein altes, blindes und lahmes Pferd und eine Wagenladung verschimmelter Walnüsse nehmen. Das Pferd verkaufte er für eine Kleinigkeit als Raubtierfutter an den Zoologischen Garten; die Nüsse mußte er auf den städtischen Mülllagerplatz, der sich damals bei Tegel befand, schaffen lassen.

Das Hasardspiel war für Dohm ein kostspieliges Vergnügen geworden, und im „Kladderadatsch“-Kreise wurde ziemlich viel gejeut. Trojan erzählte mir bei diesem Anlaß eine kleine Episode,

die ich gleich hier anfügen will, obwohl diesmal Dohm als Mitspieler nicht besonders hervortrat. Der Verleger Albert Hofmann hatte seine „Leute" zu einer Abendgesellschaft eingeladen. Als die Tafel aufgehoben war, bemerkte der sinnige Trojan plötzlich, daß er allein war: die ganze Gesellschaft war verschwunden. Trojan legte sich aufs Suchen und fand die Verbrecher in einem anderen Zimmer, wo sie unter Hofmanns Leitung dem Glücksspiel huldigten. Alle vom „Kladderadatsch" waren dabei. Nachdem Trojan eine Zeitlang ihnen zugesehen hatte, stand plötzlich Kalisch auf, ging auf ihn zu und sagte: „Hast du einen Taler? Dann gib ihn mir. Ich will für dich setzen."

Trojan hatte gerade einen Taler und gab ihn. Nach einer Weile kam Kalisch wieder und reichte ihm zwölf harte Taler mit den Worten: „Da, Christ! Das hab' ich für dich gewonnen. Nun geh damit nach Hause! Versprich mir aber vorher, daß du niemals Hasard spielen wirst!"

Trojan versprach's. Ihm war das Geld gerade knapp, und als er in der Nacht mit den zwölf Talern nach Hause kam, war die Freude groß. Seine Frau jubelte mit. Und er hat sein Versprechen auch gehalten — wenigstens so ungefähr.

* * *

Die Individualitäten der drei „Gelehrten", die an sich grundverschieden waren, ergänzten sich in glücklichster Weise und bildeten ein vollkommen harmonisches Ganzes. Der geborene Schlesier Kalisch hatte den echten, derben und gesunden Berliner Humor vom reinsten Spreewasser. Rudolf Löwenstein, der tief empfindende Lyriker, dem wir einige unserer schönsten Kinderlieder deutscher Sprache verdanken, wußte, wenn es nötig war, seinen Beiträgen einen wirklich gemütvollen und würdig-feierlichen Charakter zu geben. Dohm aber erkannte man an den feingeschliffenen Pointen seiner Satire, an der klassischen Vornehmheit seines Stils, am attischen Salze seiner witzigen Bemerkungen. Wenn er sich auch auf anderen Gebieten, namentlich als Nachdichter der Lafontaineschen Fabeln und als Übersetzer der Libretti zu Offenbachschen Operetten, die in ihrer deutschen Fassung das

französische Original an Witz oft übertrumpfen, als ein Nachkünstler im vornehmsten Sinne des Wortes meisterhaft hervorgetan hat — diese Eigenschaften sind meines Erachtens noch lange nicht genügend gewürdigt worden —, so ist und bleibt doch wohl sein größtes Verdienst: seine Tätigkeit als verantwortlicher Leiter und Mitarbeiter am „Kladderadatsch". Ihm ist es in erster Reihe zuzuschreiben, daß sich das literarische Niveau unserer Witzblattliteratur auf eine vor ihm nie geahnte Höhe gehoben hat. Er besaß den feinsten Takt, den sichersten Geschmack, und ihm ist es gewiß zu nicht geringem Teil zu verdanken, daß unter seiner völlig rücksichtslosen Redaktion der „Kladderadatsch" auch in den heikelsten Situationen und, wenn es sein mußte, auch in völligem Widerspruche zu dem, was man gewöhnlich „Öffentliche Meinung" nennt, eine wundervolle Selbständigkeit und ruhige Überlegenheit bewahrte.

In den Anfängen hat er mit seinem „Kladderadatsch" schwere Zeiten zu durchleben gehabt. Die reaktionäre Regierung legte ihm auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten in den Weg und suchte ihm auf jede Weise zu schaden. Noch schlimmer als die Zeit der Reaktion war die Konfliktszeit in den sechziger Jahren. Der freisinnige Dohm stand auf einem Isolierstandpunkt abseits der freisinnigen Mehrheit; viel früher als seine politischen Freunde erkannte er die Bedeutung Bismarcks. Er behandelte den etwas gewaltsamen und popularitätsfeindlichen Staatsminister, der für Verfassungsparagraphen ein mäßiges Interesse an den Tag zu legen schien, mit einer — ich möchte sagen: respektvollen Zärtlichkeit, die Dohm von der Fortschrittspartei sehr verargt wurde.

Aber auch die Konfliktszeit war noch nicht die schlimmste für den bismarckfreundlich gesinnten Redakteur des „Kladderadatsch". Die schlimmste Zeit kam später, nachdem sich durch die Ereignisse der Jahre 1866 und 1870 die Erkenntnis über die Bedeutung des großen Staatsmannes in den weitesten Kreisen durchgerungen hatte und der eigentliche Vertreter der übermütigen Lustigkeit im „Kladderadatsch", David Kalisch, durch frühzeitigen Tod aus der Mitte seiner Freunde geschieden war. Für ein politisches Witzblatt erscheint die Opposition als eines der Lebensbedürfnisse. Wenn Dohm früher durch den Widerspruch gegen die große Mehr-

heit seiner politischen Gesinnungsgenossen zu unerschrockener Arbeit gereizt und aufgestachelt war, so fehlte ihm jetzt dieser Sporn, da er sich nun in einer vom Standpunkte des „Kladderadatsch"-Redakteurs bedauerlich zu nennenden Übereinstimmung mit den Anschauungen der Mehrheit des Volkes wie auch mit denen des leitenden Staatsmannes befand. Es läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß zu jener Zeit der Inhalt des Blattes verriet, wie ihm die eigentlichen Ziele, gegen die es die Pfeile des Spottes zu richten hatte, entrückt waren. Aber Dohm ließ sich gleichwohl nicht dazu verleiten, die Ehrlichkeit seiner Gesinnungen und die Vornehmheit seiner Formen dem Erfolge zum Opfer zu bringen.

Wie Dohm die Bedeutung unseres ersten Reichskanzlers, so hatte er auch die Gefährlichkeit Napoleons III. sogleich erkannt und unausgesetzt darauf hingearbeitet, daß das deutsche Volk keinen Augenblick vergesse, wessen es sich von seinem Nachbar an der Seine zu versehen habe. Gerade in den Tagen, da Napoleon durch die relative Dauer und den Glanz seiner Herrschaft auch im Auslande und besonders in Deutschland mehr oder minder „moralische" Eroberungen machte, da sich die stolzen Häupter legitimer Fürsten vor dem Emporkömmling beugten und eine törichte und gefährliche Bewunderung vor dem mächtigen Gebieter Frankreichs bis in die tiefsten Schichten unseres Volkes zu dringen drohte, war Dohm rastlos bemüht, durch bitteren Hohn und unversöhnliche Satire den angestaunten Großen auf menschlich kleine Verhältnisse zurückzudrängen, das gefällige Lügengebilde zu zerstören und dafür zu sorgen, daß dieser „Herr Buonaparte", wie ihn Viktor Hugo nannte, in Deutschland recht mäßig bewundert werde. Für die Volkstümlichkeit eines Krieges gegen das Napoleonische Frankreich hat Dohm im „Kladderadatsch" auf seine eigene Faust die vortrefflichsten Pionierdienste geleistet.

Nicht einen Augenblick ist er von dem Standpunkt gewichen, den er von Anfang an dem Helden des Staatsstreichs gegenüber eingenommen hatte. Schon an der Spitze der ersten Dezembernummer des Jahres 1852 — also unmittelbar nach Bonapartes Einzug in die Tuilerien am 2. Dezember — begrüßte der „Klad-

deradatsch" den gefürsteten Meineidbauer mit einer schwungvollen Hymne, von der ich einige Strophen hier mitteilen möchte:

Das war die Sonne von Austerlitz,
Die heut aufging zum zweitenmal;
Das war der Kaiserkrone Blitz,
Die heut erglänzt mit neuem Strahl.

Da hat er gesessen Tag und Nacht,
Studiert, probiert mit ernstem Sinn,
Und was der Ohm ihm vorgemacht,
Er hat's jetzt alles trefflich inn'.

„Am Zweiten des Dezember kam
Der sechste Pius her von Rom,
Und salbte hier in Notre-Dame
Zum Kaiser meinen großen Ohm.

Am Zweiten des Dezember schlug
Mein Ohm bei Austerlitz die Schlacht! —
Jetzt bin ich präpariert genug,
Ich mach's genau, wie er's gemacht.

Heut spiel' ich meinen ersten Trumpf,
Er heißt: der achtzehnte Brumaire!
Und morgen schon jauchzt im Triumph
Mein Volk mir zu: ‚vive l'empereur!' . . .

Ja, die Geschichte löst mein Wort,
Und alle Nachwelt spricht von mir!
Im Charivari leb' ich fort,
Vielleicht auch im Journal pour rire! —"

Wie sich hier die tändelnde Grazie seines Humors zu bissiger Ironie wandelt, so erhebt sie sich auch, wenn es sein muß, zur Höhe des feierlichen Pathos. Und immer dieselbe Formvollendung. Gerade durch die Gedichte ernster Art hat er dem „Kladderadatsch" den eigentlichen Stempel gegeben, der ihn vor allen anderen Witzblättern auszeichnet. Man staunt über die Sorgfalt der meisterlichen Form, die Dohm seinen Dichtungen zu geben wußte, um so mehr, wenn man weiß, daß er durch den Zwang, für die Zeitung zu arbeiten, ein überaus flinker, allzeit bereiter Dichter war und sein mußte. Von den zahlreichen Beweisen dieser merkwürdigen Schnellfertigkeit will ich hier nur einen anführen.

Die erste Nummer des Jahrganges 1861 war fertig. Die Redakteure hatten sich in gewohnter Weise zur endgültigen Feststellung in der Druckerei vereinigt, als die Nachricht vom Ableben des Königs Friedrich Wilhelm IV. eintraf. Selbstverständlich mußte das unerwartete Ereignis die früher getroffenen Dispositionen umstoßen. Man beriet hin und her, ob es nicht vielleicht das beste sein würde, die Nummer ganz ausfallen zu lassen; aber schließlich stimmte man der Auffassung zu, daß die Abonnenten ein Anrecht darauf hätten, auch über diese so folgenschwere Tatsache eine Äußerung ihres Wochenblattes zu vernehmen. Damit ergab sich von selbst, daß alles Humoristische für diese Woche auszuschalten war, und man meinte, daß die Nummer nur ein einziges Gedicht, das auf den König, enthalten dürfe. Die Aufgabe war heikel. Dohm entledigte sich derselben mit dem Takt und dem Anstande, die ihn nie verließen. Er stellte sich hinter sein Pult, und während der Druckerjunge eine jede einzelne Strophe, ein jedes Oktavblättchen mit der noch feuchten Schrift ihm unter den Fingern fortzog, schrieb er den poetischen Nachruf, aus dem ich nur zwei Strophen herausgreife:

Und er, dem wir die Stätte jetzt bereiten —
Im wilden Kampf der gärenden Gewalten
Gestellt hart an die Grenzmark zweier Zeiten,
Der neuen fremd, so hat er an der alten,
Die Poesie vergangner Herrlichkeiten
In sich umfassend, treulich festgehalten.
So war sein Leben ein mühselig Streiten,
Ein Suchen des dem Untergang Geweihten.

So war der Gaben Füll', in der so hell
Durch lange Zeit wir glänzen ihn gesehen:
Des Wissens Schatz, der Blick so scharf und schnell,
Des Schönen tiefes, inniges Verstehen,
Des Witzes nie versiegender Sprudelquell,
Des frischen Geistes stets lebendig Wehen, —
Kurz alles war, was ihn so reich beglückte,
Kostbarer Schmuck, der nur ein Opfer schmückte.

Daß der Grundsatz der Anonymität mit äußerster Strenge und mit vollstem Erfolge durchgeführt werden konnte, ist gleichfalls sein Verdienst. Der „Kladderadatsch" war unter ihm, und ist

es nach ihm geblieben, eine Einheitlichkeit, in der kein einziger, diesem oder jenem zu Gefallen oder Mißfallen, hervortreten sollte. Dohm ließ es ruhig über sich ergehen, daß man ihm wegen eines Gedichtes von Löwenstein Vorwürfe oder Komplimente machte; er ließ sich auch ruhig fünf Wochen einsperren wegen eines lustigen Gedichtes auf die Fürstin Karoline von Reuß, als dessen Verfasser sich der zum Zwange der Anonymität verpflichtete Johannes Trojan erst viel später bekennen durfte. Dohm nahm die fünf Wochen Haft am Molkenmarkt, die ihm als verantwortlichem Redakteur unverdientermaßen aufgebrummt wurden, durchaus nicht tragisch. Er schrieb, noch hinter Schloß und Riegel, selbst ein reizendes Gedicht über seine Einsperrung. Im Dohmschen Gedichte heißt es:

Ganz recht geschieht mir! Offen sprech ich's aus,
Und jede Klag' aus meinem Mund verstumme!
Nimm gut mich auf, mein molkenmärklich Haus!
Nur eins ist's, was mich kränkt — das einzig Dumme:
Ich schlage nicht den Preis dabei heraus!
Denn wenn ich schon fünf lange Wochen brumme,
Dafür hätt' ich — kaum wag' ich's mir zu gönnen —
Den schönsten Staatsminister ärgern können.

An demselben Tage, an dem dies Gedicht erschienen war, traf Kaiser Alexander von Rußland zum Besuche unseres Königs in Berlin ein und wurde vom Ministerpräsidenten von Bismarck am Bahnhof empfangen.

„Wie geht's Ihnen, schönster Staatsminister?" fragte der Zar.

Bismarck, über diese Anrede einigermaßen verwundert, antwortete mit einem Wort banalen Dankes. Gleich darauf wiederholte der Zar: „Schönster Staatsminister", und da er nun Bismarcks Verwunderung von dessen Mienen ablas, fügte er gleich die Frage hinzu: „Ist Ihnen der ‚Kladderadatsch' noch nicht zu Gesicht gekommen?"

„Noch nicht, Majestät."

„Den müssen Sie lesen. Er hat in seiner heutigen Nummer ein köstliches Gedicht." Und Kaiser Alexander zitierte aus dem Kopfe:

„Denn wenn ich schon fünf lange Wochen brumme,
Dafür hätt' ich — kaum wag' ich's mir zu gönnen —
Den schönsten Staatsminister ärgern können."

„Der schönste Staatsminister sind doch unbedingt Sie," fügte der Kaiser lächelnd hinzu.

Dohm hatte kurze Zeit nach dem rechtskräftig gewordenen Urteil seine Strafe in der Stadtvogtei bereits angetreten. Er hatte etwa vier Wochen abgesessen, und es blieben ihm noch einige Tage. Da brachte der „Kladderadatsch" eine prächtige Karikatur von Wilhelm Scholz: unter dem Eisengeflecht einer riesigen Krinoline, die als „Crino-Caro-Line" bezeichnet war, Dohm, den unvermeidlichen Spazierstock zwischen den übergeschlagenen Beinen, und neben ihm eine Kanne mit der Aufschrift „Molke", links von ihm in Freiheit die drei Kollegen: der kleine, lustige Kalisch, der Barde Rudolf Löwenstein mit dem biederen Dichterkopfe und der unendlich lange Scholz, die voll Teilnahme auf den unter der Krinoline Festgesetzten blickten. Zur Rechten der „Kladderadatsch" mit dem sogenannten „Barbierflügel", der Gitarre, in der Hand, von Müller und Schulze begleitet. Als Überschrift: „Albumblatt für unseren geistigen Geranten", und als Unterschrift die Verse aus dem „Faust":

Drinnen gefangen ist einer!
Bleibet haußen, folg' ihm keiner!
Könnt ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht sitzen!
Denn er tat uns allen
Schon viel zu Gefallen.

Die Karikatur war am 4. Dezember 1864 erschienen. Am 7. war der Einzug der siegreichen Truppen aus Schleswig-Holstein, und am folgenden Tage hatte der Ministerpräsident von Bismarck Vortrag beim Könige. Der König, der nach der glänzenden soldatischen Feier in bester Stimmung war, hatte den „Kladderadatsch" gesehen und sich über das Bild köstlich amüsiert. Der Ministerpräsident schlug Seiner Majestät vor, dem eingesperrten Redakteur die paar Tage zu erlassen, und der König ging auf diesen Vorschlag sofort ein. Bismarck schrieb nun stehenden Fußes folgende Zeilen an Dohm:

Berlin, 8. Dez. 1864.

Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich, daß S. M. der König soeben den Nachlaß der noch nicht abgelaufenen fünf Wochen vollzogen hat; das Amtliche erfolgt auf amtlichem Wege. Abgesehen von der gestrigen Feier ist das hübsche Bild der letzten Nummer auf die Entschließung nicht ohne Einfluß geblieben. Darf ich eine persönliche Bitte an diese Mitteilung knüpfen, so es ist die, die arme Karoline nun ruhen zu lassen. Mit vorzüglicher Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenster v. Bismarck.

Dohm wurde also der Freiheit wiedergegeben; und das gute Verhältnis zwischen Bismarck und ihm blieb unverändert freundlich bis zu Dohms letzter Stunde. Sein Tod, wenn er auch nicht unerwartet kam, war für alle seine Freunde eine schmerzliche Überraschung. Man dachte nicht daran, daß Dohm inzwischen das vierundsechzigste Lebensjahr nahezu vollendet hatte und daß auch ein Schlaganfall, den er ein Jahr vorher erlitt und der ihn nötigte, von der Redaktion zurückzutreten, ihm eine tragische Verwarnung erteilt hatte. Man konnte sich Dohm gar nicht anders vorstellen denn als den gemütlichen, behaglichen, lebensfrohen Mann, als den liebenswürdigen Wirt, der mit seiner geistreichen Frau und seinen vier ungewöhnlich hübschen und anmutigen Töchtern an den uns Alt-Berlinern unvergeßlichen Montagabenden seine zahllosen Freunde empfing, alle bekanntesten Persönlichkeiten Berlins: Diplomaten, Künstler, wissenschaftliche Größen, Großherren des Handels und der Industrie, die sich in den verhältnismäßig bescheidenen, auf eine solche Geselligkeit gar nicht berechneten Räumen zwanglos zusammenfanden. Dohm, der gewiß nicht abergläubisch war, betrachtete es als ein böses Omen, daß er sein kleines Stöckchen verlor, seinen treuen Begleiter seit Jahrzehnten. Und richtig, bald darauf mußte der gegen Wind und Wetter gefeite Mann, der bei Regen und Kälte nie anders als mit seinem einfachen Röckchen ausgegangen war, seinen ersten Überzieher sich anschaffen. Und dann kam der böse Schlaganfall und im November 1883 das Ende.

Man darf beinahe sagen: mit seinem Scheiden ist der Charakter der Berliner Gesellschaft ein anderer geworden, und für uns Alte ist dieser liebenswürdige, geistreiche, lächelnde Philosoph und Dichter niemals ersetzt worden.

Rudolf Löwenstein, Johannes Trojan und sein Pflegling Hieronymus Truhn

Dem auferlegten Zwange der kollegialischen Anonymität hatte sich auch Rudolf Löwenstein zu fügen; und ihm ist es vielleicht schwerer geworden als seinen Mitarbeitern. Löwenstein war eine sehr mitteilsame Natur, und er sah es gar nicht ungern, wenn er als mitbeteiligt an bemerkenswerten Tatsachen angesehen wurde. Diese Eigentümlichkeit entging dem Spott seiner liebenswürdig-boshaften Kollegen natürlich nicht. Er war während des Märzaufstandes in Berlin gewesen. Mit der Zeit redete man ihm ein, daß er auf der Barrikade gestanden habe, und schließlich, daß er sogar durch einen Kopfschuß eine ernste Verwundung sich zugezogen haben solle. Als nun viel später Berthold Auerbach nach Berlin übersiedelte und den alten Freund Löwenstein nach langer Trennung wiedersah, drückte ihm der gefühlvolle Schwabe in tiefer Ergriffenheit die Rechte, nahm dann zwischen seine beiden Hände die breite, gewölbte Stirn des Freundes, beugte dessen Kopf zu sich herab und sagte tiefgerührt: „Bruder! Freund! Wo ist die Narbe?"

Auch „Wo ist die Narbe?" war im Kreise der „Kladderadatsch"-Leute ein geflügeltes Wort geworden, dessen Verständnis mir erst durch Ernst Dohm erschlossen wurde.

Nicht nur als Dichter der reizenden Kinderlieder hat sich Rudolf Löwenstein einen Namen gemacht. Auch einige der lustigsten Beiträge zum Kommersbuch, die für die jetzt allerdings sehr alten Semester zu den allerbeliebtesten gehörten und auch heute noch nicht ganz in Vergessenheit geraten sind, werden ihm zugeschrieben. So das schöne Lied vom „Heiligen Rock in Trier":

Freifrau von Droste-Vischering,
Vi-Va-Vischering,
Zum heil'gen Rock nach Trier ging,
Tri-Tra-Trier ging.
Sie kroch auf allen vieren,
Sie tät sich sehr genieren,
Sie wollt' gern ohne Krücken
Durch dieses Leben rücken.
Juchhe, juchhe, juchheissassa!

Sowie die grausige Schilderung des Attentats auf Friedrich Wilhelm IV.:

Leute, tretet rings heran,
Hört euch die Geschichte an,
Hört, was neulich an der Spreer
In der Hauptstadt ist geschehen.

War wohl je ein Mensch so frech,
Wie der Bürgermeister Tschech?
Der verfluchte Übeltäter,
Hochverräter, Attentäter — usw.

In den alten Kommersbüchern findet man diese Gedichte noch, aber ohne Namen des Verfassers; deshalb habe ich, obwohl ich meiner Sache sicher zu sein glaube, meine Angabe des Autors mit Vorsicht gemacht.

* * *

Von den Mitarbeitern am alten „Kladderadatsch", zu denen ich in freundlich-persönlichen Verkehr treten durfte, war, wie ich schon sagte, Johannes Trojan der letzte Überlebende. Wir kennen und lieben den Schriftsteller, diesen Meister liebenswürdig und gemütlich lächelnden Humors, für den das Wort „behaglich" hätte erfunden werden müssen, wenn wir es nicht schon hätten; wir kennen nicht bloß den Schriftsteller aus seinen entzückenden Dichtungen und Humoresken, auch über seine persönlichen Erlebnisse, die, wie alles an ihm, unaufdringlich und schlicht sind, haben wir von ihm in seinen Aufzeichnungen „Zwei Monat Festung" (Berlin, 1899) und „Erinnerungen" (Berlin, 1912) verläßliche Kunde erhalten.

Trojan ist im August 1837 in Danzig geboren. Sein Vater war ein tüchtiger und angesehener Kaufmann und wurde 1849 zum Deputierten in die Zweite Kammer gewählt, wo er auf der äußersten Rechten, in nächster Nachbarschaft mit Herrn von Bismarck, seinen Sitz hatte. Im elterlichen Hause verbrachte der junge Johannes mit seinen liebevoll sorgenden Eltern und seinen Geschwistern eine glückliche Kindheit und Jugend. Nachdem er das dortige Gymnasium absolviert hatte, bezog er zunächst die

Universität Göttingen und siedelte dann nach Berlin über. Schon als ganz kleiner Junge hatte er Gedichte gemacht, und die Proben, die er uns davon mitteilt, verraten wirklich eine entschiedene Begabung. Natürlich hatte er auch als Student weitergedichtet, aber wohl mehr aus innerem Drange als in gewinnsüchtiger Absicht. Eines schönen Tages — er stand im fünfundzwanzigsten Lebensjahre — schrieb er ein Gedicht auf den verflossenen Kurfürsten von Hessen und schickte es ohne weiteres an den „Kladderadatsch". Zu seiner freudigen Überraschung stand das Gedicht bereits in der nächsten Nummer, und noch größer war seine Freude, als er am Ostertage 1862 dafür sein erstes Honorar erhielt — einen Friedrichsdor. Mit der ihm eigenen arithmetischen Findigkeit, für die ich noch einige Beispiele anführen werde, errechnete er sich, daß er nach diesem finanziellen Erfolge auf ein ungeheures Einkommen für die nächsten Jahre zu zählen habe, und verausgabte im Geiste bereits kolossale Summen zum Ankaufe von allerlei Grundstücken und sonstigen Kostbarkeiten. In Wirklichkeit stimmte das Exempel natürlich nicht, und er setzte seine Ansprüche sehr erheblich herab. Er war dankbar, als er an der „Berliner Montagszeitung" (Adolf Glasbrenner) eine bescheidene Stellung als Hilfsredakteur erhielt mit einem noch bescheideneren monatlichen Gehalt von fünf Reichstalern. Er hatte dafür die Korrekturen zu lesen und einige Kleinigkeiten zu schreiben. Am 1. August 1862 trat er in den „Kladderadatsch" ein mit einem Monatsgehalt von acht Reichstalern. Seine Leistungen wurden indessen allmählich höher angeschlagen, und vier Jahre später bezog er bereits ein Gehalt von fünfzig Reichtstalern monatlich.

Das war zwar nicht viel, aber es genügte ihm, sich damit einen Hausstand zu begründen. Er verheiratete sich Ostern 1866, und zwar nicht als leichtsinniger Boheme, sondern als gewissenhafter Kaufmannssohn, der Einnahmen und Ausgaben weise abwog. Und es ging wirklich mit seiner prächtigen, anspruchslosen und sparsamen Frau, mit der er lange Jahre in glücklichster Ehe gelebt hat — ebenso glücklich in den mageren Jahren, in denen die täglichen Sorgen mit fröhlichem Mut überwunden wurden, wie später, als er und seine Familie sich keine Sorgen mehr zu machen brauchten.

Volle siebenundvierzig Jahre ist er am „Kladderadatsch" tätig gewesen, und was er schon in seinen jungen Jahren in der Gemeinsamkeit mit Kalisch, Dohm und Löwenstein und später bis zuletzt als verantwortlicher Hauptredakteur für das Blatt getan hat, hat bei der streng durchgeführten Anonymität der Mitarbeiter natürlich nicht in der breiten Öffentlichkeit allgemein bekannt werden können; aber die dem Blatte Nächststehenden haben es allezeit zu würdigen gewußt. Wer aber Trojan aus seinen im Buchhandel erschienenen Schriften und Scherzgedichten, den Erinnerungsblättern und den köstlichen Kinderbüchern, wie aus seinen von ihm unterzeichneten Feuilletons liebgewonnen hat, wird seine Eigenart auch in der Namenlosigkeit der Beiträge zum „Kladderadatsch" unschwer erkannt haben.

Eines der bekanntesten Ereignisse in Trojans Wirken als „Kladderadatsch"-Redakteur ist die gegen ihn erkannte Festungshaft von zwei Monaten. Er wurde als verantwortlicher Redakteur verurteilt, weil er eine Illustration aufgenommen hatte, in der vom Staatsanwalt eine Majestätsbeleidigung gefunden wurde. „Das war eine gerechte Strafe dafür," schrieb er mir, „daß ich im Jahre 1883 meinen Chef, den ‚Kladderadatsch'-Redakteur Ernst Dohm, durch ein von mir herrührendes Gedicht auf die Fürstin Karoline von Reuß in den Kerker gebracht hatte." Am 24. Mai 1898 ging ihm von der Königlichen Staatsanwaltschaft in Berlin die Benachrichtigung zu, daß er sich zum Antritt der gegen ihn erkannten Strafe am 20. Juni in der „Festungsstubengefangenenanstalt" zu Weichselmünde zu gestellen habe. Im Falle der Nichtgestellung wurde er sogar mit einem Steckbrief bedroht.

„Das lautete sehr ernst," erzählt er in seiner Schilderung „Zwei Monat Festung", „und ich begriff den Ernst meiner Lage vollständig. Das erste, was ich tat, war dies: daß ich mein Ränzel packte und nach der Mosel fuhr, um noch rasch eine gute Portion frischer Luft zu atmen, die wilden Rosen blühen zu sehen und einen rechtschaffenen Trunk zu tun."

Wenn man die rührende Liebe zu den Seinigen, seine treue Kameradschaft, sein großes, eigenartiges schriftstellerisches Können zu dieser von ihm selbst zugestandenen Vorliebe für Blumen und allerlei unansehnliche Pflanzen — Unkraut gab es in seinen Augen

nicht — und für ein gutes Glas Wein hinzunimmt, so ist in diesem einen Satze der Lebensinhalt dieses bescheidenen, frohsinnigen und ungemein liebenswürdigen Mannes im wesentlichen erschöpft. „Wenn mir von einer Fee ein Patengeschenk in die Wiege gelegt worden ist," schreibt er in seinen „Erinnerungen", „so war dies die Liebe zur Natur und insbesondere zur Pflanzenwelt." Auch während seiner Festungszeit, die bis auf verhältnismäßig geringfügige kleine Verdrießlichkeiten recht gemütlich verlaufen zu sein scheint und die es ihm ermöglichte, mit seiner Frau, die ihm nach Weichselmünde gefolgt war, in sinnreich erklügelter Verbindung zu bleiben, und während des Besuches bei den Seinigen in Amerika, bei den Farmern in Ontario und an der Georgian Bai, waren es immer wieder Blumen und Blätter, an denen er seine besondere Freude hatte und die er mit der Zärtlichkeit eines liebevollen Jünglings schildert. Sein Freund und Zwillingsbruder im gemütlichen Humor, Heinrich Seidel, hat ganz Recht, wenn er von ihm sagt: „Wenn Johannes Trojan einmal hingerichtet werden sollte, würden ihn noch die auf dem Wege zum Schafott wachsenden Pflanzen interessieren." — „Das ist vielleicht ein wenig übertrieben," meinte Trojan, „aber das kann ich wohl sagen, daß meinen Augen, bis sie sich für immer schließen, der Anblick der Blumen stets die größte Freude bereiten wird — abgesehen natürlich von lieben Menschenangesichtern."

Auch für die unsichtbare Blume im Wein hegte Trojan eine ehrliche und innige Verehrung. Seine Prosa und seine Verse verklärten sich, wenn er auf einen guten Wein zu sprechen kam. Seine Worte hatten dann etwas unbewußt Feierliches, Andächtiges, wie sie nur von den Lippen eines Gläubigen kommen. Er war auch ein vorzüglicher Sachkundiger, und seine Freunde sind sich nicht darüber im klaren, ob er als Botaniker oder Weinkenner höher einzuschätzen war.

Seine „Scherzgedichte" — ein Buch, das ich wie die Werke von Wilhelm Busch immer wieder zur Hand nehme, das mir immer dieselbe Freude bereitet und mir über manche mißgelaunte Stunde hinweggeholfen hat — enthalten Dutzende dieser unvergleichlich reizenden Weinlieder. Eines der lustigsten und gelungensten ist das über die achtundachtziger Weine: „Ein saures

Stück Arbeit." Er beginnt in langsamen, leisen Klagetönen, um in kunstgerechter Steigerung im Fortissimo mit einem entsetzlichen Wehgeschrei zu schließen:

In diesem Jahr am Rheine
Sind leider gewachsen Weine,
Die an Wert nur geringe.
Es reiften nur Säuerlinge
Im Verlauf dieses Herbstes;
Nur Herberes bracht' er und Herbstes ...

An der Mosel steht es noch schlimmer
Da hört man nichts als Gewimmer,
Nichts als Achzen und Stöhnen
Von den Vätern und Söhnen,
Den Müttern und den Töchtern
Über den noch viel schlechtern
Ertrag der heurigen Lese.
Der Wein ist wahrhaft böse ...

Aber der Wein, der in Sachsen
In diesem Jahr ist gewachsen
Und bei Naumburg im Tale
Der rasch fließenden Saale,
Der ist saurer noch viele Male
Als der sauerste Moselwein.
Wenn du ihn schlürfst in dich hinein,
Ist dir's, als ob ein Stachelschwein
Dir kröche durch deine Kehle ...

Aber der Grüneberger
Ist noch viel ärger ...
Wer ihn trinkt, den durchschauert es,
Wer ihn trank, der bedauert es ...

Aber der Züllichauer
Ist noch zwölfmal so sauer
Als der Wein von Grüneberg.
Der ist an Säure ein Zwerg
Gegen den Wein von Züllichau.
Wie eine borstige wilde Sau
Zu einer zarten Taube,
So verhält sich, das glaube,
Dieser Wein zu dem Rebensaft
Aus Schlesien. Er ist schauderhaft,
Er ist gräßlich und greulich,
Über die Maßen abscheulich.

Man sollte ihn nur auf Schacherbänken
Den Gästen in die Becher schenken,
Mit ihm nur schwere Verbrecher tränken,
Aber nicht ehrliche Zecher kränken ...

Man sollte glauben, daß Trojan sich nun erschöpft habe, um die Wirkung des Krätzers einem zu Gemüte zu führen; wenn er aber in seiner geographischen Wanderung sich bis zum Regierungsbezirk Posen durchgearbeitet hat, ersteigt er noch mit ungeschwächter Kraft eine ungeahnte Höhe:

Wenn du einmal kommst
In diesem Winter nach B o m st,
Deine Erfahrung zu mehren,
Und man setzt, um dich zu ehren,
Dir heurigen Bomster Wein vor,
Dann, bitt' ich dich, sieh dich fein vor,
Daß du nichts verschüttest
Und dein Gewand nicht zerrüttest,
Weil er Löcher frißt in die Kleider
Und auch in das Schuhwerk leider.
Denn dieses Weines Säure
Ist eine so ungeheure,
Daß gegen ihn Schwefelsäure
Der Milch gleich ist, der süßen,
Die zarte Kindlein genießen.
Fällt ein Tropfen davon auf den Tisch,
So fährt er mit lautem Gezisch
Gleich hindurch durch die Platte.
Eisen zerstört er wie Watte,
Durch Stahl geht er wie durch Butter,
Er ist aller Sauerkeit Mutter.
Stand halten vor diesem Sauern
Weder Schlösser noch Mauern.
Es löst in dem scharfen Bomster Wein
Sich Granit auf und Ziegelstein.
Diamanten werden sogleich,
In ihn hineingelegt, flaumenweich,
Aus Platina macht er Mürbeteig.
Dies vergiß nicht, falls du kommst
In diesem Winter einmal nach Bomst.

Zu Trojans botanischen und önologischen Liebhabereien kam noch eine dritte: die „arithmetische", möchte ich sie nennen. Rüch-

terne Zahlen sind wohl nie von einem Dichter so sinnreich verwandt worden wie von Johannes Trojan. Das zeigt sich schon in seinem Scherzgedichte „Maienlust bei Berlin“:

Wie blüht im Glanz des Maien
So lieblich Baum und Strauch!
Jetzt schläft der Strolch im Freien,
Umduftet von Blütenhauch.

Es schlagen so liebesehnlich
Die Vöglein überall.
Man rechnet d r e i Strolche gewöhnlich
Auf e i n e Nachtigall.

Aber noch viel stärker tritt diese Neigung in seinen eigentlich nur für einen engeren Kreis bestimmten Schriften hervor. Ich denke dabei vor allem an seine Jahresberichte über die von ihm begründete „Gesellschaft Truhn“.

* * *

Nicht nur wegen der Alliteration schließe ich hier an den Namen Johannes Trojan den von Hieronymus T r u h n, der zwar nicht eigentlich zu den „Kladderadatsch“-Leuten gehört, aber als Adoptiv- und Vereinskind hier genannt werden darf. Truhn war ein sehr begabter Musiker. Einige seiner Lieder, vor allem die Komposition des Geibelschen „Doch keine, keine find' ich je, die so mich liebt, wie du“, haben seinerzeit die allgemeinste Verbreitung gefunden. Später schrieb er auch Musikkritiken. Das brauchte man aber kaum zu wissen, um sich für diesen sonderbaren Kauz und unglaublich amüsanten Gesellschafter zu interessieren. Truhn war ein wirkliches Original, vielleicht der Letzte der alten Berliner Boheme. Er hatte nie Geld, pumpte alle seine Freunde an und auch andere; er besuchte nur Kneipen, in denen er ein beliebter Gast war und seine Zeche nie bezahlte, und hatte die Gewohnheit, über alle Welt zu schimpfen, besonders über seine Wohltäter. Aber es wurde ihm eigentlich von keinem Menschen verübelt. Das dauerte lange Jahre. Als aber Truhn an der Schwelle der Siebzig stand, kam die Zeit, in der seine beständige

Geldverlegenheit von seinen Freunden nicht immer mit so gutem Humor wie früher aufgenommen wurde und der verbummelte liebe Kerl sogar selber darunter zu leiden hatte. Da war es Johannes Trojan, der den guten Einfall hatte, aus dem Kreise der „Kladderadatsch"-Leute und der Stammgäste in den Wein- und Bierstuben, in denen Truhn große Zechen machte und schuldig blieb, eine „Truhngesellschaft" zu bilden. Trojan war natürlich Vorsitzender und ernannte zum unbesoldeten Aufsichtsrat Wilhelm Scholz. Ordentliche Mitglieder waren diejenigen, die sich zu einem jährlichen Beitrage verpflichteten. Bei der alljährlich anzuberaumenden Generalversammlung wurden die erschienenen Mitglieder auf Kosten des Präsidiums mit Waldmeisterbowle bewirtet. In der ersten Generalversammlung wurde das von Trojan verfaßte Gründerlied gesungen, das mit den Worten beginnt:

Lasset uns den Truhn ernähren,
Denn er ist nun einmal da.
Soll er darben und entbehren,
Der einst bess're Tage sah?
Nein! Das sei in ernster Sitzung
Wiederholt von uns erklärt,
Denn er ist der Unterstützung
Teils bedürftig, teils auch wert...

Viel gebraucht der Truhn zum Leben,
Ungefähr so viel wie wir,
Denn er liebt den Saft der Reben,
Ehrt den Branntwein, schätzt das Bier...

Darum laßt uns nicht ermüden,
Beizutragen Mark auf Mark.
Ach, er ist nicht leicht zufrieden
Und im Tadeln ist er stark...

An Truhn konnten von dem Leiter der Gesellschaft in weise bemessenen Raten jährlich tausend bis fünfzehnhundert Mark ausgezahlt werden. Er hat sich nie danach erkundigt, woher diese Pension kam, und er hat es auch nie erfahren. Bis zu seinem Tode sind an Truhn etwas über achttausend Mark ausgezahlt worden. In den Generalversammlungen wurde alljährlich von Trojan über Einnahmen und Ausgaben ein sehr ernst verfaßter Bericht

erstattet. In dem Bericht über das Rechnungsjahr 1882 zeigt sich das, was ich als Trojans „arithmetische" Eigentümlichkeit bezeichnete, am besten. Es heißt da:

„Bis zum Neujahrstage 1883 sind im ganzen 3090 Reichsmark an den Vereinspflegling verabfolgt worden. Um einen Begriff von der Größe dieser Summe zu machen, stelle man sich dieselbe, Markstück auf Markstück übereinandergelegt, vor. Auf diese Weise würde eine Geldsäule entstehen von 4,33 Meter, was $^1/_{22}$ von der Höhe des Berliner Rathausturmes, $^1/_{34}$ von derjenigen der Pyramide des Cheops ist. Denkt man sich aber dieselbe Summe, Markstück an Markstück nebeneinandergelegt, so erhält man eine Markstückreihe von 47,66 Meter Länge, was der Länge der Friedrichstraße zwischen der Französischen und der Jägerstraße entspricht, und $^1/_{27270}$ von der Entfernung zwischen Lissabon und Neustadt a. d. Dosse ausmacht."

Trojan schenkte mir vor langer Zeit ein ausgezeichnetes Bild von Truhn. Unser Pflegling stützt den schönen Künstlerkopf auf die Rechte und blickt mit niedergeschlagenen Augen auf ein geöffnetes Buch. Wenn man nicht genau hinsieht, kann man glauben, er sei eingeschlafen. Diese Auffassung teilt auch Trojan, der auf die Rückseite des Bildes die schönen Verse geschrieben hat:

Er schläft! Oh, laßt uns ihn nicht wecken!
Mög' Morpheus ihn mit Mohn betau'n!
Denn dem Erwachen folgt der Schrecken,
Folgt die Erschütt'rung, folgt das Grau'n.

Mir ist, als ob ein Engel riefe:
Jetzt stehn wir an der Wünsche Ziel!
Oh, daß er immer, immer schliefe —
Denn wer da schläft, was braucht der viel!

Bis kurze Zeit vor seinem Tode war Truhn äußerlich unverändert. Gegen Ende des Jahres 1885 befiel ihn ein schweres inneres Leiden, das rasch zunahm. Am 21. April 1886 schrieb er an Trojan, er möge ihn doch besuchen. Als Trojan zu ihm kam, sagte ihm Truhn: „Mit mir geht's zu Ende. Du kannst dich darauf verlassen, daß es mit mir aus ist. Ich habe mir auch schon

eine Bettstelle im Katholischen Krankenhause gesichert, in die ich mich heute noch hineinlegen werde. Und nun komme ich zur Hauptsache: ich habe es mir sehr hübsch gedacht, mit dir vorher noch ein gutes Glas Wein zu trinken." — Trojan besorgte zwei Flaschen Tokayer; die Freunde unterhielten sich eine Stunde lang sehr vergnügt, während sie die Flaschen leerten. Dann brachte ihn Trojan nach dem Sankt-Hedwigs-Krankenhaus, und dort starb der arme Kerl, den die Armut nie gedrückt hatte, neun Tage später, am 30. April. — —

Von den einzelnen Persönlichkeiten will ich zum Schluß mit einigen Worten auf die Gesamtheit des „Kladderadatsch" zurückgreifen und noch auf einige besonders bemerkenswerte Daten im Dasein des vortrefflichen Blattes flüchtig hinweisen.

Den größten Erfolg hatte wohl die erste Nummer des vierzehnten Jahrganges 1861, von der ich schon gesprochen habe, mit dem improvisierten schönen Abschiedsgruß Dohms an den dahingeschiedenen König Friedrich Wilhelm IV.

Am 27. Januar 1859 wurde unserem Kronprinzen der älteste Sohn, Prinz Wilhelm, geboren, unser jetziger Kaiser. Aus dem Festgedichte, mit dem dies freudige Ereignis begrüßt wurde, seien hier die nachfolgenden Strophen wiedergegeben:

Was rennt das Volk? Was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Es sammelt sich in eil'ger Hast
Die laute Menge vor dem Palast.

Und Hurrarufe dringen im Chor
Und lufterschütterndes Vivat empor;
Es neigen sich grüßend vom hohen Balkon
Ein Vater und sein glücklicher Sohn.

Doch drinnen schlummernd sonder Harm,
Nichts ahnend von dem lauten Schwarm,
In seligem Mutterarm gewiegt,
Ein neugeboren Knäblein liegt...

Als oben auf seinem ehernen Sitz
Die Kunde vernimmt der alte Fritz,
Da hat er genickt und tief gerührt
Mit seiner Krücke salutiert:

„Seitdem sie mich hieher postiert,
Hab' ich mich weidlich ennuyiert;
Heut hab' ich auf meinem Posten hier
Doch endlich wieder mal ein Plaisier.

Warum kamst du, mein kleiner Held,
Nicht drei Tag' früher schon zur Welt?
Wußtest doch, daß mein Geburtstag war
Am vierundzwanzigsten Januar!

Du wolltest nicht? Ça ne fait rien!
Hast deinen Kopf für dich? Eh bien!
Drei Tage sind eine kurze Frist,
Die leicht wohl einzuholen ist.

Tu's nur und schau aus deinem Haus
Fleißig nach mir zum Fenster hinaus!
Willst du nur meine Wege gehn,
Soll schützend dich stets mein Geist umwehn.

In Hoffnung grüßt und als ein Pfand
Für bessere Zeiten dich das Land.
So grüßt auch von seines Ruhmes Sitz
Den kleinen, jungen — der alte Fritz."

Das Jahr 1888 brachte unserem Lande in schneller Aufeinanderfolge zwei erschütternde Ereignisse: nach langem und gesegnetem Wirken voll Ruhm und Glanz den Heimgang unseres alten Kaisers und das tragische Ende seines edeln todgeweihten Sohnes Friedrich. Auch dieser für ein ausschließlich dem Humor und der scherzhaften Satire gewidmetes Blatt besonders heikeln Aufgabe, der uns alle ergreifenden Traurigkeiten zu gedenken, hat sich der „Kladderadatsch" in würdigster Weise und mit vollendetem Takte entledigt. Der hoffnungsfrohe, zuversichtliche Hinblick auf den tatkräftigen Fürsten, der an der Schwelle des rüstigsten Mannesalters den Thron seiner Väter bestieg und den das Blatt schon bei seiner Jugend als den „kleinen, jungen alten Fritz" begrüßt hatte, gestattete ihm, von der Klage um die Toten den Übergang zu freudigeren Tönen zu gewinnen. Für den gottbegnadeten Dichter und den Propheten hat die lateinische Sprache nur das eine Wort „vates"; und aus der Dichtung, die der „Kladderadatsch" der Thronbesteigung unseres Kaisers widmete, spricht in der Tat zu uns eine wahre Sehergabe:

Dem Reich, das jüngst sein Liebstes erst verlor,
Schon wieder kam ihm eine Zeit der Schmerzen!
Doch du, o Kaiser, richtest uns empor
Und füllst mit neuer Hoffnung unsre Herzen.
Wie Schweres uns auch dieser Lenz gebracht,
Wir dürfen vorwärts schauen frei von Sorgen:
Das Zepter, das der Vater dir vermacht,
In deiner Rechten ist es wohl geborgen.

Der dir den Namen gab, geht dir voran,
Ein leuchtend Vorbild jeder Herrschertugend.
Was er im grauen Haar uns einst gewann,
Bewahren wird's uns deine frische Jugend.
Nun er nach langer Arbeit ging zur Ruh',
Soll sich in dir sein teures Bild erneuen:
Milde und stark, wie er, so wirst auch du
Den Frieden lieben und den Kampf nicht scheuen.

Elender Neid, verbrecherische Verblendung haben unserem Fürsten den Ehrentitel eines Friedenskaisers, der übrigens schon durch den kläglichen „Friedenszaren" entweiht worden war, nicht gönnen wollen. Es hat dem bösen Nachbar nicht gefallen, uns in Frieden leben zu lassen; unser Kaiser hat den Kampf nicht scheuen dürfen und im Bunde mit seinem greisen kaiserlichen Freunde an der Donau zum Schwert greifen müssen. Die Verbrecher, die sich nicht gescheut haben, durch Lug und Trug, Heimtücke und Verrat diesen himmelschreienden und unbegreiflichsten aller Kriege, diesen Weltbrand zu entfachen, werden, wenn es eine Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden gibt, ihre Blutschuld grausig zu sühnen haben.

Auch dem Dichter Johannes Trojan ist dieser Seherblick in eine für den gewöhnlichen Sterblichen noch verschleierte Zukunft zu eigen. Während seiner Festungshaft wurde ihm ein viertägiger Urlaub bewilligt, den er zu einem Ausfluge nach der russischen Grenze benützte. Da sagte er in einem Gedichte. „Weichselfahrt" überschrieben, das folgende:

O schöner Strom, zum Meere
Geh deinen stolzen Gang!
Zu deines Namens Ehre
Soll klingen deutscher Sang!

Das Schwert wird nimmer rosten,
Das dich beschützt mit Macht.
Fest steht und treu im Osten
Gleich wie am Rhein die Wacht.

So dichtete Trojan im Juli 1898, zu einer Zeit, da kein Mensch daran dachte, daß wir den jämmerlichen Schwächling, der sich von seiner ruchlosen Sippe auf ängstlich abgesperrten Straßen in Przemysl hat herumführen und von bezahlten Schreiern hat anjohlen lassen — daß wir diesen Ritter von der traurigsten Gestalt nach seiner grauenhaften Isolierhaft in Zarskoje Selo heimzuleuchten gezwungen sein würden. Das Lied von der „Wacht an der Weichsel" hätte gestern, nachdem wir das versumpfte, plündernde und stinkende Ungeziefer aus Memel vertrieben haben, ebensogut geschrieben werden können, wie es Trojan vor nahezu zwanzig Jahren gedichtet hat.

* * *

Im Sommer 1915 hatte ich diese in der jetzigen Fassung nur wenig veränderten „Erinnerungen an den ‚Kladderadatsch' und seine Leute" geschrieben und während meiner Arbeit, um gewisse Data zu kontrollieren und einige Lücken auszufüllen, mit Johannes Trojan, dem einzig Überlebenden der alten Zeiten, verschiedene Briefe gewechselt. Ich war ihm nicht nur dankbar für die Schnelligkeit und Gründlichkeit seiner bisweilen sehr ausführlichen Antworten auf meine Anfragen, sondern ich freute mich auch herzlich über die Frische und lebensvolle Freudigkeit des alten Freundes. Er hatte sich seinen anmutigen Humor der Jugend unversehrt erhalten. Seine schöne, regelmäßige, feste Handschrift war völlig unverändert. Keine Spur des Alterns war wahrzunehmen in diesen letzten Briefen, weder äußerlich noch innerlich. Ich mußte nachrechnen, um mir klar zu machen, daß der liebe Trojan das achtundsiebzigste Lebensjahr überschritten hatte. Wir verabredeten für den Hochsommer eine Zusammenkunft in Warnemünde. Ich konnte sie leider nicht innehalten. Der Arzt verleidete mir durch seine Schilderung der im Kriege recht ungemütlich gewordenen Verhältnisse in den Ostseebädern

den Aufenthalt an der See und schickte mich in den Wald. Wir vertrösteten uns auf das nächste Jahr. Dies nächste Jahr sollte er nicht mehr erleben. Er starb wenige Monate darauf, im November 1915, ohne Klage, friedlich und lächelnd, wie er gelebt hatte.

Julius Stettenheim

Wir sind zusammen jung gewesen, viel jünger als die jungen Leute von heute, und zusammen alt geworden, älter, als die meisten unserer Altersgenossen.

Im Jahre 1868 tagten die Journalisten in Breslau. Wollte ich behaupten, daß ich die sachliche Bedeutung derartiger Fachkongresse sehr hoch anschlüge, so wäre ich nicht ganz aufrichtig. Aber diese Vereinigungen mit ihren forschen Resolutionen und ihren schwungvollen Redeübungen über die „Stärkung des Gefühls der Zusammengehörigkeit" haben doch ihr Gutes und Nützliches: sie vermitteln zwanglos unter den Fachgenossen persönliche Bekanntschaften, die oft angenehm und mitunter sogar wertvoll sind.

In Breslau lernte ich Julius Stettenheim kennen. Das Wenige, was ich bis dahin von ihm gelesen hatte, hatte mir sehr gefallen, und die Persönlichkeit deckte sich mit dem Bilde, das ich mir von dem lustigen Schriftsteller gemacht hatte. Der kleine Mann mit dem klugen Spitzmäuschengesicht, der hohen Stirn, den vergnügten Augen, mit der quecksilbernen Lebendigkeit, die seinen Bewegungen, seinem Vortrag etwas unwiderstehlich Erheiterndes gab, — das mußte Julius Stettenheim sein, der erst vor wenigen Monaten — Ende 1867 — in Berlin aufgetaucht und durch seinen Witz und die Behaglichkeit seiner komischen Einfälle sogleich aufgefallen war. Er kam aus Hamburg. Das brauchte man dem, der ihn sprechen hörte, nicht erst zu sagen. Wie viele seiner angesehensten und gebildetsten Landsleute legte er besonderen Wert darauf, das reizvolle und anheimelnde Idiom seiner stolzen hanseatischen Vaterstadt in unverfälschter Reinheit zu bewahren. Er sprach das schönste waschechte Deutsch der Waterkant. In Hamburg hatte er, nachdem ihm seine Feuilletons im „Freischütz" als Humoristen schon eine lokale Berühmtheit ver-

schafft hatten, eine eigene Wochenschrift gegründet, der er den gut aristophanischen und von Alphonse Karr in der zeitgenössischen Literatur wieder aufgefrischten Titel „Wespen" gegeben hatte. Aber sein Vaterland mußte größer sein; der lokale Erfolg konnte seinem Ehrgeiz nicht genügen. Und so übersiedelte er denn nach der Hauptstadt mit seiner Wochenschrift, die zunächst natürlich einen schweren Stand hatte und von den Verlegern mit berechtigtem Mißtrauen aufgenommen wurde. Aber die guten Einfälle und sarkastischen Witze des kleinen Stettenheim fanden doch bald Beachtung.

Nun hatten sich mit der Zeit unter den Anhängern der alleinmächtigen Fortschrittspartei sehr starke Verschiedenheiten in der Auffassung und Behandlung der politischen Fragen geltend gemacht, die auf freundschaftlich-friedliches Zusammen- und Nebeneinanderwirken, auf die durch richtige Festigkeit zusammengeschweißte Einheit der Partei und deren dauernden Bestand geringe Hoffnung ließen. Die Widersprüche traten allmählich so schroff einander gegenüber, daß schon mit einer ernsten Spaltung wie mit einer nahe bevorstehenden Tatsache gerechnet werden mußte. Und diese Tatsache vollzog sich in der Tat, als über wichtige Fragen, namentlich in der auswärtigen Politik, die den extremen Anschauungen huldigenden Parteigenossen — Genossen nur noch dem Namen nach — die gemäßigten Elemente in vollster Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit bekämpften.

In den Zeitungen war dieser Zwiespalt längst unverkennbar geworden; die verschiedenen Blätter behandelten sich mit einer Schroffheit, die an erbitterten Ausfällen von den entschiedensten Gegnern der freisinnigen Partei kaum überboten werden konnte.

Am übelsten erging es in diesem häuslichen Krieg den kleinen Blättern, die nun in eine Zwickmühle gerieten. Sie hatten ja nie den Ehrgeiz besessen, politisch ernst genommen zu werden, und drängten gar nicht danach, Farbe zu bekennen. Es war ihnen ganz gleichgültig, ob ihre Abonnenten und Inserenten aus dem fortschrittlichen oder reaktionären Lager zu ihnen kamen.

In diesem Sinne wurde die „Tribüne" von dem klugen Verleger Brigl mit besonderem Geschick redigiert. Brigl kam auf den Gedanken, die „Tribüne" sozusagen zu einem neutralen poli-

tischen Blatte zu machen und ihm in Stettenheims „Wespen" eine Wochenbeilage anzugliedern, die seinem verbreiteten Volksblatte sicherlich viel nützen konnte. Das Risiko war ja nicht groß. Stettenheim hatte nach einem tüchtigen Verleger gesucht und war in seinen Forderungen so bescheiden wie nur möglich.

Diese Vereinigung war für die beiden Blätter gleichermaßen förderlich; sie gediehen zusammen und erlangten eine ganz ungewöhnliche Verbreitung. Das war wohl die Glanzzeit in Stettenheims publizistischer Tätigkeit.

Einige von der alten großen liberalen Konglomeratpartei Abgesonderte fühlten das Bedürfnis, in einem eigenen Organ für ihre politischen Zwecke Propaganda zu machen. Sie kauften für schweres Geld den Verlag der „Tribüne", verzichteten aber in hochmütiger Verkennung der Tatsachen auf die Unterstützung eines so witzigen und gefälligen Blattes wie Stettenheims „Wespen" und meinten, wenn Namen wie Lasker, Twesten, Forckenbeck und Bamberger auf der Liste der regelmäßigen Mitarbeiter ständen, daß der Erfolg gar nicht ausbleiben könne. Das neugestaltete Blatt enthielt in der Tat gute und gehaltvolle Beiträge, aber — es war schwerfällig, langweilig und ging an der Großmannssucht zugrunde. Die alten Abonnenten der „Tribüne" fielen ab, und neue kamen nicht hinzu. Das Blatt ging ein, nachdem es Unsummen verschlungen hatte.

Durch die Loslösung von der „Tribüne" war die geschäftliche Blüte der „Wespen" schwer geschädigt worden. Der Versuch, das Witzblatt als Beilage zu anderen politischen Blättern erscheinen zu lassen, wollte nicht recht glücken, und zur Verbreitung als selbständiges Blatt fehlte es dem Begründer und rastlos tätigen, fast alleinigen Mitarbeiter wohl an den erforderlichen geschäftlichen Fähigkeiten. Er war eben kein Verleger.

Jahrelang hatte Stettenheim unentmutigt für sein Blatt gekämpft, zu Traurigem gelächelt, bis er sich dazu entschließen mußte, vom Liebsten, was er hatte, von seinen „Wespen" zu scheiden.

Aber der kleine, tapfere Mann hat auch das überwunden. Jahrzehnte sind seitdem vergangen, und die Quelle des Humors ist nicht in ihm versiegt. Bis zu dieser Stunde hat er, der nun

das achtzigste Lebensjahr längst hinter sich hat, seine Arbeit mit erstaunlicher Spannkraft getan, und noch heute finden wir in seinen gelegentlichen Glossen in Prosa und Versen, die in den Tagesblättern veröffentlicht werden, die behagliche Lustigkeit, den schlagenden Wortwitz, die dem Herausgeber der „Wespen" seine besondere Physiognomie gegeben und ihm seine Beliebtheit verschafft haben. Wer sich vergegenwärtigt, welche Frische sich der alte Mann bei seiner aufreibenden, unausgesetzten und einseitigen Tätigkeit bewahrt hat, der wird jede schnellfertige Unbilligkeit beschämt verschlucken und diesem Veteranen der geistigen Arbeit ehrlich sympathische Bewunderung zollen.

Bewundernswert ist auch, wie sich der eingefleischte Hanseate — gerade wie die Schlesier D. Kalisch und S. Mehring — in das spezifische Wesen des echten Berliner Witzes eingelebt hat. Als ein Beispiel unter vielen möchte ich folgendes anführen:

Am Abend vor Ausbruch des großen Berliner Droschkenstreiks kommt ein abgetriebener Gaul in seinen Stall; und als er abgeschirrt ist, unterhält er sich mit seinem Stallgenossen an der Krippe.

„Na, jottlob, des det verfluchte Jeloofe nu endlich uffheert," sagt er zu seinem Kameraden.

Und dieser erwidert philosophisch: „Woso jottlob? Ville schneller, wie ick hier stehe, loofe ick am Dage ooch nich."

Ein Bekannter wollte Stettenheim darüber Komplimente machen, wie meisterlich er den Berliner Dialekt beherrsche: „Man merkt Ihnen wahrhaftig nicht an, daß Sie nicht mit Spreewasser getauft sind."

„Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich überhaupt getauft bin?" entgegnete Stettenheim.

Sein Bestes hat Stettenheim seinem Witzblatt, den „Wespen" gegeben, ohne die er und die ohne ihn nicht zu denken sind. Die in diesen Blättern beständig wiederkehrenden typischen Gestalten wie der immer angezechte Muckenich, der sich in seinem stark angeheiterten Zustande in den Weißbierstuben über die Ereignisse des Tages in so auffälliger und geräuschvoller Weise äußert, daß er jedesmal hinausgeworfen wird; der köstliche „Interviewer", der alle Berühmtheiten aufsucht, der nie etwas erfährt, dem beständig der

Stuhl vor die Tür gesetzt wird und der sein jedesmaliges Mißgeschick zu einem großen Erfolge aufbauscht, um über das Nichts, das er weiß, mit anspruchsvoller Wichtigkeit zu berichten, als ob es irgend etwas wäre; vor allem aber Wippchen, der herrliche Berichterstatter vom Kriegschauplatz, der sein stilles Bernau nie verläßt und von den blutigen Vorgängen, die er nie gesehen hat, die ergötzlichsten Berichte als Augenzeuge schreibt, im blühendsten Reporterstile, unter steter Anwendung von falschen sprachlichen Bildern und ergötzlicher Zusammenpantschung von nicht zusammengehörigen Sprichwörtern und Zitaten, der in der jedesmaligen Forderung eines Vorschusses geradezu staunenswerte Vielseitigkeit des Ausdrucks besitzt — diese prächtigen komischen Typen, die ebenso volkstümlich geworden sind wie der Staatshämorrhoidarius in den „Fliegenden Blättern", wie Müller und Schulze, Zwickauer und Karlchen Mießnick im „Kladderadatsch", Paula Erbswurst und die verliebte Rieke im „Ulk" — sind Julius Stettenheims eigenste Geschöpfe.

Alle diese überragt der in seiner Art genial zu nennende Wippchen. Stettenheim nahm an, zu außerordentlichen Gelegenheiten müßten, wie alle Blätter von Bedeutung, auch die „Wespen" ihren Spezialberichterstatter auf den Schauplatz der Taten entsenden. Bei Ausbruch des Russisch-Türkischen Krieges wurde Herr Wippchen aus Bernau mit dieser ehrenvollen Aufgabe betraut. Die Redaktion beschränkte sich aber nicht bloß auf den Abdruck der aus den bisher unbekanntesten, inzwischen aber durch die kriegerischen Ereignisse berühmt gewordenen Ortschaften des Orients datierten Briefe Wippchens, sondern veröffentlichte gleichzeitig auch die zwischen ihr und ihrem Berichterstatter gewechselte Privatkorrespondenz. Aus diesen letzteren ehrlichen Mitteilungen ersah nun der Leser zu seiner großen Beruhigung, daß der Augenzeuge, der in ergreifender Weise die Schrecken und Leiden, aber auch die gewaltigen und großen Stunden des Feldzuges in so anschaulicher und ergreifender Weise zu schildern verstanden, den ganzen Krieg mitgemacht hat, ohne das freundliche Bernau vor den Toren von Berlin zu verlassen. Die Farbenpracht der Schilderung, die Wahrheit der von ihm gemeldeten Tatsachen wird dadurch übrigens in keiner Weise beeinträchtigt.

Mancher Berichterstatter, der die Sache viel ernster aufgefaßt, die weite Reise nach dem Orient wirklich gemacht und seiner Redaktion erhebliche Kosten verursacht hat, ist in seinen mühevollen Darbietungen nicht so inhaltreich und lange nicht so amüsant wie unser braver Wippchen, der in dem friedlichen Bernau vor seines Geistes Augen das blutige Gemetzel sich abspielen sieht.

„Wie der Stil, so der Mensch," zitieren wir in etwas freier Übersetzung das bekannte Wort Buffons. In diesem Sinne ist Wippchen ein ganzer, vielseitiger, universal gebildeter Mensch. Er behandelt unsere Sprache mit einer Meisterschaft ohnegleichen.

Seine wesentliche Eigentümlichkeit beruht darin, daß er gewisse Begriffe, für die unsere reiche Sprache verschiedene bildliche Redensarten besitzt, in einer ebenso kühnen wie überraschenden Vermischung von sprachlichen Tropen wiedergibt. Ich will diese etwas schwerfällige Definition durch einige Beispiele klarer machen. Wippchen schreibt also: „Meine Amme umstanden die Musen, und früh schon regte sich in mir der Pegasus." „Oft drohte mein Vater, mir Papier und Tinte höher zu hängen, wenn ich mir die Leyer nicht aus dem Kopf schlüge." „So durchlebte ich dornenvolle Kinderschuhe." „Der Bart des Propheten muß vom Erdboden rasiert werden." „Ein solches Wort kann nur mit zehn Schritt Distanz abgewaschen werden." „Das empört mich, der ich keinem Wässerchen etwas am Zeuge flicke und kein Lämmchen trübe." „Aber lassen Sie sich warnen: allzu scharf gespannt, macht schartig." „Der Hahn hatte noch nicht gedämmert" — und so weiter.

Wippchen ist ein sehr gebildeter Mann und namentlich auch in der Mythologie bewandert. Zur Verwertung seiner speziellen Begabung, uns durch kühne Bilder zu überraschen, macht es ihm oft Freude, die griechischen und römischen Götter und bisweilen auch bedeutende griechische Menschen — denn Herr Wippchen besitzt eine universale klassische Bildung — zu zitieren. Da sagt er denn: „Der Janus wird sobald nicht wieder in die Scheide gesteckt werden." „Beide, Rußland und die Türkei, erhoben sich stets wieder wie Aphrodite aus der Asche." „Wo ist der Ariadnefaden,

der uns aus der Szylla dieses Augiasstalles hinausleitet?" „Die rosenfingrige Eos hatte kaum fünf geschlagen." „Da entsprang in mir, wie Aphrodite aus dem Meerschaumkopfe des Zeus, ein Gedanke." Wippchen ist von dem beständigen Umgang mit den Türken so vertürkt, daß er die Friedensstipulation nicht unter Kreuzband, sondern unter „Halbmondband" absendet.

Wippchens Humor beruht nicht nur in Wortwitzen. Er glänzt auch durch seine Gabe stimmungsvoller Schilderung. Gleich sein erster Bericht schließt mit den Worten:

„Die Russen sowohl als auch die Türken haben gesiegt. Ermattet von Strapazen und Courage schlief ich endlich auf einer Trommel ein und erwachte erst, als ein Russe einen Wirbel auf mir schlug. C'est la guerre!"

Und wie entzückend ist das liebliche Idyll inmitten des männermordenden Kampfes: Ein griechisches Dorf wird gestürmt. Wippchen, immer auf Seite der Sieger, vernimmt im Schlachtenlärm das leise Wimmern eines hilflosen Griechenkindes: „Alpha! Alpha!" ... Wippchen erbarmt sich des armen Wurmes und trägt es abseits. Da atmet es denn erleichtert auf und dankt mit einem Lächeln dem barmherzigen Samariter.

Wie im Bilderreichtum unserer Sprache, in der Mythologie und den Heroen des klassischen Zeitalters, so ist Wippchen auch in den Werken der Klassiker und in den fremden Sprachen zu Hause. Von Zeit zu Zeit stellt sich bei ihm daher ein originelles Zitat ein. Aber er zitiert nicht etwa wie der erste beste Schriftsteller. Auch hier zeigt er seine erstaunliche Geschicklichkeit in der Kombination. Er schreibt: „Es liebt die Welt, zu strafen und zu rächen und das Erhabne in den Staub zu ziehn." „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, ich hab' ihn hören plumpen." „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich am Fenster steh'." „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschen, fragt mich nur nicht wie." „Ach, mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben."

Ebenso bedeutend sind seine Zitate in fremden Sprachen: „Contre la force il n'y a pas de juges à Berlin!" „De mortuis nil admirari."

Aus diesen kleinen Proben ersieht man, eine wie umfassende Bildung Herr Wippchen genossen hat. Eine nicht geringe Zahl seiner Briefe sind von Anfang bis zu Ende ein beredtes Zeugnis für die gediegenen Kenntnisse des ausgezeichneten Korrespondenten. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß Herr Wippchen in seinen Kriegsberichten bisweilen sich an klassische Vorbilder anlehnt.

Das Meisterstück in dieser Beziehung ist die Schilderung seines eigenen Todes, bei welcher er abwechselnd „Egmont" und „Andreas Hofer" benutzt:

„Ich hatte schön geträumt. Mein Klärchen — ich will den Familiennamen nicht nennen — hatte mir durch eine Öffnung in der Kerkermauer einen eigens für mich angefertigten Lorbeerkranz zu Füßen geschenkt, und dann weckten mich die ersten Strahlen der Trommel. Ein gewisser Silva trat ein und las mir das russische Todesurteil vor, nach welchem ich wegen Verbreitung türkischer Siegesnachrichten sofort vom Leben zur Bastei geführt werden und dort mein letztes Stündlein erleiden sollte. Süßes Leben! rief ich aus, schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, von dir soll ich scheiden! Aber das half nichts, ich predigte vergeblichen Ohren. Wir brachen auf. Mantua war noch straßenleer. Dem Tambour wollte der Wirbel nicht unter dem Schlegel vor, als ich durch das finstere Tor schritt. Alles war tief gerührt. Auf der Bastei sollte ich in die Knie fallen und mir dieselben verbinden lassen; aber ich sprach: ‚Das tu' ich nit!' und dabei blieb's. Dann kommandierte ich Feuer, erklärte noch zum großen Ärger der Russen, daß schlecht geschossen worden sei, sagte dem Lande Tirol ade — und alles war vorbei! Friede meinem Requiescat!"

Stettenheim ist in seinem langen Leben viel gefeiert worden — wenn die späteren Jahrzehnte sich rundeten, und auch sonst wohl. Ich erinnere mich eines solchen Stettenheimfestes, das vor Jahrzehnten im Kaiserhof gegeben wurde und besonders glänzend verlief. Die Sprecher des Abends waren Adolf L'Arronge, Karl Frenzel und Paul Schlenther. Alle drei, von denen nicht einer mehr am Leben ist, stimmten freudig in der Anerkennung überein, wie Stettenheim stets beflissen gewesen sei, in Gemein-

samkeit mit seinen Kollegen von der Berliner humoristischen Presse den Witz in ein anmutiges Gewand zu kleiden, niemals gegen die Gebote des guten Geschmacks und des guten Tons zu verstoßen und alles Rüpelhaftige und Zotige streng auszuschließen. Die ungewöhnliche Beliebtheit, deren sich Stettenheim bei seinen zahlreichen Freunden erfreute, erklärt sich auch aus der Tatsache, daß er seine Witze nicht bloß für sein Blatt aufspeicherte, sondern auch in der Unterhaltung, im geselligen Verkehr in geradezu verschwenderischer Weise ausstreute.

Und wenn einer, verdient er dies Lob.

Ganz im Gegensatze zum schweigsamen Kalisch — und auch zu dem feingeistigen Daniel Spitzer, dem „Wiener Spaziergänger", über den ich noch sprechen werde — ist Stettenheim auch außerhalb seines schriftstellerischen Berufes, in seinem Zivilstande von unermüdlicher und mitteilsamster Lustigkeit. Der Witz ist ihm ein Lebensbedürfnis, und die scherzhafte Bemerkung Moritz Moszkowskis: „Ich habe schlechte Nächte, ich kann vor Witz manchmal gar nicht einschlafen!" ist für ihn wirklich zutreffend. Die Briefe, die ich in den langen Jahrzehnten unseres freundschaftlichen Verkehrs von ihm erhalten habe, zählen gewiß nach mehreren Hunderten, und unter ihnen ist tatsächlich nicht ein einziger, der nicht einen hübschen komischen Einfall, zum mindesten eine originelle übermütige Wendung enthielte.

Aber geradeso ist er im Gespräch, — „alleweil fidel", auch wenn sich's um ernste Fragen handelt. Länger als fünf Minuten kann man mit ihm nicht „vernünftig reden". Nicht etwa, daß er nach dem Witzworte suche; es stellt sich ihm freiwillig dar, unwillkürlich, ich möchte sagen: unbewußt; es scheint ihn oft selbst zu überraschen.

Er ist auch durchaus nicht witzig „auf Applaus". Es ist ihm völlig einerlei, ob seine Scherze von anderen verstanden werden oder nicht. Er atmet und lebt nur in Lustigkeit, so ernst ihn das Leben auch angepackt haben mag. Was kümmert ihn die Zustimmung der Gründlinge im Parterre? Es sitzt in ihm, und es muß heraus. Er braucht keine Anregung, der Witz ist ihm eine Erleichterung; er bedarf seiner im Zwiegespräch mit einem ver-

trauten Freunde, im engsten Kreise seiner Familie; ich glaube, auch im Monologe drängt er sich ihm auf — immer und überall.

Als ich eines Tages zu ihm kam, während er mit seiner Familie — mit Frau und Kindern — noch bei Tische saß, hatte das Mädchen zum Schluß der Mahlzeit gerade Apfelkuchen aufgetragen. Alsbald leuchteten die Augen der Kinder begehrlich auf, und während sich der Hausvater in quälendem Schweigen an diesem Schauspiel weidete und die kleine Gesellschaft mit strengen Blicken musterte, ertönte plötzlich in abgestimmtem Unisono, die einzelnen Worte rhythmisch scharf skandierend — der Chor der vier Kinder — das jüngste war noch nicht geboren —: „Wir — haben — nicht — gefordert!"

„Was hat denn das zu bedeuten?" fragte ich erstaunt.

„Mein Erziehungsprinzip!" erklärte Stettenheim würdevoll und großartig. „Ich habe den Kindern beigebracht, daß sie Kuchen, Obst und sonstige Leckerbissen nicht fordern dürfen, sondern hübsch warten müssen, bis wir es ihnen anbieten. Nach ihrer feierlichen Versicherung, daß sie nicht gefordert haben, bekommen sie jetzt ihr Stück."

Die Kinder rückten ihr Teller etwas vor.

„Halt!" gebot der grausame Pädagoge. Die Kleinen rührten und regten sich nicht mehr. „Ich habe den Kindern", erläuterte mir Julius, „auch einige nützliche Weisungen zur Unterdrückung strafbar egoistischer Gelüste gegeben. Paß mal auf!" Und mit erhobener Stimme richtete er, die Stirn in finstere Falten legend, mit drohendem Ausdruck an die armen Geschöpfe, die keinen Blick vom Kuchen ließen, die verfängliche Frage: „Wer — will — Apfelkuchen — haben?"

Vier helle Stimmen antworteten sogleich mit unheimlicher Sicherheit: „D u!"

„Siehst du," sagte Julius triumphierend. „So erzieht man die Jugend zum Altruismus!"

Worauf dann die Tugend belohnt wurde.

Als ich Stettenheim kennen lernte, war sein üppiges Haupthaar und sein Vollbart kastanienbraun. Ich habe kaum bemerkt, wie das Alter die ersten Silberfäden hineinspann und wie sie

jetzt in unverminderter Fülle schneeweiß geworden sind. Allein Julius ist im freundschaftlichen Verkehr jung geblieben und lustig. Das Unlustige des Daseins wird er wohl für sich behalten.

* * *

Der Platz, den diese Aufzeichnungen hier einnehmen, war der ursprünglich für sie bestimmte. Stettenheim war einer der wenigen, die, als ich diese Erinnerungen niederschrieb, noch am Leben waren. Da wurde ich durch Freunde daran erinnert, daß mein alter kleiner Freund unmittelbar vor seinem fünfundachtzigsten Geburtstage stand, zu dem die ihm Nächststehenden eine besondere Feier veranstalten wollten. Zugleich erhielt ich von der befreundeten Redaktion der „Neuen Freien Presse" die Einladung, zu diesem Geburtstage, 2. November 1916, etwas über unseren ältesten Kollegen zu schreiben. Ich las meine früheren Aufzeichnungen durch, machte einen geringfügigen Zusatz und schickte die Blätter nach Wien.

Wir hatten's uns so hübsch gedacht, mit dem guten Julius wieder einmal zusammen zu tafeln und, wie so oft, zusammen zu lachen und fröhlich zu sein. Diese Freude ist uns leider versagt geblieben. In den letzten Tagen des Oktober erkältete sich Stettenheim, erkrankte an Influenza, eine Lungenentzündung trat hinzu, und der hingebenden Pflege seiner hochbetagten Lebensgefährtin, die in Freud und Leid treu zu ihm gehalten hat, und seiner fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, die allein noch Zutritt zum Krankenzimmer hatten, gelang es leider nicht, dem geliebten Familienhaupte Genesung zu bringen. Sein Leiden nahm schließlich einen bedrohlichen Charakter an, und er mußte auf ausdrückliche Weisung der ihn pflegenden Ärzte, um beständig unter Aufsicht zu bleiben, in ein Sanatorium gebracht werden. Da fand er sehr bald, nach kaum zwei Tagen, die ersehnte Ruhe. Er schlief sanft ein, und in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober tat sein Herz den letzten Schlag. Gerade an seinem fünfundachtzigsten Geburtstage, den wir zusammen feiern wollten, ist er im hiesigen Krematorium eingeäschert worden.

Bei Fritz Reuter zu Gast

Es war im Herbst 1869. Erst vor kurzem hatte ich das Wuppertal verlassen und war noch damit beschäftigt, mir meine bescheidene Wohnung in Leipzig möglichst nett einzurichten, als ich eines Tages den Besuch eines lieben Elberfelder Freundes empfing, der mir Grüße von Bernhard Afinger überbrachte und zugleich eine an uns beide gerichtete Einladung, ihn sobald wie möglich in Eisenach zu besuchen. Afinger wollte uns seine ungefähr fertige Büste von Fritz Reuter zeigen und unser Urteil darüber hören. Mehr als das Amt eines gelegentlichen Kunstrichters reizte uns die verlockende Aussicht, mit Fritz Reuter persönlich zusammenzutreffen. Wie ein verliebter Jüngling schwärmte Afinger für sein Modell, für die prächtige Frau Luise und für das entzückende Heim in idyllischer Ruhe, vor der Stadt am Wege zur Wartburg gelegen, das sich das alternde Ehepaar für seinen Lebensabend geschaffen hatte. Wir besannen uns nicht lange, denn wir wußten, daß es kaum möglich war, den Dichter von „Hanne Nüte“ unter angenehmeren Bedingungen kennen zu lernen, und fuhren schon am anderen Morgen ab.

Afinger holte uns von der Bahn ab. „Ihr seid herzlich willkommen! Doktor Reuter und Frau freuen sich ungemein auf euren Besuch, und ihr werdet euch mit diesen prächtigsten und bravsten Menschen sogleich behaglich fühlen wie mit guten alten Freunden,“ sagte Afinger, während er uns zum Gasthof begleitete, wo wir unsere Handtaschen ablegten. Darauf führte er uns durch das anheimelnde alte Städtchen mit seinen kleinen, niedrigen Häusern, die oft ein unwahrscheinlich hohes Ziegeldach zu erdrücken drohte und in deren ersten und mitunter einzigen Stock man durch die offenen Fenster, ohne sich anzustrengen, von der Gasse aus einsteigen kann. Und nach einem Spaziergange von einer knappen halben Stunde waren wir an Ort und Stelle.

„Kann man sich einen lieblicheren Fleck Erde denken“, fragte unser Begleiter, „als diesen, auf dem Reuter seine Hütte gebaut hat?“

Wir sahen uns um: die Bezeichnung „Hütte“ war für die wunderhübsche weiße Villa, vor der wir standen, vielleicht nicht

ganz zutreffend; was er aber vom lieblichen Fleck Erde sagte, stimmte. Mit der Rückseite unmittelbar an die Felswand sich anlehnend — Fritz Reuter hatte den Boden, auf dem sein Haus stand, dem Felsen abgerungen —, Grün zu seinen Füßen, Grün über dem Haupte, den Blick gerade auf den bewaldeten Berg mit der Wartburg gerichtet, schien das schmucke, blendend-weiße Häuschen provokatorisch die auf die Wartburg ziehenden Pilger anzulächeln — nicht die aus dem „Tannhäuser", sondern die mit dem Baedeker und Berlepsch —, als wolle es ihnen sagen: „Tretet ein, Freunde, hier kann man fidel sein, hier leben glückliche Menschen!"

Folgten sie aber dieser liebenswürdigen Einladung, so trat ihnen vor dem Hause ein stummer Portier in Gestalt eines Schildes in den Weg, und auf diesem Messingschild starrten ihnen die unbarmherzigen Worte entgegen: „Dr. Fritz Reuter. Vormittags nicht zu sprechen."

Und nachmittags für viele Leute auch nicht, könnte man hinzusetzen. Denn Reuter hatte nicht nur den perlenden Schaum der Popularität mit Entzücken geschlürft, er hatte auch die bittere Neige kosten müssen. Er war zu seinem Entsetzen eine Sehenswürdigkeit von Eisenach geworden. Ich glaube wohl, daß er in den Baedeker gekommen und mit einem Sternchen versehen ist. Englische Raritätensammler wollten sich ein Stück von seinem Rock abschneiden, und unsere ästhetischen Damen und Autographenjäger überschwemmten ihn mit ihren Albums und der Bitte um „zwei Zeilen".

Man macht sich wirklich kaum einen Begriff davon, wie der arme Reuter, der sich vor der Welt ohne Haß verschließen wollte, überlaufen wurde. Alle möglichen Wandervögel, die ihren Sommerflug nach Eisenach lenkten, und vor allem natürlich katilinarische Existenzen von der Feder, die sich für Kollegen ausgaben, klopften bei ihm an und fühlten das dringende Bedürfnis, dem Dichter der „Olle Kamellen" den Ausdruck ihrer dankerfüllten kollegialischen Gefühle für die genußreichen Stunden und so weiter höchst persönlich darzubringen; woran sich nicht gerade selten — da sie sich in augenblicklicher Verlegenheit befanden — die verschämte Bitte schloß, ihnen mit einem kleinen Zehrpfennig

für die Wanderschaft auszuhelfen. Dankbare Zurückerstattung nach der Heimkehr selbstverständlich. Außerdem verlangten aber auch Gesundheitsschnapsfabrikanten, Photographen, Fahrradbauer und sonstige zeitgemäße Industrielle den Mann zu begrüßen, mit dessen Namen sie ihre neuesten Fabrikate zu schmücken hofften. Kurzum man begreift, daß Reuter sich genötigt sah, einen Schutzdamm gegen den wider ihn anströmenden Schlamm zu errichten, den seine unglückliche Berühmtheit aufgewühlt hatte; man begreift, daß er bisweilen die Tarnkappe aufsetzte und gewöhnlich „soeben ausgegangen" war, daß er sein Mädchen instruierte, jeden kühnen Fremdling, der ihn zu sprechen wünschte, zu bescheiden: „Der Herr Doktor läßt Ihnen sagen, daß er nicht zu Hause ist."

Natürlich mögen viele von dieser Abfertigung vor der Tür nicht sehr erbaut gewesen sein, und so mancher mag sich hoch und teuer verschworen haben, nie wieder einen Band von Fritz Reuter in die Hand zu nehmen. Es war in der Tat eine entsetzliche Ungezogenheit, daß der Mann, der Tausenden von Lesern vergnügte Stunden bereitet hatte, sich dafür nicht einmal von jedermann besehen lassen wollte. Reuter hat sich geziemend entschuldigt und, soweit es ihm möglich war, den üblen Eindruck, den seine Abweisung vor dem Tempel auf zartbesaitete Seelen ausüben mußte, durch einen weltweisen Spruch über der Eingangstür zu beseitigen gesucht:

Wenn einer kömmt und tau mi seggt:
„Ich mak dat allen Minschen recht",
Dann segg ick: „Leiwe Fründ, mit Gunst,
Oh, lihr'n S' mi doch des' swere Kunst."

Das sind die Verse, mit denen Reuter seine Villa geschmückt hat; gewiß schwebte dem plattdeutschen Dichter, als er diese „notgedrungene Abwehr" verfaßte, der Spruch auf der Wartburg vor:

Lieber, sag doch, wo ist der Mann,
Der jedermann gefallen kann?
Niemand ist er genannt,
Nunquam ist sein Vaterland.

* * *

In dem freundlichen, behäbigen Empfangszimmer wurden wir von der anmutigen Frau Reuter auf das freundlichste begrüßt.

„Entschuldigen Sie, meine Herren, ich komme gleich!" tönte eine urkräftige Männerstimme aus dem Nebenzimmer, dessen Tür halb geöffnet war. Und unmittelbar darauf trat Fritz Reuter, der sein Mittagsschläfchen eben beendet hatte, in den Salon. Sein schwarzer Rock saß noch etwas schief, er hatte ihn unzweifelhaft eben erst angezogen — ich vermute: uns zu Ehren, und bin darüber nachträglich noch gerührt. Seine Frau zupfte ihn in die gehörige Fasson, während Fritz Reuter uns lächelnd die Hände drückte. Die meisten Menschen lächeln ja, wenn sie eine neue Bekanntschaft machen. Das ist nun einmal hergebrachter Brauch, obwohl es viel richtiger wäre, wenn man in diesem Falle ein recht trauriges Gesicht machte. Reuters Lächeln war aber nicht das übliche konventionelle; es war etwas anderes. Es belebte wie Mittagssonnenschein das geistvolle und gemütliche Gesicht des Dichters und reflektierte; wir lächelten alle miteinander, wir waren seelenvergnügt. Afinger hatte Recht gehabt: die Förmlichkeit und Zurückhaltung in den ersten Augenblicken einer neuen Bekanntschaft war wie weggezaubert. Es herrschte sofort eine „angenehme Temperatur im Hause", und in wenigen Minuten war die Unterhaltung auf der ganzen Front engagiert. Es sprachen wenigstens immer drei auf einmal, und keiner vollendete den Satz, den er angefangen hatte. Dabei unterhält man sich bekanntlich immer am besten.

Am charakteristischsten in Reuters Antlitz waren die hellen, geistsprühenden Augen, die mit einer göttlichen Freundlichkeit und Lebendigkeit durch die Brillengläser in die Welt ausblickten. Der Kopf saß auf einem stämmigen, kernigen Körper. Reuter war groß, breitschulterig, wohlgenährt, aber nicht genau korpulent. Er sah gerade so aus, wie man sich den Dichter der „Stromtid" denkt: gesund, kräftig, derb, fidel. Unverfälschte Mecklenburger Rasse. Und auch sein Hochdeutsch wurde durch den unverfälschten heimatlichen Dialekt „verschönt", möchte ich sagen. Sein einschmeichelnd wohllautendes „Luising", wie Reuter seine sympathische Frau anzureden pflegte, klingt mir noch in den Ohren. Die Reutersche Ehe wirkte ungemein freundlich. Der schon tüchtig

angegraute Reuter behandelte seine Frau wie ein verliebter Bräutigam seine Braut: jeden ihrer Wünsche schien er zu erraten und suchte ihn zu erfüllen, ehe er noch ausgesprochen war. Und ebenso aufmerksam und liebevoll beobachtete Frau Reuter ihren Fritz und tat alles, was sie ihm an den Augen absehen konnte.

Noch eines interessanten Mitbewohners der Reuterschen Villa, der wesentlich zur Erhöhung der Gemütlichkeit beitrug, muß ich gedenken: er hörte auf den Namen „Joli" und lief auf allen vieren. Wollte ich behaupten, Joli wäre schön gewesen, so hätte ich den Busenfreund meines liebenswürdigen Wirtes durch eine bewußte Unwahrheit beleidigt. Er bildete sich wohl selbst nicht viel darauf ein, daß er als gelber Affenpinscher ausgegeben wurde. Zum Preisträger in einer Hundeausstellung hatte er meines Erachtens kein Talent. Aber es war ein lieber und nach allen Regeln der „Kynopädie" wohlerzogener Hund, der seinem Herrn auf den Pfiff parierte, auf einen Blick „schön machte", sich auf die Hinterbeine stellte und die Vorderpfoten demütig herabhängen ließ, bei der kleinsten Liebkosung mit dem Schwanze wedelte und sich in die Ecke verkroch, wenn er nichts Besseres zu tun hatte.

Auf Afingers Anregung führte uns Reuter zunächst durch sein Haus. Helle, luftige Räume, Urväterhausrat, angestammter Besitz, gediegen und gut erhalten, dazu einfache und anspruchslose Neuanschaffungen, alles sauber, nett und praktisch, ohne allen Modeschnickschnack — man atmete „Gefühl der Stille, der Ordnung, der Zufriedenheit".

Die beiden Fremdenzimmer im oberen Stock waren zu Ateliers hergerichtet. In dem einen hauste Afinger, über dessen charakteristisch aufgefaßte und lebendige Reuterbüste wir uns freuten; im Zimmer nebenan arbeitete ein junger russischer Maler Batkowsky an einem Porträt des Dichters, das Gutes versprach.

Am meisten interessierte mich natürlich die Werkstatt des Meisters, die Stube, in der „Dörchläuchting" und die „Mecklenbörgschen Montecchi und Capuletti" geschrieben worden sind. Da stand der kleine Arbeitstisch von Mahagoni — das Andenken an einen verstorbenen Freund —, darauf ein Gipsabdruck von Afingers Ernst Moritz Arndt; daneben in der Fensterecke eine beträchtliche Anzahl langer Pfeifen mit silberbeschlagenen Meer-

schaumköpfen — Reliquien der „Stromtid"; am Fenster das Doppelbild der Gebrüder Grimm — bei dem plattdeutschen Dichter die hochdeutschen Sprachforscher; dem Pulte gegenüber ein Kupferstich des anmutigen Bildes von Hamon: „Ma soeur n'y est pas", in der Ecke über der Bibliothek ein in Öl gemaltes Bildnis aus der Zopfzeit — es war das Porträt von „Dörchläuchting", das ein Verehrer der Reuterschen Muse dem Dichter des „Dörchläuchting" zum Präsent gemacht hatte; an der großen Wand, dem Fenster gegenüber, der Stich „Der Taschenspieler" von Ludwig Knaus, der Reuters Lieblingsmaler war; im Salon hatte ich schon die Stiche von desselben Malers „Taufe" und „Goldene Hochzeit" bemerkt; endlich noch ein Aquarell von Professor Schlöpke: Eisenach, von Reuters früherer Wohnung aus gesehen.

Daß ich dem Bücherschrank meine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, wird man leicht begreifen; und in der Tat fand ich in der kleinen, aber gewählten Bibliothek Bücher, die mir charakteristisch für den Besitzer zu sein schienen: außer den deutschen Klassikern, die natürlich vollständig vertreten waren, unter anderen den Lucian, Hutteni opera omnia (Edition Böcking), die epistolae obscurorum virorum noch in einer besonderen Ausgabe, Buckles „Geschichte der Zivilisation"; von modernen Romanen unter anderen Scheffels „Ekkehard".

* * *

Wir setzten uns schließlich im Wohnzimmer um den schon vorher gedeckten Tisch, auf dem uns Frau Luising den unter einer gefütterten und mit zierlichen Stickereien geschmückten Pudelmütze aus Kanevas warmgehaltenen Kaffee kredenzte. Wir blieben wohl ziemlich lange sitzen, denn wir hatten gar keine Eile; überdies sorgte Reuter dafür, daß uns die Zeit nicht lang wurde. Wir plauderten über alles Mögliche. Ich habe selten einen Mann getroffen, der seine Berufsgenossen mit so wohlwollender Herzlichkeit beurteilt hätte wie Fritz Reuter. Von allen seinen Schriften war ihm „Kein Hüsung" am meisten ans Herz gewachsen. Lächelnd erzählte er uns, daß er für seine ersten

plattdeutschen Gedichte „Läuschen un Rimels“, die jetzt in Tausenden und aber Tausenden von Exemplaren verbreitet sind, keinen Verleger hatte finden können. Die „Läuschen“ hat er auf eigene Kosten drucken lassen und selbst mit Zittern und Zagen an die mecklenburgischen Buchhändler versandt — das Geld zur Bestreitung dieser Kosten hatte ihm ein guter Freund geliehen, denn es ging ihm damals herzlich schlecht; er war Lehrer und, in seinen Mußestunden, Künstler, er zeichnete Pastellporträts — für einen Spottpreis. Schon bereute er den Leichtsinn, in majorem poetae gloriam eine Summe Geldes verausgabt zu haben, deren Zurückerstattung ihm bei seinem spärlichen Einkommen sehr bedeutende Schwierigkeiten verursachen und noch mehr Einschränkungen auferlegen mußte — da kam eine erste Nachbestellung! Die beiden Exemplare, die Reuter einem Buchhändler gesandt hatte, waren „vergriffen“! Dieser bescheidene Erfolg erfüllte die Brust des Dichters mit himmlischer Hoffnung. Da kam von einem zweiten Buchhändler eine Nachbestellung, dann von einem dritten, von einem vierten; ein fünfter bestellte gar sechs Exemplare auf einmal; der Stein war ins Rollen gekommen. Jetzt brachte die Post fast täglich Buchhändlerbriefe, der Erfolg war da! In verhältnismäßig kurzer Zeit wurde die erste Auflage vergriffen, und von Stund ab blieb der Erfolg der getreue Genosse des Dichters. Und so war er denn vorwärts geschritten, von der Anerkennung der Kritik und dem Beifall des dankbaren Publikums begleitet, und schnurstracks auf geradem Wege dem Ziele entgegen, das er mit der „Stromtid“ erreicht hat.

* * *

Nach dem Kaffee machten wir bei wundervollem Wetter einen Spaziergang. Es war mir nicht entgangen, daß Frau Luising, als wir uns verabschiedeten, Afinger beiseite genommen und ihm irgend etwas zugeflüstert hatte, worauf unser Freund schweigsam zustimmend mit einer leichten Kopfbewegung geantwortet hatte.

Wir waren wohl zwei Stunden gewandert, die Sonne stand schon tief, und der einbrechende Herbstabend war ziemlich frisch

geworden. Mir kam also Reuters Vorschlag, daß wir irgendwo einkehren und etwas Erwärmendes zu uns nehmen sollten, sehr gelegen, und ich bekämpfte Afingers Opposition, die mir gar nicht begreiflich erschien. Reuter setzte seinen Willen natürlich durch und führte uns in eine kleine Schenke, die eigentlich nicht sehr reizvoll aussah, in der Reuter aber ein bekannter Stammgast zu sein schien; denn der Wirt brachte uns nach kurzer Begrüßung, ohne eine Bestellung abzuwarten, vier Glas Grog. Wir unterhielten uns in angeregter und vergnügter Weise weiter, während wir langsam unsere Gläser leerten — wir, das heißt: Afinger, mein Freund und ich; Reuter leerte sein Glas in einem Zuge, und der mit den Gewohnheiten seines Gastes vertraute Wirt wartete schon hinter dem Stuhl, um das geleerte Glas mit einem vollen zu vertauschen. Auch dies zweite Glas trank Reuter aus, ehe wir noch die Hälfte unseres Grogs bewältigt hatten. Er bestellte ein drittes Glas; aber nun erhob sich Afinger und protestierte entschieden gegen ein längeres Verweilen in der dumpfen kleinen Stube. Wir folgten seinem Beispiel; Reuter zögerte etwas, bis der Wirt das dritte Glas gebracht hatte, und trank auch dies, ohne abzusetzen, aus. Es war ziemlich dunkel geworden, als wir vor Reuters Villa wieder ankamen. Wir trennten uns vor der Tür. Mein Freund und ich hatten das Bewußtsein erlangt, die Bekanntschaft eines ausgezeichneten und braven Mannes gemacht zu haben.

Wir hatten Reuter versprochen, ihm vor unserer Abreise aus Eisenach einen Abschiedsbesuch zu machen. Nachdem wir am anderen Morgen die Wartburg besucht hatten, klopften wir also, unbekümmert um die Weisung „Vormittags nicht zu sprechen" bei dem Dichter an. Afinger, der uns erwartet hatte, öffnete uns die Tür, die er sogleich wieder hinter sich schloß, ohne uns eintreten zu lassen. Er sah merkwürdig ernst und betrübt aus. Wir merkten, daß etwas Unerwartetes vorgefallen war; und während wir gemeinsam den Weg zur Wartburg einschlugen, gab er uns die unerfreuliche Aufklärung.

Nun verstand ich nachträglich die geheime Weisung, die Frau Reuter gestern beim Abschied Afinger offenbar zugeflüstert hatte. Sie hatte ihm jedenfalls anempfohlen, er möge dafür sorgen,

daß ihr Mann unterwegs keinen Alkohol zu sich nehme. Denn wenn er davon nur ein wenig getrunken hatte, stellte sich die verhängnisvolle Krankheit ein, die er sich während seiner Festungshaft geholt hatte und die nur durch unbedingte Enthaltsamkeit zu bekämpfen war. Er hatte die Nacht wieder einen Anfall gehabt, war, als seine Frau eingeschlafen war, aus dem Bette gestiegen, hatte so viel Flaschen Wein, wie er mit sich nehmen konnte, in sein Arbeitszimmer geschleppt, sich dort eingeschlossen und allesamt bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken. Die Folge dieser starken Extravaganz war regelmäßig, daß er an den folgenden zwei, drei Tagen unter gräßlichen Kopfschmerzen und sonstigen Beschwerden im Bett bleiben mußte. An diesem Leiden ist der unglückliche Dichter auch zugrunde gegangen, im Jahre 1874, bevor er noch das vierundsechzigste Lebensjahr vollendet hatte — er, der wenige Jahre vorher, als ich zum ersten- und letztenmal mit ihm zusammentraf, noch kraftstrotzend und rüstig aussah, als ob ihm ein langer Lebensabend beschieden sei.

* * *

Ich bin seitdem noch oft in Eisenach gewesen und zu ungezählten Malen an der weißen Villa im Grünen vorübergekommen, aber ich habe es nicht über mich gewinnen können, da wieder einzukehren. Fritz und Luising Reuter hatten sie ja zu einer Art von Erholungsheim für bedürftige Schriftsteller bestimmt. Der letzte Wille der lieben Leute ist nicht erfüllt worden, hat vielleicht nicht erfüllt werden können. Denn zwischen dem realen Wert und dem idealen Zweck des Vermächtnisses scheint ein unüberwindlicher Gegensatz bestanden zu haben. Reuters hatten ihr Vermögen überschätzt. Die Villa war ein Danaergeschenk, mit Hypotheken überlastet, und es gab in Deutschland wahrscheinlich keine schriftstellerische Korporation, die finanziell kräftig genug war, um der Villa, die nichts oder im günstigsten Falle doch nur spottwenig eintragen konnte, für den ihr zugedachten wohltätigen Zweck zu erhalten. Die Weimarer Schillerstiftung konnte daher von der ihr durch die Witwe des Dichters testamentarisch überwiesenen Schenkung keinen dauernden Gebrauch machen. Sie hatte einige Jahre hindurch schon mehrere tausend Mark zur Ausbesserung und

Instandhaltung des Reuterhauses ausgegeben. Es war kein Ende abzusehen; und so hatte sie dem Gedanken nahe treten müssen, die Erbschaft wieder los zu werden. Um die Gefahr abzuwenden, die schon das Eisenacher Bachhaus bedroht hatte, daß die Reutersche Villa in die Hände einer pietätlosen Privatspekulation geriete, entschloß sich die Stadt, die für ihr obdachloses „Wagnermuseum" — ich kenne es nur vom Hörensagen, aber das genügt mir — ein anständiges Unterkommen suchte, Reuters Wohn- und Sterbehaus von der Schillerstiftung zu übernehmen. Die Stadt hatte aber auch nicht viel Geld übrig und mußte zur Erwerbung des früheren Reuterschen Besitzes noch eine Beisteuer zu dem Opfer, zu dem sie sich doch entschlossen hatte, herausschlagen. Viel konnte dabei natürlich nicht herauskommen. Das Inventar der Erblasser wurde versteigert — bis auf die Einrichtung einiger der intimsten Räume, wie Arbeits- und Schlafzimmer, welche die Beibehaltung des populär gewordenen Namens des „Reuterhauses" einigermaßen rechtfertigten. Sonst ist alles Verkäufliche unter den Hammer gekommen: Möbel und Gemälde, die allerdings nicht besonders charakteristisch waren, sogar Luisings höchst bescheidener Schmuck. Im Eisenacher „Waldhaus" kann man auf Reuters Lehnstuhl sein Nachmittagsschläfchen halten und am Reuterschen Eßtisch seine Mahlzeit einnehmen. Und lieben Gästen zeigt die freundliche Wirtin ein einfaches Medaillon mit dem Miniaturbildnis des Dichters, das er seiner Frau geschenkt hatte und das Luising bis an ihr Lebensende trug. In den leer gewordenen Räumen hat man für schaulustige Touristen das vorerwähnte „Museum" untergebracht, das mit Fritz Reuter freilich nichts zu schaffen hat, aber als eine Entweihung der durch Reuter geheiligten Stätte doch wohl nicht angesehen werden darf.

Als diese Umwandlung ruchbar wurde — die Verbindung der Reuterreliquien mit Wagnerandenken, der „Stromtid" und der Zukunftsmusik —, erhob sich ein großes Geschrei im Lager der Reuterverehrer, besonders in den plattdeutschen Vereinen, die in ihrer Entrüstung den Mund gar nicht voll genug nehmen konnten. Anstatt der ergrimmten Worte, die ja billig wie Brombeeren sind, hätten sie sich nur rechtzeitig mit Taten melden,

das Haus mit dem Inventar aufkaufen und im Reuterschen Sinne der Nachwelt erhalten sollen. Aber damals rührten und regten sie sich nicht. Und deshalb ist und bleibt es der Stadt hoch anzurechnen, daß die Reutervilla, vor allem dank den Bemühungen des Stadtrates Kühner, äußerlich so geblieben ist, wie sie vor etwa fünfzig Jahren war, und in einigen Räumen sogar in ihrem Urzustande, wie ich sie kennen gelernt hatte. Die in den anderen Zimmern zur Schau gestellten Denkwürdigkeiten konnten mich nicht reizen und hätten die Erinnerung an die mit den herrlichen Menschen gemeinsam verbrachten Stunden nur getrübt.

Wilhelm Busch

„Richte es doch so ein," schrieb mir Lenbach in den letzten Tagen des August 1877, „daß du auf der Rückreise nach Preußisch-Berlin ein paar Tage in München bleibst. Du mußt Wilhelm Busch kennen lernen."

Ich freute mich wirklich darauf, den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, dessen Werke schon damals die Welt auswendig kannte und dessen Persönlichkeit sich doch so verborgen hielt, daß sich um ihn eine zeitgenössische Sage hatte bilden können. Man erzählte sich allen Ernstes — und ernsthafte Leute glaubten auch daran —, daß der wahre Wilhelm Busch längst tot und begraben sei; ein Verwandter oder Namensvetter habe sich die Eigenart des humoristischen Dichters und zeichnerischen Meisters angeeignet und im Einverständnis mit dem Verleger das blühende Geschäft als Wilhelm Busch' selige Erben fortgesetzt. Die letzten unter seinem Namen erschienenen Werke seit der „Frommen Helene" seien gar nicht von ihm.

Nun sah ich ihn also leibhaftig vor mir — so lebendig und lebensfroh wie nur möglich.

Es war in Lenbachs Atelier — im alten, dem zwar viel einfacheren als die pompöse Kunstwerkstatt in seinem späteren fürstlichen Renaissancebau, aber kaum minder schönen. Unter Lenbachs künstlerischen Ratschlägen und Weisungen kopierte Busch ein kleines Genrebild irgend eines niederländischen Meisters, während er selbst von Lenbach gemalt wurde. Das Bildnis,

das ich da entstehen sah, darf Lenbachs Meisterwerken beigezählt werden — im tiefen Erfassen der Individualität, in der geistvollen Charakteristik, in der hohen künstlerischen Durchführung. Das war der Wilhelm Busch, wie er leibte und lebte, in der Vollkraft seiner vierundvierzig Jahre — wir drei waren ungefähr gleichaltrig: Busch hatte vor mir, dem Jüngsten, einen Vorsprung von sechs Jahren, Lenbach mit seinen einundvierzig Jahren hielt die Mitte — eine kräftige, etwas über mittelgroße Gestalt, leicht und frei in seinen Bewegungen, mit dem echten, schönen Künstlerkopf, von dichtem, dunkelbraunem Haupthaar und weichem Vollbart umrahmt, mit seinem feingeschnittenen Profil und den großen, klugen, guten Augen, deren eines er beim Sprechen gewöhnlich lustig und verschmitzt einkniffte, und die so scharf in das närrische Getriebe unserer Welt blickten — mit den unvergeßlichen Augen von Wilhelm Busch, der alle Schwächen erkannte, sich über sie lustig machte, ohne sich zu ereifern, ohne sich zu entrüsten, mit demokritischem Schmunzeln lächelte, wie Figaro, um nicht weinen zu müssen; eine durch und durch sympathische Erscheinung.

Irgendwo hatte ich einmal gehört, er sei zugeknöpft, menschenscheu, wenn nicht gar menschenfeindlich, ein unnahbarer Sonderling. Gerade das Gegenteil war die Wahrheit. Lenbachs draufgängerische Herzlichkeit mag dazu beigetragen haben, unseren Verkehr gleich auf einen gemütlichen Ton zu stimmen. Wir brauchten keine zehn Minuten, um in zwangloser, völliger Unbefangenheit miteinander zu schwatzen wie Leute, die sich schon seit Jahren kennen. Im Laufe des Gesprächs sagte er mir freilich, daß er von Sympathien und Antipathien bis zur Unwürdigkeit abhängig sei: „Von meinen ersten Eindrücken kann ich mich nicht mehr losmachen. Für den Kerl, der mich später enttäuscht, bin ich immer ein rabulistischer Advokat, suche und finde mildernde Umstände für alle seine Schofeleien; muß ich mir aber sagen, daß ich einem Menschen in der ersten Schätzung Unrecht getan habe, so suche ich wie ein schnaubender Staatsanwalt nur nach Symptomen, die für seine geheime Übeltäterei sprechen. Es ist niederträchtig, aber es ist so! ... Ich kann's also den Leuten gar nicht verdenken, wenn sie sagen, ich sei ein ungemütlicher

Grobian. Mit Menschen, die ich nicht leiden mag, kann ich keine drei Sätze hintereinander sprechen; es verschlägt mir die Rede, und sie merken mir natürlich an, daß mir an der Fortsetzung der Unterhaltung nichts gelegen ist. Deshalb bin ich auch in jeder großen Gesellschaft ein unbrauchbares Möbel. Schon der Zwang, unseren gesellschaftlichen Rummel mitzumachen, würde mich aus der Großstadt vertreiben. So lange ich hier nur Gastrollen gebe, kann ich mir die Leute aussuchen, mit denen ich gern umgehe, und wenn mir die anderen nachsagen, ich sei ein Narr oder gar ein Flegel, so pfeife ich darauf. Wäre ich hier aber seßhaft, so müßte ich wohl oder übel so und so oft den Frack anlegen und mich mit Leuten zusammentun lassen, die mich tödlich langweilen und ärgern; die mir dummes Zeug erzählen, das mir Wurst ist, und die von mir verlangen, daß ich ihnen eine Komödie vorspielen soll, die mir gar keinen Spaß macht ... Ich will mich dessen wahrhaftig nicht rühmen. Ich gebe sogar zu, es ist eine Schwäche von mir; aber wenn ich sie überwinden wollte, würde ich nicht auf meine Kosten kommen. Und deshalb fliege ich in mein Nest zurück, wenn ich mich in einer großen Stadt umgetan habe und mir immer wieder sagen muß, daß für meinen Geschmack die Belästigung hier größer ist als das Plaisier, und der Verlust an Zeit und Laune beträchtlicher als der Gewinn. Um fremde Menschen kümmere ich mich nicht, und ich bin ganz damit einverstanden, daß sie sich um mich auch nicht kümmern."

„Das ist Ihnen auch gelungen, wenigstens so weit es Ihre Person betrifft," warf ich ein, „so vollkommen gelungen, daß Sie schon zu einem Mythus geworden sind. Sie wissen doch, daß überhaupt Ihre Existenz in Frage gestellt wird?"

„Natürlich weiß ich das. Ich habe Dutzende sehr freundlicher Nekrologe über mich gelesen. Mein Verleger hat sie mir allesamt geschickt. Ein bißchen habe ich mich bloß darüber geärgert, daß meine letzten Bücher — sie mögen nun sein, wie sie wollen, von mir sind sie doch nun einmal! — für posthume Nachahmungen ausgegeben wurden ... Daß man vernünftigen Menschen solchen Unsinn aufbinden kann! Wer mich in Wort und Bild so nachahmen könnte, daß er einen vernünftigen Dritten täuscht, brauchte nicht nachzuäffen, der könnte mehr als ich!"

Busch gab zwar zu, daß es meisterhafte Kopien gebe, die sogar Kenner mit den Originalen verwechseln könnten — er dachte gewiß an Lenbachs Kopien in der Schackschen Galerie —, aber niemals könne ein Nachfolger in das Wesen seines Vorgängers so tief eindringen, sich dessen Eigenart so völlig einverleiben, daß er im Wesen und in der Eigenart des Vorbildes selbständig werde, daß er zum Verwechseln ähnlich künstlerisch und geistig weiter zu schaffen imstande sei.

Darüber entspann sich zwischen uns dreien eine lebhafte Debatte. Wenn wir mit Busch im allgemeinen auch einverstanden waren, so gingen wir doch nicht so weit wie er. Lenbach erinnerte an die späteren Bilder des Perugino und die früheren Raffaels. Ich berief mich auf die Suleika der Marianne von Willemer; Busch blieb jedoch bei seiner Behauptung: die Manier, die Unart lasse sich wohl nachmachen, das Individuelle, die Art aber nicht: „Bei Meistern von ganz großem Kaliber mit starkem Knochenbau und von scharfer Physiognomie mag der Versuch, das grob Sinnfällige nachzuahmen, vor Halbblinden allerdings mal gelingen; aber den möchte ich sehen, der dem simplen Humoristen von bescheidenem Format, der gar nichts Auffälliges an sich hat, eine Simpelei so nachmacht, daß er einen einigermaßen Feinfühligen über den Ursprung täuschen könnte. Der Nachbeter braucht ein Schema, das er dem Vorbilde entnimmt und an das er sich halten kann; er muß es sich aus einer Analyse des Originals schaffen. Nun versuchen Sie einmal, mich zu analysieren! Sie werden sehen, wie bei dem ersten Scheidungsexperiment die ganze Geschichte verduftet und nichts mehr übrig bleibt!“

„Das sehe ich wirklich nicht ein,“ entgegnete ich. „In Ihren dichterischen Kompositionen — über die Zeichnungen mag Lenbach sprechen — sind doch gewisse charakteristische Züge, die, ohne Manier zu sein, doch so augenfällig sind, daß jedermann sie wahrnehmen muß. Weshalb sollte nicht Ihre so ausgesprochene Art sich analysieren, weshalb sich nicht als Gebrauchsanweisung für geschickte Imitatoren so eine Art von Schema-Busch herstellen lassen?“

„Das müssen Sie mir ein bißchen deutlicher machen. Sonst verstehe ich's nicht. Wie denken Sie sich so ein Schema, sagen

wir lieber: so ein Rezept zur Herstellung meiner Verse? Ich weiß nämlich nicht, daß ich überhaupt so etwas habe."

„Das glaube ich Ihnen gern. Das verhindert aber nicht, daß in Ihren Gedichten, wahrscheinlich Ihnen selbst unbewußt, gewisse Eigenheiten bemerklich sind, die ihnen das Besondere, die Physiognomie geben — Eigenheiten, die in der Wahl Ihrer Stoffe wie im Vortrage deutlich hervortreten. Und ich kann mir ganz gut vorstellen, daß ein anderer seine Ihnen vielleicht verwandte Individualität mit diesen Eigenschaften allmählich so assimiliert, daß sie ihm sozusagen in Fleisch und Blut übergehen und er nun vergnügt in Ihrer Weise weiterdichten könnte. Es wäre sogar denkbar, daß er dies Angeeignete selbständig weiter entwickelte und daß seine Dichtung nun wirklich ganz individuell würde, wenn sie auch von der bloß äußerlichen Imitation der fremden Eigenheiten ihren Ausgangspunkt genommen hätte."

„Sie sprechen immer von ‚Eigenheiten'. Bei solchen allgemeinen Sätzen kann man sich recht viel, aber man braucht sich auch recht wenig dabei zu denken. Nehmen Sie an, daß Sie mit mir als mit einem höchst begriffsstutzigen Individuum zu tun haben, und machen Sie mir am nächstliegenden Beispiele klar, wie Sie das verstehen — also an meinen Geschichten in Reimen. Wo stecken denn da die auffälligen Eigenheiten, von denen ich keine Ahnung habe?"

„So aus dem Stegreife — unvorbereitet, wie ich bin — kann ich Ihnen darüber natürlich keinen gründlichen Vortrag halten; aber wenn ich Ihnen dies und das sage, was mir gerade einfällt, wird Ihnen doch wohl klar werden, was ich unter Ihren Eigenheiten verstehe. Ich meine zum Beispiel Ihre behagliche Freude an qualvollen Katastrophen und schweren Körperverletzungen. Vergegenwärtigen Sie sich bloß einmal, was die arme Nase in Ihren Werken zu erdulden hat: Der Unglücksrabe beißt die Tante in die Nase; die Nase des Sultans wird vom spitzen Säbel durchstochen; dem Lehrer bläst ein ungezogener Bengel mit dem Pusterohr einen Bolzen durch die Nase; der Frosch hüpft auf Onkel Noltes Nase, Helenens Nase wird in das glühend heiße Siegelwachs gestupft. Und alles das verzeichnen Sie mit haarsträubender Sachlichkeit, mit dämonischer Teilnahmlosigkeit, ohne einen Hauch

von Nächstenliebe. Als Schneider Böck von der von lasterhaftem Mutwillen durchsägten Brücke ins Wasser stürzt, registrieren Sie die Gemeinheit und knüpfen daran die mitleidlose Bemerkung:

Übrigens bei alledem
Ist so etwas nicht bequem.

Und der frommen Helene, die im Suff in Flammen aufgeht und elendiglich verbrennt, widmen Sie den grausigen Nachruf:

Hier sieht man ihre Trümmer rauchen,
Der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen.

Und diese jedes wärmere Gefühl empörende, tief verletzende Kühle angesichts großen Schmerzes!

Doch hinderlich wie überall
Ist hier der eigne Todesfall.

Und dieser entsetzlichen Nüchternheit gegenüber das Pathos an ganz ungehörigen Stellen! Wie die Klage der Witwe Bolte über ihr von bösen Buben gemordetes Geflügel:

Fließet aus dem Aug', ihr Tränen!
All mein Hoffen, all mein Sehnen,
Meines Lebens schönster Traum
Hängt an diesem Apfelbaum!

Damit verwandt ist Ihr prätentiöser Vortrag von Trivialitäten, die Sie mit einer steifleinenen Lehrhaftigkeit ausgeben, als handle es sich um neue kühne Wahrheiten:

Also lautet ein Beschluß,
Daß der Mensch was lernen muß ...
Liebe, sagt man schön und richtig,
Ist ein Ding, das äußerst wichtig ...
Die Propertät ist sehr zu schätzen,
Doch kann sie manches nicht ersetzen.

Und dann Ihr ängstlicher Vorbehalt in der Aufstellung solcher Sätze! Als ob Sie da noch einen Widerspruch zu befürchten hätten. Sie fühlen das Bedürfnis, die Gültigkeit dieser Aussprüche zeitlich noch zu beschränken durch Einfügung von ‚bisweilen', ‚mitunter', ‚oftmals', ‚meistens' und so weiter:

Zuweilen brauchet die Familie
Als Suppenkraut die Petersilie ...
Die Liebe, meistens schmerzlich heiter,
Vergißt gar leicht die Suppenkräuter ...
Mit Recht erscheint uns das Klavier,
Wenn schön poliert, als Zimmerzier;
Ob's außerdem Genuß verschafft,
Bleibt hin und wieder zweifelhaft.

Das sind so einige Beispiele für Ihre Besonderheiten, Belegstellen, die mir gerade einfallen. Es ließe sich aber noch viel gründlicher, viel erschöpfender machen, wenn man ruhig an seinem Pulte säße und Ihre Werke, diesmal nicht bloß zu seinem Vergnügen, läse, sondern mit kritischem Bestreben durchstudierte."

„Um sich den Spaß, den Sie Ihnen vielleicht gemacht haben, gründlich zu verderben," erwiderte Busch, der ganz nachdenklich geworden war.

In dem Augenblicke war mein Entschluß gefaßt, die dichterische Individualität Wilhelm Buschs zum Gegenstande einer eingehenderen Prüfung zu machen. Nach meiner Rückkehr skizzierte ich wirklich eine umfangreiche Abhandlung über den liebenswürdigsten Humoristen unserer Zeit — den ersten größeren Versuch einer Analyse seines Wesens und seiner Weise, den ich dann später in „Nord und Süd", Anfang 1878, veröffentlichte. Lenbach gab mir dazu die Photographie des wundervollen Bildes, das er unter meinen Augen gemalt hatte..

* * *

Diese Münchener Herbsttage 1877 werden mir unvergeßlich bleiben. Wir hockten zusammen von früh bis spät, Busch, Lenbach und ich — richtiger gesagt: von ziemlich früh bis sehr spät. Was wurde da alles behauptet und bestritten! Wir ereiferten uns über alles Mögliche. Nicht einen Augenblick stockte die Unterhaltung, und wir sprachen so lebhaft, so laut, daß wir gar nicht bemerkten, wie es um uns still und stiller geworden war, wie wir schließlich allein in der verräucherten Schenke saßen, vielleicht schon seit Stunden, bis uns der verschlafene Kellner mit vorwurfsvollen Blicken und deutlichen Worten darauf aufmerksam

machte, daß unser Bierkonsum nach Münchener Begriffen dem Zeitaufwande nicht entspreche, daß es überhaupt kein Bier mehr gebe und andere Getränke auch nicht, und daß er uns guten Morgen und zu allen Teufeln wünsche.

Und wir hatten noch immer kein Ende finden können: und da uns ein tückischer Zufall auf der einsamen Straße ein Gefährt mit abgetriebenem Gaul antreffen ließ, vermochten wir den brummigen Kutscher durch ein königliches Trinkgeld — im Betrage einer Reichsmark, glaube ich —, uns nach dem einzigen Lokal zu fahren, das nicht geschlossen hatte: nach dem Bahnhof, wo wir im Wartesaale dritter Klasse in der fragwürdigen Umgebung auf den Holzbänken schlafender und schnarchender Bauern die Diskussion eifrig fortsetzten über Fragen, die eigentlich nicht sehr dringlich waren und durch eine Vertagung an ihrem Reize nichts eingebüßt hätten. Wir debattierten, bis in der sechsten Morgenstunde die erste Frühdroschke vorfuhr, die uns dann in unsere Quartiere zurückbrachte.

Und ein paar Stunden später waren wir wieder lustig bei Erwin Hanfstaengl, der uns zum Frühstück geladen hatte und uns nebenher in allen möglichen Stellungen photographierte, unter anderem in der anmutigen Gruppe der drei Grazien von Canova. So sahen wir nach der durchzechten Nacht nun nicht gerade aus. Und so lebten wir, so lebten wir alle Tage — auch im ernsten Gespräch, das wir gar nicht selten führten, alleweil fidel.

Die Trennung von den beiden wurde mir nicht leicht. Sie brachten mich zur Bahn, und als ich mich von ihnen verabschiedete, hatte ich das Gefühl, in Wilhelm Busch einen ebenso lieben, anhänglichen und interessanten Freund gewonnen zu haben, wie ich ihn in Lenbach seit Jahren besaß und trotz der örtlichen Entfernung von einander bis zu seinem Ende besessen habe. Auch Busch schien damals das gleiche zu empfinden. Seine Briefe aus dieser ersten und freundlichsten Periode unserer Bekanntschaft sprechen in ihrer herzlichen Einfachheit dafür. Er hatte mir auch fest versprochen, mich in Berlin zu besuchen. Aber er ist nicht gekommen. Er kannte Berlin überhaupt nur ganz oberflächlich. Er vergrub sich immer tiefer in sein Alleinsein. Unsere Korrespondenz verlangsamte ihr Tempo mehr und mehr, und schließlich vergingen

Jahre, ohne daß wir die rechte Fühlung wiedergewonnen hätten. Geschrieben haben wir uns freilich in größeren Zwischenräumen immer wieder. Im Sommer 1907 erhielt ich seinen letzten Brief. Aber wir haben uns nie wiedergesehen. Die rechte Freundschaft war es nicht, nicht mehr. Mir tat es leid. Lenbach, dem es geradeso ergangen war, empfand es geradezu schmerzlich und klagte oft sein Leid über den lieben, guten Ungetreuen.

* * *

Wenige Tage nach meiner Rückkehr erhielt ich in Berlin von Wilhelm Busch die nachstehenden Zeilen:

München, 22. September 1877.

Lieber Lindau!

Seit Sie fort sind, hat die lebendige Spannung der Feder im Getriebe unserer nächtlichen Ergötzlichkeiten bedenklich nachgelassen. Bereits vor Mitternacht flattere ich nun mit mattem Flügelschlage dem Neste zu, wo die zwei bewußten weißen Zipfel rechts und links das Ohr des Schläfers wärmend überragen. Ich denke gern daran, daß Sie hier waren, und so vergessen Sie mich denn auch nicht ganz, und seien Sie recht herzlich gegrüßt von Ihrem

Wilhelm Busch.

A propos! Der Leutnant, der am Mittwoch noch so wohl und gesund mit uns zu Tisch saß, war den Samstag drauf schon verlobt mit Fräulein Hackländer.

Als ich ihm sagte, daß ich über ihn etwas schreiben wolle, in den zugänglichen Nachschlagebüchern aber (die damals kaum Notiz von ihm nahmen) gar kein biographisches Material fände und ihn daher um einige Angaben bäte, schickte er mir folgendes nüchterne curriculum vitae.

„Geboren zu Wiedensahl (Hannover) 1833. Erzogen bei einem Landgeistlichen, Bruder meiner Mutter. Vier Jahre auf der Polytechnischen Hochschule in Hannover. In Düsseldorf, Antwerpen, München auf der Akademie.

Etwa 1859 die ersten Zeichnungen und Gedichte für die ‚Fliegenden Blätter', später teilweise unter verschiedenen Titeln gesammelt.

Bilderbogen 1860 bis 1870 (zum Teil für ‚Über Land und Meer'). Bilderpossen. Max und Moritz (Anfang der sechziger Jahre). Hans Huckebein. Schnurrdiburr. Der heilige Antonius 1869. Fromme Helene. Bilder zur Jobsiade. Die Partikularisten. Pater Filucius. Dideldum. Kritik des Herzens. Abenteuer eines Junggesellen. Herr und Frau Knopp. Julchen."

Kurz darauf verließ Wilhelm Busch München. Nach Wiedensahl schickte ich ihm also das betreffende Heft von „Nord und Süd“ mit meinem Aufsatz, in dem es unter anderem hieß: „Immer wieder kehrt er nach dem stillen Wiedensahl zurück, in das Haus seiner Schwester und seines Schwagers, des Ortsgeistlichen; und da lebt er für sich, hört und sieht wenig, bekümmert sich nicht um die tausend Scherereien, die die Großstadt in Aufregung versetzen, liest die ‚Bienenzeitung‘ und züchtet Bienen. In dieser Spezialität gilt er als Autorität und wird von den methodischen Bienenzüchtern sehr hoch gehalten. Die einzige Zeitung, die er durch Beiträge erfreut, ist die ‚Bienenzeitung‘.

Wird ihm das Leben gar zu monoton, so fährt er nach Kassel hinüber und sieht sich in der Galerie die Niederländer an, die er über alles liebt. Besonders schwärmt er für Brouwer, dem er auch in der ‚Kritik des Herzens‘ ein Gedicht gewidmet hat:

Sahst du das wunderbare Bild von Brouwer?
Es zieht dich an wie ein Magnet.
Du lächelst wohl, derweil ein Schauer
Durch deine Wirbelsäule geht — usw.

Die italienischen Maler bringen es bei ihm über den succès d'estime nicht hinaus. Als wir, Lenbach und ich, in München allerhand Luftschlösser bauten und unter anderem auch eine gemeinsame Reise nach Italien planten, sagte ich zu Busch: ‚Sie sollten doch mitkommen, oder kennen Sie Italien schon?‘

‚Ich kenne es nicht,‘ antwortete Busch, ‚und ich habe auch gar keine Sehnsucht danach. Die Italiener sind mir in ihrem Empfinden, ihrem Denken und Vermögen vollkommen fremd. Ich verstehe sie nicht, und ich habe keine Zeit, sie verstehen zu lernen. In Italien würde ich tausend schöne Dinge sehen, die gewiß auf mich einen tiefen Eindruck machen würden; das würde mich aber bloß verwirren, und ich würde nur ein Gefühl der Unbefriedigung, des Unbehagens und der Unsicherheit heimbringen. Ich halte es mit meinen Niederländern, die ich begreife und liebe, von denen ich immer etwas Neues lerne, und auch bei denen ich nie werde auslernen.‘“

Busch schrieb mir darauf:

Wiedensahl, Februar 78.

Lieber Lindau!

Die unverdient liebenswürdige Vivisektion des Karnickels in ‚Nord und Süd' hat mir viel Spaß gemacht. — Ich durfte ja nicht hoffen, daß Sie so viel Gründlichkeit daran verschwenden würden, sonst hätte ich Ihnen ausführlichere Notizen geliefert. — Die ersten Bilderbogen waren bloß in Zeichnungen gedacht. Einige davon erklärte ich nachträglich in Versen, nur einen, soviel ich weiß (zwei alte Leute mit der Maus) in Prosa. Was sonst von Text in Prosa vorkommt, rührt vom Verleger her. — Über meine apistische Tätigkeit haben Sie viel zu viel Gutes berichtet*). Vor mehr als zwanzig Jahren, als ich Imker in Brasilien werden wollte, da hab' ich die Bienenzucht allerdings gründlich gelernt bei meinem lieben Erzieher und treuen Onkel Kleine, der neben Dzierzon die erste apistische Autorität in Deutschland ist. Er gab ein Blatt heraus, wozu ich hie und da einen Beitrag lieferte. Seitdem aber sah ich die Bienen nur noch gelegentlich. — Was ‚verheiratete Geschichten' betrifft**), so sollen Sie zu einem „leider" künftighin keinen Grund mehr haben. — Aus meiner niederländischen Haut werd' ich aber wohl niemals heraus können. Wer das zeichnen will, besonders mit wenig Strichen, was schnell geschieht und mit ursprünglicher Begierde, der wird, wenn er nicht Schlachtenmaler ist, meist Bauern und Tiere in Aktion bringen müssen. Die gebildeten, wohldressierten Leute lassen sich nichts merken. — Genug davon! Ich erschrecke über meine ungewöhnliche Schreibseligkeit. Aber, tröstegott! wenn der Mensch auf sich selber zu reden kommt.

Also leben Sie recht wohl, lieber Freund, und seien Sie aufs herzlichste gegrüßt von Ihrem ergebensten

Wilhelm Busch.

Während der nächsten Jahre schrieben wir uns seltener, und der Inhalt unserer Briefe war nicht sehr aufregend und nicht sehr mannigfaltig. Wenn mir die Pause etwas zu lang erschien, sagte ich ihm in einigen Zeilen, er möge doch ein Lebenszeichen von sich geben. Dann entschuldigte er sein langes Schweigen, versprach mir, nächstens nach Berlin zu kommen, worauf ich regelmäßig antwortete, daß es mich sehr freuen würde, ihn wiederzusehen; und dann kam wieder eine Pause. Darauf wiederholten

*) Dies bezieht sich auf die oben zitierte Stelle in meinem Aufsatze.

**) Diese Zeilen gelten einer nach meinem jetzigen Geschmacke etwas philisterhaften Bemerkung, in der ich sagte: „Hier — im ‚Heiligen Antonius' — zeigt sich zum erstenmal eine unverhohlene Vorliebe des Humoristen für gewisse heikle Dinge, die man als ‚verheiratete G'schichten' bezeichnen könnte. Das wird in den späteren Werken leider noch auffälliger — ich sage: leider, denn es erhöht den Humor nicht und vermindert den Kreis und die Zahl seiner Verehrer."

sich mein Bedauern, sein Versprechen und meine Versicherung, daß ich mich freuen würde, ihn wiederzusehen. Und so weiter.

Erst die Hinrichtung der beiden Anarchisten Reinsdorff und Küchler, die als Urheber des Niederwaldattentats verurteilt und hingerichtet wurden, veranlaßte den guten Busch, mir am 13. Februar 1885 wieder einmal einen längeren Brief zu schreiben, der so begann:

Immer neckischer geht's zu auf diesem alten rubberichten Globus. Wer mag noch mit Vergnügen Polizist oder Potentat sein, solange die Kieselgurgruben, aus denen die Dynamitäter ihre Blechbüchsen füllen, nicht militärisch besetzt sind? Wer kann noch sein Geld anlegen oder seine Geliebte sitzen lassen und ruhig weiterleben? Jeder verwickelte Bankier, jede ärgerliche Tante trägt den Revolver im Sack. Intonationen in allen Ecken. Da tut's denn freilich wohl, tut's doppelt wohl, den traulichen Zuspruch eines alten Bekannten zu vernehmen, tut's dreifach wohl, nachdem er sich so lange in Schweigen gewickelt. Also meinen Dank, lieber Lindau, für Ihr freundliches Schreiben!

Die Photographie des kleinen Ritters von der fröhlichen Gestalt*) hab' ich mit Teilnahme betrachtet. Er ist angetreten in glücklicher Umgebung. Lassen Sie den netten, drolligen Kerl gewähren. Der schelmische Ernst, der falsche Gegensatz; die kleinen Dummheiten und Malheurs; die rücksichtslose Behandlung einer sonst so widerspenstigen Wirklichkeit — all das Zeugs, bei dem man sich dermaßen sicher und gescheit vorkommt, daß man lachen muß — er will's auch besehen oder schaffend aus sich herausprojizieren. Freilich noch weiter nach links, da sitzen die diabolischen Lacher. Sein zweiter, milder, ernsthafter Genius wird ihn warnen und erinnern, daß alles in der Tiefe eine gemeinsame Wurzel hat.

Für „Nord und Süd" kann ich Ihnen nichts versprechen. Bin augenblicklich mit mir selber in Zwist. Aber „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich".

Komm' ich mal wieder nach Berlin, so besuche ich Sie mal wieder. Ihre Bildnisse hängen derweil noch immer in der besten Stube meiner Erinnerung.

Die herzlichsten Grüße von Ihrem alten Wilh. Busch.

* * *

Von der Mitte der achtziger Jahre an wurden die Pausen im brieflichen Verkehr zwischen Wilhelm Busch und mir immer länger und die Mitteilungen selbst immer weniger individuell. Ich schrieb ihm wohl gelegentlich einmal — unter dem Vorwand,

*) Gemeint ist mein damals zehnjährigen Sohn Hans, der ein hübsches Zeichentalent besitzt und schon als kleiner Junge seine Schulhefte mit übermütigen Karikaturen beschmierte.

ihn um einen Beitrag für die Zeitschrift zu bitten, deren Herausgeber ich damals war, in Wahrheit aber hauptsächlich, um ihm zu beweisen, daß ich an die eindrucksvollen Tage unseres Münchener Zusammenseins eine treue Erinnerung bewahrt hatte, und um ihn zu einem Lebenszeichen aufzurütteln. Seine Antworten ließen auch gewöhnlich nicht lange auf sich warten. Er wiederholte mir beständig, daß er noch immer nicht den Mut gefunden habe, das unruhige Berlin wieder aufzusuchen; er sei aber fest entschlossen, sich einen Ruck zu geben, und freue sich auf unser Wiedersehen. Bei diesem festen Entschluß, der nie zur Ausführung kam, hatte es leider sein Bewenden. Manchmal fügte er seinen Zeilen, wohl um mich für ein langes, vergebliches Warten einigermaßen zu entschädigen, hübsche Verse bei, die ich natürlich dann sofort und mit besonderer Freude veröffentlichte. Ich weiß nicht, ob Busch diese zum Teil sehr reizenden Gedichte in eine seiner später von ihm herausgegebenen Sammlungen aufgenommen hat. Aus einem möchte ich jedenfalls einen Auszug hier wiedergeben, der durch das Dahinscheiden des herrlichen Humoristen eine betrübende Aktualität erlangt hat.

Es ist ein Silvestergedicht, und in der letzten mitternächtigen Stunde des alten Jahres, die der Freund der Einsamkeit einsam verbringt, ziehen allerlei Gedanken, meistens wehmütige, durch seine Seele:

Bald so wird es Zwölfe schlagen,
Prost Neujahr! wird mancher sagen;
Auch ich selbst, auf meinen Wunsch,
Mache mir ein wenig Punsch.
Wie ich nun allhier so sitze
Bei des Ofens milder Hitze,
Angetan den Rock der Ruhe
Und die schön verzierten Schuhe,
Und entlocke meiner Pfeife
Langgedehnte Wolkenstreife,
Da spricht mancher wohl entschieden:
Dieser Mensch ist recht zufrieden!
Leider muß ich, dem entgegen,
Schüttelnd meinen Kopf bewegen.
Schweigend lüfte ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das!)

Er denkt an die schönen fernen Zeiten, da er am Jahresschluß noch fröhlich die Kupons abschneiden konnte:

Aber itzo auf die Schere
Sickert eine Trauerzähre.
Traurig leere ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das!)

Er denkt auch an seine einstige Geliebte:

Die er einst in leichten Stoffen
Herzbeklemmend angetroffen
Nachts auf dem Kasinoballe ...
Hochbeglückt und tiefbeseligt,
Sie ist anderweit verehlicht,
Ist im Standesamtsregister
Aufnotieret als Frau Pfister,
Und es wird davon gesprochen,
Nächstens käme sie in Wochen.
Grollend lüfte ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das!)

Mit Trauer denkt er auch daran, daß ihm die rechte Frömmigkeit fehlt, wie sie seinem frommen Gottlieb Hempel zu eigen:

Leider mangelt mir so eine
Frömmigkeit wie Hempel seine.
Tiefbetrübt leer' ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das!)

Das Gemüt des einsamen Denkers verdüstert sich immer mehr. Und in tiefstem Ernste gemahnt ihn des Jahres letzte Stunde auch an die letzte Stunde seines irdischen Daseins. Die humoristisch betrüblichen Betrachtungen darüber sind meines Erachtens echter und bester Wilhelm Busch:

Ganz besonders und vorzüglich
Macht es mich so mißvergnüglich,
Daß es mal nicht zu vermeiden,
Von hienieden abzuscheiden,
Daß die Denkungskraft entschwindet,
Daß man sich so tot befindet;
Und es sprechen dann die Braven:
Siehe da, er ist entschlafen;
Und sie ziehn gelind und
Aus der Weste oder Hoselose

Den geheimen Bund der Schlüssel,
Und man rührt sich auch kein Bissel,
Sondern ist, obschon vorhanden,
Friedlich lächelnd einverstanden.
Schaudernd leere ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das!)
Wo wird dann die Seele weilen?
Muß sie sich in Duft zerteilen?
Oder wird das alte Streben,
Hübsche Dinge zu erleben,
Sich in neue Form ergießen,
Um zu lieben, zu genießen?
Oder in Behinderungsfällen
Sehr zu knurren und zu bellen?
Kann man, frag' ich angstbeklommen,
Denn da gar nicht hinterkommen? — —
Kommt, o kommt herbeigezogen,
Ihr verehrten Theologen,
Die ihr längst die ew'ge Sonne
Treu verspundet in der Tonne;
Überschüttet mich mit Klarheit!
Doch vor allem hoff' ich Wahrheit
Von dem hohen Philosophen;
Denn nur er, beim warmen Ofen,
Als der Pfiffigste von allen,
Fängt das Licht in Mausefallen.
Prost Neujahr! Und noch ein Glas.
(Ei, wie schön bekömmt mir das!)

* * *

Da der gute Busch sein Versprechen, mich endlich wieder einmal aufzusuchen, noch immer nicht eingelöst, hatte ich mir vorgenommen, um die Pfingstzeit einen Ausflug nach dem Harz zu machen und ohne vorherige Anmeldung den obstinaten Einsiedler in seinem Neste zu überfallen. Ich sprach von meinem Vorhaben mit Lenbach, der zu dieser Zeit gerade in Berlin war, und forderte ihn auf, sich an dem Überfall zu beteiligen. Lenbach ging auf meinen Vorschlag nicht nur nicht ein; er widerriet mir sogar freundschaftlich, aber entschieden, ein Wiedersehen mit Wilhelm Busch zu erzwingen. Seine Rede hatte etwas Befangenes, Gedrücktes. Vielleicht waren auch ihm die sonderbaren

Gerüchte zu Ohren gedrungen, daß der freie Wilhelm Busch, wenn er sich auch gewiß nicht zu der von ihm so köstlich verspotteten Frömmelei — „wie Hempel seine“ — bekehrt hatte, mit den Jahren doch eine Wandlung durchgemacht habe, sich nicht gern an den „Heiligen Antonius“, die „Fromme Helene“ und den „Pater Filuzius“ erinnern lasse und daher auch alte Freunde, die das wohl kaum verstehen würden, vermeide. Seine immer spärlicher werdenden Briefe widersprachen dem jedenfalls nicht; sie sprachen auch nicht mehr davon, daß er mich aufsuchen wolle; sie legten es mir nicht mehr, wie früher, nahe, ihn in seinem Winkel aufzusuchen; sie konstatierten mit ruhiger Ergebenheit, daß er aus der selbstgewählten Zurückgezogenheit herauszutreten keine Lust mehr verspüre; sie reizten nicht zur Fortsetzung unserer Korrespondenz. Hier einer seiner späten Briefe als Antwort auf meine Anzeige, daß ich mich in Dresden niedergelassen hatte:

18. Juni 1892.

Lieber Lindau!

Für Ihr liebenswürdiges Erinnern spreche ich Ihnen meinen Dank aus, dem ich den Wunsch hinzufüge, daß Ihnen das schöne Dresden noch recht lange gefallen möge.

Ich selbst, mit ein paar Angehörigen, die ich liebe, wohne längst in äußerster Bescheidenheit, verknüpft mit der Erwartung, so leicht nicht erwischt zu werden, an den Grenzen der Welt, wo das Getöse der großen Maschine nur noch gedämpft brummend zu hören ist; und sind auch Wald, Wiesen und Feld für strebsame Publizisten kaum die geeigneten Spielplätze, so findet doch derjenige, dem's taugt, daselbst um so wahrscheinlicher die Gelegenheit, sich in aller Stille ein wenig die Seele zu schneuzen.

Mit freundlichem Gruß an Sie und Ihre Kinder Ihr Wilhelm Busch.

* * *

So schlief denn unser Verkehr allgemach ein. Und der Schlummer war mir schließlich doch noch lieber als ein unangenehmes Erwachen und Enttäuschung.

Wiederum vergingen Jahre, und eine banale Wiederanknüpfung der gelockerten Fäden widerstrebte mir. So mischte ich mich denn bei besonderen Anlässen, wie zu seinem siebzigsten und fünfundsiebzigsten Geburtstage, ohne Berufung auf Früheres

unauffällig in den großen Chorus der Gratulanten und begnügte mich mit dem allgemeinen Dank. Es stimmte mich ein bißchen wehmütig, aber es erbitterte mich gewiß nicht. Du mein Gott, ich konnte mir ja alles so gut erklären!

Der Hang zum Alleinsein war in Wilhelm Busch von jung auf sehr stark entwickelt. Der Aufenthalt in der Großstadt war für ihn immer eine Aufregung und Anstrengung, ein Opfer gewesen, das er der Belehrung und Anregung bringen zu müssen glaubte. Mit den Jahren aber hatte sich in ihm der Drang, sich durch die Reibung mit dem großstädtischen Treiben seine Frische zu bewahren, immer mehr gemindert, und die Anstrengung war für ihn immer beschwerlicher geworden. So vereinsamte er schließlich vollkommen, zog sich beschaulich „in sein selbstbewußtes Sein zurück", lebte bequem und vergnügt mit den Seinigen, die er lieb hatte, und verlangte vom Leben nichts weiter als Ruhe und Frieden. Vor der Gefahr, zu verbauern, schützte ihn seine Intimität und sein steter Zusammenhang mit guten Büchern, den besten und verläßlichsten Freunden der Einsamkeit. Er schaffte sich eine Art von Nirwana bei wachen Sinnen, in einer liebenswürdigen, glücklichen Philosophie der Enthaltsamkeit —

Enthaltsamkeit ist ein Vergnügen
An Sachen, welche wir nicht kriegen, —

die uns aus seinen letzten Werken, besonders aus „Zu guter Letzt" mit wehmütiger Freundlichkeit anlächelt, in herzlicher Freude an der Natur, auf die ihm der freie Ausblick nicht durch hohe Häuser in engen Gassen verkümmert; im Behagen an der Ruhe, die durch das Geschrei, Gerassel, Gestampfe, Getute des Verkehrs in der geräuschvollen Großstadt nicht vernichtet; an der frischen Luft, die vom übelduftenden Odor, der aus überfüllten Häusern herauspafft, und vom Benzin der Automobile nicht verstänkert wird; an der genügsamen Gemütlichkeit des häuslichen Herdes, die vom Klatsch der Skandalprozesse kaum berührt wird und die preisliche Staatsanwaltschaft um ihren scharfen Blick für „öffentliches Interesse" nicht beneidet.

Geboren in einem Nest von neunhundert Einwohnern, gestorben in einem noch kleineren von fünfhundert, hat unser großer

deutscher Humorist in seinem Lebensgang eine gewisse Ähnlichkeit mit dem unseres größten Philosophen, der auch aus dem engen Bezirk seiner ostpreußischen Heimat nie herausgekommen ist. Das im Verborgenen blühende Veilchen aber hat seinen Duft über die ganze Welt verbreitet. Aus einem der kleinsten deutschen Flecken ist der große Freudespender für seine Zeitgenossen gekommen — nicht nur für uns Mitlebende, auch für die Nachwelt, der sein echter Humor unverloren bleiben wird.

Das Leben hat ihm gewährt, was er von ihm wollte. —

Im Jahre 1907 bot sich mir noch einmal die Veranlassung, an Wilhelm Busch heranzutreten. Adolf Wilbrandt feierte seinen siebzigsten Geburtstag, und seine Freunde stifteten ihm zu diesem Tage ein Gedenkbuch. Durch die Personalunion der gemeinsamen Freundschaft mit Lenbach durfte ich auch Wilhelm Busch zu Wilbrandts Freunden rechnen. Und ich fragte ihn, ob er mitmachen wolle. Ich vermied in meinem Briefe alles, was irgendwie wie ein Vorwurf oder wie ein Gefühl der Kränkung aufgefaßt werden konnte. Aber ein leiser Hauch des Bedauerns darüber, daß es doch anders zwischen uns geworden war, als ich hatte hoffen dürfen, mochte wohl wider Willen eingedrungen sein.

Busch antwortete umgehend, kurz und gut. Dies ist der letzte Brief, den ich von ihm erhalten habe:

Mechtshausen bei Groß-Rhüden am Harz, 10. Juli 1907.

Freundlichen Dank, lieber Lindau, für Ihren liebenswürdigen Brief. Ja, ich muß mich oft entschuldigen, daß ich steinalt bin. Also bitte! Die beifolgenden Zeilen dürfen Sie, wenn Sie wollen, für das Wilbrandtsche Geschenkbuch verwenden. Ihr

Wilhelm Busch.

In dem beigefügten Gedichte des guten alten Mannes findet die abgeklärte Ruhe, der himmlische süße Friede, nach dem sich Goethe, des Treibens müde, sehnt, den einfachsten, rührendsten Ausdruck. Damit will ich schließen:

Immerhin.

Die Sonne geht auf und unter
Schon lange vieltausendmal,
Noch immer eilen so munter
Die Bächlein ins blühende Tal.

Hier lieg' ich im weichen Moose
Unter dem rauschenden Baum,
Die Zeit, die wesenlose,
Entschwindet als wie ein Traum.

Von kühlen Schatten umdämmert
Versink' ich in selige Ruh',
Ein Specht, der lustig hämmert,
Nickt mir vertraulich zu.

Mir ist, als ob er riefe:
Heija! mein guter Gesell'!
Für ewig aus dunkler Tiefe
Sprudelt der Lebensquell.

Mechtshausen, 1907. Wilhelm Busch.

Wiener Freuden und Freunde

Freundliche Konkurrenten

Wien geht zurück! Die herrliche Stadt, die in einem wahren Paradiese liegt, hat sich von dem in seiner Sandwüste rastlos strebenden, im Schweiße seines Angesichts arbeitenden Berlin überholen lassen; und in der einst so lustigen Stadt von Lanner, von Strauß läßt man jetzt die Köpfe hängen. Die politischen und wirtschaftlichen Mißstände haben alles verdorben. Der Tscheche führt das große Wort, der Deutsche muß sich ducken, und aus ist's mit der alten Herrlichkeit!"

Wie oft ist das Echo solcher katzenjämmerlichen Beschwerden zu uns herübergedrungen von der schönen blauen Donau, die ihre Schönheit und ihre blaue Farbe verloren zu haben schien. Nicht das hämische, neidische, grämliche Ausland hat diese mißlautenden Klagelieder angestimmt; sie waren auf ureigenem Wiener Boden selbst als unverfälschte Spezialität aufgeschossen. Das war so um die Zeit des großen Börsenkrachs, in der ersten Hälfte der siebziger Jahre, nachdem man mit wahrhaft Haußmannscher Energie mit dem alten Gerümpel in den verwinkelten Gassen der inneren Stadt aufgeräumt hatte und durch die Monumentalbauten und gärtnerischen Anlagen in den breiten, luftigen Ringstraßen vielleicht der schönste städtische Fahr- und Fußweg der Welt entstanden war. Man hätte sich herzhaft freuen sollen; aber da sang man sentimentale Lieder über die dahingeschwundene gute alte Zeit mit ihrer anspruchslosen Gemütlichkeit. Von Neu-Wien mochte man nichts wissen, und für die ergreifenden Leistungen eines vorurteilslosen Lokalpatrioten, der den Saiten seiner Leier die tiefempfundenen Verse entlockte:

Vindobona, du reizende Stadt,
Die so reizende Anlagen hat,

fehlte den modernen Wienern das rechte Verständnis. Uns übrigens auch.

Wir Berliner vernahmen mit geteilten Empfindungen diese Trübsalbläsereien. Wenn es uns einerseits angenehm kitzelte, daß

unserer Hauptstadt in vielfachen Beziehungen vor der alten Kaiserstadt der Vorrang zugestanden wurde, so erfüllte es uns doch mit einem wehmütigen Gefühle, daß das heitere, liebenswerte Wien so viel von seinem Reize eingebüßt haben sollte. Denn wir hatten Wien sehr lieb. Ein Norddeutscher — ich weiß nicht genau, wer, vielleicht war ich's selbst — hat einmal gesagt: „Wien ist die reizendste Geliebte, mit der ich mich aber nicht standesamtlich verheiraten möchte." Der Satz spiegelt meine Empfindungen sehr gut wider. Nirgends konnte ich froher sein als in Wien; aber nirgendwo erschreckte mich der Gedanke, daß ich ernsthaft arbeiten sollte, mehr als dort. —

So ungefähr schrieb ich vor mehr als drei Jahrzehnten. Wien und Berlin, Berlin und Wien wurden allzeit zusammen genannt, und wenn bei dieser Zusammenstellung auch immer stillschweigend eine gewisse Gegensätzlichkeit sich geltend machte, so war dies doch zum Glück keine irgendwie gehässige mehr. Daß in den beiden großen Hauptsammelpunkten der deutschen Bildung tief einschneidende Verschiedenheiten sich geltend machten, war ganz natürlich. Die beiden haben sich aus grundverschiedenen Keimen heraus unter grundverschiedenen Bedingungen entwickelt. Es ist kein Wunder, daß in unserem unfreundlichen Klima, in dem farbenkalten Norden, auf sandigem Boden, der Rüben und Kartoffeln zeitigt, durch die zielbewußte Tatkraft und den weise berechnenden Sinn der Fürsten, durch die unermüdliche Ausdauer und den ehernen Fleiß der Bevölkerung eine andere Stadt entstanden ist als das südlichere, an der Pforte des Ostens in heller, sonniger Landschaft an einem mächtigen Strom gelegene, weingesegnete Wien, dessen Stephansturm, dieser steinerne Zeuge höchster Gesittung, die stolzen Gebäude der Hauptstadt schon zu einer Zeit überragte, da von Berlin an der träge fließenden Spree noch kein Mensch sprach.

Der Verschiedenheit dieser beiden Städte hatte man sich hüben und drüben nur zu freuen; denn von diesen beiden Hauptstädten besaß die eine Vorzüge, die der anderen versagt waren, und sie ergänzten sich in der glücklichsten Weise. Wie Kopf und Herz bildeten sie gewissermaßen in ihrer Zusammengehörigkeit das Wesen des deutschen Organismus, und der eine Teil konnte nicht

empfindlich geschädigt werden, ohne daß der andere darunter zu leiden gehabt hätte.

Deshalb wirkte auch das politische Bündnis zwischen Österreich und dem Deutschen Reiche wie die Offenbarung eines Gefühls, das wir allesamt seit je im geheimen in uns herumgetragen hatten, wenn wir es uns auch nicht recht zu gestehen wagten und, wie wir hofften, es uns auch gar nicht zu gestehen brauchten. Es sah ja damals wirklich nicht so aus, als ob der politisch hochwillkommene Bund zwischen unseren beiden Ländern in absehbarer Zeit sich auch militärisch zu bewähren gezwungen sein würde.

Wir hatten in langen gesegneten Friedensjahren den Beweis erbracht, daß wir nicht auf Eroberungen ausgehen wollten, daß wir nichts weiter verlangten, als daß man uns Friedfertige in Frieden lasse. Uns gelüstete nicht, zu siegen auf dem Schlachtfelde, unser Ehrgeiz ging vor allem darauf, in Kunst und Wissenschaft, in der sich rastlos entwickelnden Technik, in Handel und Wandel und in den das friedliche Gedeihen unseres Volkes schützenden und fördernden Werkzeugen im europäischen Rate eine respektable und respektierte Stellung einzunehmen und zu behaupten. Daß dieses politische Bündnis innerlich immer mehr erstarken würde, hofften und glaubten wir. Aber auch die ausschweifendste Phantasie konnte sich nicht ausmalen, daß es in naher, ja in nächster Zeit auf die allerhärteste Probe gestellt werden würde, um sich in dem furchtbarsten Kriege, den die Weltgeschichte kennt, als der felsenfeste, treueste Freundesbund zu erweisen.

Die Gedanken an diese Gegenwart, die sich unser aller bemächtigen, will ich gewaltsam zurückdrängen, — an diese schauerliche Gegenwart, wie sie uns aufgedrängt worden ist durch die ungestillten Revanchegelüste unserer westlichen Nachbarn, durch die brutale Gefräßigkeit des ländergierigen, menschenmordenden Molochs im Osten und vor allem durch die hundeschnäuzige Perfidie und den elendesten Brotneid des britischen Krämerpacks — dieser drei Kulturvölker mit ihrer jämmerlichen Gefolgschaft von verschlagenen Japanern, wortbrüchigen Italienern, verräterischen Rumänen und all den kläglichen Spießgesellen: Serben, Monte-

negrinern, Portugiesen und wie diese modernen Kämpfer für Freiheit und Gerechtigkeit alle heißen.

Ein Verweilen in dieser vom Qualm der Bomben und Granaten verfinsterten und vergifteten Atmosphäre der bluttriefenden Gegenwart würde den Übergang zur friedlich lächelnden, harmlosen Vergangenheit, zu dem in heiterstem Sonnenschein strahlenden, singenden, klingenden und springenden W i e n, das ich tief in mein Herz geschlossen habe, zur Unmöglichkeit machen. Und von Wiener Sommertagen will ich hier sprechen.

Auch mich hatten die Hiobsposten von der Donau so tief verstimmt, daß ich mich schon dazu hatte entschließen wollen, meinen Sommerplan aufzugeben. Diesmal wollte ich nicht, wie in den langen Jahren vorher, den größten Teil meiner Sommerferien in Wien und der nächsten Umgebung verbringen. Als ich aber auf dem Wege von Böhmen nach Gastein an einem hellen Sommertage Wien durchfahren mußte, die schöne Stadt, das fröhliche Leben und Treiben auf den Gassen wiedersah und die von Sang und Klang ganz erfüllte Wiener Luft wieder einatmete, da sagte ich mir: ich versuche es doch noch einmal, mit liebenswerten Menschen heiter und guter Dinge zu sein, bei einem Walzer von Strauß und dem Gedudel der Volkssänger den von langer, beschwerlicher Winterarbeit abgespannten Geist wieder aufzufrischen und die steifgewordenen Glieder wieder gelenkig zu machen. Ich hab's versucht und es nicht zu bereuen brauchen.

Mein Aufenthalt in Wien sollte diesmal zunächst nur kurze Zeit währen, aber sie genügte auch, um meine Sehnsucht nach einer gründlichen Erneuerung der alten Freundschaft zu verstärken. Ich durchschlenderte den Ring und konnte mich nicht sattsehen an der wahrhaft niederdrückenden Großartigkeit der öffentlichen Prachtgebäude, die in den letzten zehn Jahren da entstanden oder im Entstehen begriffen waren, eines immer gebieterischer und vornehmer, oder anmutiger und liebenswürdiger als das andere.

Vor allem fesselte mich natürlich der herrliche Bau des neuen B u r g t h e a t e r s. Äußerlich wohl das prächtigste Schauspielhaus, das es gibt. Als ich es später im Innern, in der Ausübung seines Berufes kennen lernte, war ich allerdings weniger be-

geistert. Die unheimlichen Raumverhältnisse schädigten leider die wundervolle Intimität der alten Bude, die innige Wechselbeziehung zwischen Darsteller und Zuschauer, zwischen Geber und Empfänger, die dem Spiel am Michaelerplatz ihren eigensten Reiz gegeben hatte. Der Erbauer, Freiherr von Hasenauer, hat in seinem Werke den Gedanken veranschaulichen wollen, daß die Kunst nicht bloß das Weihevolle, Strenge und die Erhebung anzustreben, daß sie vielmehr auch auf den Weg des ernsten Lebens Rosen zu streuen und uns in den Sorgen und Kämpfen des Daseins zu erfrischen, zu erfreuen und zu trösten habe. Es ist also nicht der ehrfurchtgebietende griechische Tempel der Musen, den er errichtet hat; in seinem Bau verschwistern sich Großartigkeit und Anmut, Vornehmheit und Frohsinn in reizvollster Weise. Man betritt diese Stätte nicht wie Poseidons Fichtenhain mit frommem Schauder, sondern vielmehr mit einem Gefühle aufatmender Lust. Und wie glücklich sind manche Schwierigkeiten überwunden, die die technischen Notwendigkeiten der Bühne mit sich bringen, — gebieterische Forderungen, die der Bauherr erfüllen muß. Wie geschickt ist die Häßlichkeit des dem Laien unverständlichen Schnürbodens im äußeren Aufbau vermieden! Wie wächst er organisch aus der Gliederung des Ganzen auf! Und dieser herrliche Schmuck der Fassaden mit den Büsten der Dichter, mit den allegorischen Friesen!

Als ich mir das neue Burgtheater ansah, waren soeben drei große Bildwerke von Viktor Tilgner in den Fensternischen des Erdgeschosses aufgestellt worden, während das vierte in einer Bretterhütte der Aufstellung noch entgegensah. Es sind typische Bühnengestalten derjenigen Länder, die in der dramatischen Dichtung die unbestrittene Führung haben: Deutschlands, Frankreichs, Englands und Spaniens. Da die Meisterwerke unserer Klassiker schon anderweitig im Burgtheater durch bildnerischen Ausschmuck dargestellt worden sind, so ist hier der Hanswurst gewählt worden mit Pritsche und Schellenkappe, dem Tilgner eine ganz köstliche Gestalt gegeben hat. Der lustige Bursche, der ein Auge pfiffig zugekniffen hat, steht in übermütigster Stellung da und weiß sehr wohl, daß seine von der steifleinenen Zopfhaftigkeit feierlich beschlossene Verbannung von der deutschen Bühne seine Unsterb-

lichkeit nicht verhindern wird. — Die von verhängnisvoller sündhafter Liebe verzehrte Phädra, die sich den Tod gibt, vertritt die Tragödie Frankreichs. Über diese Wahl ließe sich streiten, denn es ist mir zweifelhaft, ob die Nachwelt gerade Racine als den typischen französischen Dramatiker ansieht. Ich glaube, daß diese Ehre vielmehr Molière zufällt und daß der Tartüffe von allen französischen Bühnengestalten wohl die universalste und volkstümlichste ist. — Dagegen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß für England Shakespeares Falstaff gewählt werden mußte, und diese Gestalt ist Tilgner auch vor allen gelungen. Man kann den fröhlichen Saufkumpan und behäbigen Großsprecher in seiner überwältigenden Komik nicht glücklicher und packender darstellen, als es Tilgner getan hat. Alles lebt und lacht und genießt in diesem feisten Gesellen. — Spanien mag dem Entwerfer des Ausschmuckes und dem ausführenden Künstler einiges Kopfzerbrechen verursacht haben. Die lebensvollste Gestalt der spanischen Dichtung, die die ganze Welt erobert hat, ist und bleibt der hagere Ritter von Salamanka. Aber Don Quichotte ist eine Schöpfung der epischen Dichtung und durfte an dieser der dramatischen Kunst geweihten Stätte keinen Raum finden. Und so hat man sich denn dafür entscheiden müssen, eine Gestalt der spanischen dramatischen Dichtung zu wählen, die allerdings so populär ist wie keine andere, den Don Juan, der indessen seinen Weltruhm doch wohl weniger seinem eigentlichen Urheber, dem Spanier Tirso de Molina, als vielmehr dem französischen Bearbeiter Molière und vor allem dem deutschen Tondichter Mozart verdankt. Tilgner hat den Don Juan in dem Augenblick dargestellt, als dieser die Statue des Komturs auf dem Kirchhofe zu Gast ladet. Ebenfalls ein ausgezeichnetes Werk von edler und ergreifender Wirkung.

Nur im Fluge konnte ich mir diese Werke ansehen, die ich, da sie von einem Freunde herrührten, mit besonderer Aufmerksamkeit musterte, und nach viel zu kurzer Zeit mußte ich vom neuen Burgtheater scheiden, von dem ich eben nichts anderes mitnehmen konnte als den Gesamteindruck der Schönheit, der Großartigkeit und des Liebreizes. Denn vor dem Bretterverschlage wartete der Fiaker, und ich wollte ja nach Gastein fahren.

Gemütliche Sommertage

Es war an einem Sonntag, ein frischer, sonniger Nachmittag. Auf den Straßen wogte eine bunte, fröhliche Menge. Die Kaffeehäuser und Wirtschaften waren stark besetzt, die Pferdebahnen überfüllt. Ein allgemeines Ausfluten nach den vor den Toren Wiens lieblich gelegenen Dörfern und Flecken im Walde und im Gebirge.

Also ich wollte noch immer nach Gastein fahren. Aber Gastein war doch recht weit! Und es gab auf dem Wege dahin so hübsche Zwischenstationen. Ich ließ also mein Gepäck ruhig im Gewahrsam der Bahn und löste zunächst eine Fahrkarte für den nächsten Vorortzug.

All die Sonntagsausflügler waren in der glücklichsten Stimmung. Alle Vergnügungsgärten waren zum Erdrücken voll, und überall erklangen die entzückenden Weisen der Wiener Tänze und Gesänge. Auf dem Rasen im Schatten der Bäume hatten sich die Pärchen gelagert und begrüßten den vorübergehenden Zug mit Tücherschwenken und Hurrarufen. Kleine Jungen hatten sich die Hosen aufgestreift und durchwateten den klaren Bach, vielleicht um Forellen zu fangen, wenn es dort überhaupt Forellen gibt. Das seichte, kristallhelle Wasser, in dem jeder Kiesel des Grundes deutlich zu sehen war, spricht wenigstens nicht dagegen. Andere kleine Jungen hatten sich völlig entkleidet und unternahmen unter der Leitung der älteren Brüder ihre ersten Schwimmversuche. Junge Männer aus der Stadt mit hellen Röckchen, auffallenden Krawatten, bunten Blümchen im Knopfloch, mit nach vorn gekämmten, in der Mitte gescheitelten und an der Stirn gerade abgeschnittenen Haaren in der Sonnenthalschen Frisur, hatten ihren Arm um die Hüften von frischblühenden Mädchen gelegt, die in ihren kleidsamen hellen Sommerkleidern entzückend aussahen. So schlenderten die Pärchen und sangen und wiegten sich im Takte, und alles war Frische, Jugend, Leben, Heiterkeit. Dazu die wundervolle Umgebung, die gebirgige, vollsaftig grüne Landschaft mit den gesunden Bäumen und den freundlichen Häuschen. Ich lächelte mit den Glücklichen; aber es beschlich mich doch auch eine gewisse Wehmut, und unwillkürlich gedachte ich

der Klage Heinrich Heines um die „verschwundene blöde süße Jugendeselei".

Am Abend war ich wieder mit Sack und Pack in meinem Hotel an der Ringstraße.

Einen vollen genußreichen Monat habe ich in Wien und dessen nächster Umgebung zugebracht und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um dem spezifischen Wienertum, das mir von jeher überaus sympathisch gewesen ist, so nahe wie irgend möglich zu treten. Es ist mir auch diesmal nicht schwer geworden, denn gleich am ersten Tage „nach meiner Rückkehr von Gastein" (wie ich anstandshalber meinen Freunden und mir selbst vorschwindelte) wurde mir von Viktor Tilgner in dessen reizender Villa zu Perchtoldsdorf — oder Petersdorf, wie die Wiener der Bequemlichkeit halber sagen — anläßlich eines Familienfestes die Freude bereitet, mich an diesem echten Wienertum in seinen ganz verschiedenartigen, aber gleichermaßen charakteristischen und typischen Vertretern von Herzen zu erfreuen. Wenn ich hier vorgreifend bemerke, daß Johann Strauß mit seiner schwarzäugigen jungen Frau Adele und Girardi zu Tilgners Gästen zählten, daß Girardi das Fiakerlied und die Sologesänge aus dem „Zigeunerbaron" vortrug, daß der berühmte Volkssänger Guschlbauer den „alten Drahrer" sang und die „Schrammeln" ihre Walzer und Märsche aufspielten, wenn ich hinzufüge, daß ich ebenfalls in der Tilgnerschen Villa die Gebrüder Alfred und Heinrich Grünfeld Straußsche Walzer habe spielen und Oskar Hofmann Wiener Couplets habe vortragen hören, so wird man mir zugestehen, daß für die Eigenart Wiens beredtere Zeugen nicht auftreten konnten.

Lauter Musikanten, das ist richtig; aber auch das ist schon charakteristisch!

Alle Hauptstädter sind eingebildet, die Pariser mehr als alle anderen. Sie marschieren bekanntlich an der jetzt so allgemein beliebten „Spitze der Zivilisation" und besitzen das Monopol des schlagfertigen Dialoges und des feinen Geistes, sie sind auch die Unüberwindlichen auf dem Schlachtfelde, die Tapferen und Schneidigen ohnegleichen. Die Berliner sind etwas bescheidener, sie beanspruchen weniger Geist, sie sind schon zufrieden, wenn

man ihnen ihre Ansprüche auf die Herrschaft im Reiche des Witzes nicht verkümmert und ihnen nebenbei zugesteht, daß sie sehr gescheit und fleißig sind und dem allgemeinen Fortschritt die erheblichsten Dienste erweisen. Daß sie nebenbei die besten Soldaten der Welt stellen, versteht sich auch bei ihnen von selbst, das hat mein prophetischer Mund bereits verkündet, lange bevor der verflixte „Militarismus" von unseren verehrlichen Feinden als die größte Ansteckungsgefahr für das ganze Deutsche Reich und als der Todfeind der allgemeinen Kultur und Humanität entdeckt wurde.

Ungleich genügsamer sind die Wiener. Ihre „Edelknaben", wie sie „die von Nummer 4", die Deutschmeister, nennen, sind natürlich ebenso unvergleichlich wie der Pariser „petit piou-piou" und der Berliner „Maikäfer", aber sonst geizen sie weniger nach den Lorbeern weltbestimmenden Geistes und des sprühenden Witzes; sie begehren die Alleinherrschaft nur in der Gemütlichkeit. Das ist doch sicherlich das Harmloseste und Liebenswürdigste!

Die Wiener lieben ihre Stadt abgöttisch, und für tausenderlei Dinge besitzt nach ihrer Auffassung Wien ein unanfechtbares Monopol. Aber diese tausenderlei Dinge sind samt und sonders arglosser Art. So wie man in Wien singt, sagen sie, singt man nirgends in der Welt; so wie man in Wien tanzt, tanzt man nirgends in der Welt; Wien hat die schönsten Frauen und Mädchen, das reinste Wasser, den süffigsten Wein, die reizendste Umgebung, die besten Fiaker, das liebenswürdigste Volk in Hemdsärmeln. Das ist gewiß viel, sehr viel, aber eigentlich im Dasein des Menschen und der großen menschlichen Gemeinsamkeit noch immerhin ziemlich bescheiden. Und es läßt sich gar nicht leugnen: es stimmt wirklich im großen und ganzen! Wien besitzt tatsächlich die Vorzüge, deren sich seine Kinder in der vollen Erkenntnis ihrer Schätze so gern mit stolzem Munde rühmen; und wer wollte es ihnen verargen, daß sie sich darüber freuen?

Ja, die Wiener Frauen und Mädchen sind wunderhübsch, und wenn ich die Damen meiner näheren und weiteren Bekanntschaft ausnehme, kenne ich überhaupt keine hübscheren. Sie besitzen dieselbe Grazie wie die Pariserinnen, ohne deren kränkelnde Dünnschichtigkeit, sie strotzen vielmehr von Gesundheit und Lebensfrische. Sie haben reizende Hände und Füße, schönes üppiges Haar, hell-

leuchtende fröhliche Augen, wundervolle frische Farben. Ihre Haltung ist ungezwungen und anmutig, und sie verstehen sich vortrefflich auf die Toilette, wie sie gerade zu ihrem Wesen paßt. Ihre Tracht ist mitunter vielleicht etwas auffällig, aber unter allen Umständen kleidsam, und die Sachen sind unzweifelhaft ungleich besser gemacht als bei uns. Das mag auch an den Figuren liegen. Denn selbst die Mädchen aus dem Volke, die doch gewiß nicht bei teuren Schneidern arbeiten lassen, sehen in ihren einfachen Sommerkleidern, die die runde Hüfte bequem umspannen und die reizvolle Frühüppigkeit der Gestalt unter den günstigsten Bedingungen erraten lassen, besser und fescher aus als viele junge Damen und Mädchen anderer Städte, über deren Schneiderrechnungen die Gatten und Väter sich die Haare zerraufen.

Und auch die Wiener Gemütlichkeit ist kein leerer Wahn. Die Wiener und Wienerinnen verstehen Spaß und lieben ihn. In ihrer Unterhaltung herrscht eine liebenswürdige Ungezwungenheit, die bei ihrer aufrichtigen Harmlosigkeit der Auffassung eine größere Freiheit der Bewegung gestattet als anderswo und niemand verletzt. Auch äußerliche Bedingungen begünstigen dies. Die Wiener besitzen fast durchweg ein sehr klangvolles, wohllautendes Organ, und der Wiener Dialekt klingt aus ihrem Munde überaus anheimelnd und freundlich. Dazu kommt noch, daß dieser Dialekt von einem unerschöpflichen Reichtum in seinen Stammworten und Neubildungen ist. Keine Großstadt besitzt eine so vielseitige, eigentümliche, wohlgegliederte und festgestaltete Volkssprache wie Wien, und während unsere norddeutschen Dialekte den Süddeutschen und Österreichern hart und spröde klingen, lautet das Wienerische im Ohre des Norddeutschen wohlklingend und behaglich. Gewisse Wörter des Wiener Volksmundes werden allerdings bis zur Ermattung abgehetzt, namentlich also auch die Eigenschaftswörter, die das besondere Wiener Wesen bezeichnen, wie „ferm“ und „fesch“, „harb“ und „resch“. Dazu kommen noch, wie mir scheint, erst in neuerer Zeit entstandene Wörter wie die folgenden, die man, wenn man nur einen Abend in einem Volksgarten zubringt, zum mindesten ein dutzendmal zu hören bekommt, wie eine „Wurzen“, wofür die Berliner den Ausdruck

„Potsdamer" haben, ein Wort zur Bezeichnung jener gutmütigen Personen, die sich namentlich zur Ausbeutung durch das zarte Geschlecht eignen; „Drahrer", der seßhafte Kneipbruder, der immer zuletzt aus der Schenke geht, im Zusammenhang mit „aufdrahn", etwas draufgehen lassen; „Bahöll", ungefähr dem Berliner „Radau" entsprechend, die gesteigerte „Hetz"; und so weiter.

Ganz besonders angenehm wirkt auf den Fremden der gemütliche Ton in den unteren Volksklassen. Es gibt keinen Janhagel in Wien. Während in anderen Großstädten der anständige Rock nur zu häufig als eine Herausforderung zu allerhand widerwärtigen Späßen und Roheiten betrachtet wird, ist er in Wien eine Schutzwehr gegen alle Ungehörigkeiten. Es geht in den Vergnügungsstätten, in denen sich die den untersten Ständen Angehörigen zusammenfinden, gerade so lustig und übermütig her wie überall, aber ungleich gemessener und anständiger. Niemals oder doch nur in den allerseltensten Fällen kommt es zu jenen häßlichen Ausschreitungen, die anderswo bei derartigen Anlässen nahezu die Regel bilden. Deshalb vermischen sich diese Elemente auch viel zwangloser mit denen des Mittelstandes und der besten Gesellschaft als in anderen Städten. Alle sind gleichmäßig vergnügt und alle gleichmäßig bestrebt, den anderen das Vergnügen nicht zu verderben und innerhalb der Schranken der Gemütlichkeit zu bleiben. Von den Vereinigungen beim „Heurigen" werde ich noch sprechen.

Wiener Musikanten

Der bei weitem wichtigste Faktor des gemütlichen Wiertums ist aber die Wiener Musik mit ihrem unbestrittenen Meister Johann Strauß an der Spitze, dem sich Franz von Suppé und Millöcker anreihen. In Johann Strauß hat die Wiener Musik ihren vornehmsten und echtesten künstlerischen Ausdruck gefunden. Aber auch in ungefügigerer Form, in den ohne viel Besinnen frisch aus der Kehle geträllerten Liedern der Volkssänger besitzt diese Musik einen ganz eigentümlichen Zauber. Sie hat etwas einfach Herzliches, das einen warm macht und ergreift. Es ist ein natürlich wahres Aufjubeln der Lebens-

freude, und mit diesem Frohlocken verschwistert sich ganz eigenartig eine gewisse Wehmut und Schwermut, die den harmlosen Hörer wunderbar erfassen; gerade wie ja auch im Jauchzen der Lust immer ein schmerzlicher Unterton mitzittert.

Wenn Johann Strauß als die bedeutendste schöpferische Kraft des musikalischen Wienertums hingestellt werden muß, so ist als bedeutendster der ausübenden Künstler unbedingt Alfred Grünfeld zu nennen, dem sein Bruder, der Cellist Heinrich Grünfeld, gleich beizugesellen wäre, obgleich Heinrich seit einer langen Reihe von Jahren in Berlin lebt und sich nur gelegentlich mit seinem in Wien lebenden Bruder Alfred zu einem musikalischen Duo des liebreizendsten und bezaubernsten Wienertums zusammenfindet. Alfred Grünfeld ist bekanntlich einer der tüchtigsten Pianisten, ein ernsthafter Künstler, der durch seine ungewöhnliche musikalische Begabung, seine vollendete Technik, die Wärme seines Tons und die samtne Weichheit seines Anschlags seine Zuhörer in Nord und Süd, in Ost und West zur Bewunderung hinreißt. Aber nicht um diesen haben wir uns hier zu kümmern, wir sprechen hier von dem Wiener Musiker Alfred Grünfeld, der sich im Kreise guter Freunde, mit der Zigarre im Munde, an den Flügel setzt und Straußsche Walzer, Wiener Volkslieder und Märsche vom Heurigen so spielt, wie sie außer ihm kein Mensch spielen kann. Das ist eine Schneidigkeit des Rhythmus, eine Lieblichkeit der Harmonie sondergleichen. Man glaubt ein Orchester auserlesener Art zu hören. Das ganze lustige Wienertum kichert uns schelmisch und lacht übermütig aus den Saiten entgegen, die Alfred Grünfeld meistert. Und wenn dann gar noch Heinrich aus der Ecke des Salons sein Cello hervorholt und die kosenden und verlangenden Melodien der Straußschen Walzer mitspielt, dann ist es, wie man in Wien sagt, „schon das Höchste", dann begreift man den köstlichen Ausruf des Wiener Volkes, der den ganzen Frohsinn dieser glücklichen Menschenkinder widerspiegelt: „I verkauf' mein G'wand, i bin im Himmel!"

Die hervorragenden Leistungen des Wiener Männergesangvereins, der, wenn man von der Wiener Musik spricht, nicht unerwähnt bleiben darf, sind weit über die Grenzen Österreichs hinaus als mustergültig bekannt. Alle Welt weiß,

daß dieser von Kremser vorzüglich geleitete Verein sowohl durch die schönen Stimmen seiner zahlreichen Mitglieder wie durch die Feinheit der musikalischen Schulung alle seine Nebenbuhler weit und breit überflügelt.

Aus diesem großen Verein hat sich ein Soloquartett abgelöst, das nach dessen Leiter das Udelsche genannt wird und in der Pflege des Humoristischen seine Besonderheit sucht. Das Udelsche Quartett erfreut sich einer großen Beliebtheit, die sich bei allen Vorträgen des Wiener Männergesangvereins in stürmischer Weise äußert. Ohne die trefflichen gesanglichen Leistungen der „Udel-Udel-Udel", wie sie von den Hörern jubelnd begrüßt werden, irgendwie herabzusetzen, darf ich mit dem Geständnis doch nicht zurückhalten, daß meine norddeutsche Schwerfälligkeit daran schuld sein mag, wenn ich für Männerquartettscherze im allgemeinen kein rechtes Verständnis besitze und bei diesen humoristischen Vierstimmigkeiten den Eindruck des Gemachten, des Herausgeklügelten nie recht los werde. Der derbe, ungekünstelte, unmittelbare Humor der Volkssänger packt mich ganz anders.

Alexander Girardi und der Wiener Fiaker

Der Abgott der Wiener ist Alexander Girardi, Sänger und Schauspieler am Theater an der Wien — manchmal auch anderswo. Man hat ihn bisweilen auch in Berlin gehört; aber bei uns hat man den richtigen Girardi doch nur ahnen können. Er ist mit Wien wirklich verwachsen, und der geschickteste Operateur macht aus dem siamesischen Zwillingspaar nicht zwei richtige Siamesen. Girardi ist der geschmackvollste und liebenswürdigste Vertreter des echten Wienertums, das, wie mir scheint, mit besonderem Eifer von allen Kreisen der Wiener Gesellschaft gehätschelt und gepflegt wird. Es macht beinahe den Eindruck, als ob die Wiener eine gewisse Angst hätten, daß ihre liebenswürdige Eigenart mit den Jahren ihnen abhanden kommen könne, daß die neue Zeit, die in vielen Beziehungen ganz neue Bedingungen des großstädtischen Daseins geschaffen hat, auch mit dem eigenartigen Wienertum rauh und roh aufräumen werde. Und da die Wiener den Anspruch darauf, die alleinige deutsche Groß-

stadt zu sein, selbst haben fallen lassen und, wenn auch nicht ohne eine gewisse Wehmut, so doch ohne Neid, zugeben, daß die Kaiserstadt Berlin mitgenannt werden darf und daß das alte Liedchen: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien" wirklich etwas veraltet ist, so haben sie das sehr begreifliche Bestreben, dem neuen Wien den liebenswürdigen freundlichen Charakter des alten zu erhalten; und so erklärt es sich, daß auch die höchsten Kreise mit diesem spezifischen Wienertum stark liebäugeln, daß die G'stanzeln und anmutigen Dudeleien der Volksmusikanten, die Fiaker und alles, was als Wienerische Besonderheit anzuführen ist, bei den hohen Herren und Damen der Aristokratie in ganz besonderem Ansehen stehen.

Girardi ist nun ein echtes Wiener Kind von heitерster Laune, von gemütlicher Wärme, eine vollsaftige Natur, die sich in anspruchslosester und einfachster Weise gibt. Sein Äußeres ist ansprechend und freundlich, seine dunklen, leuchtenden Augen bekunden, daß er grundgescheit ist. Er ist ungezwungen und jugendlich in seinem Auftreten und in seinen Bewegungen, mit einem Worte: eine durchaus sympathische Erscheinung. Er besitzt das angenehme, vollklingende Organ seiner Heimat, und auch seine Singstimme ist, ohne bedeutend zu sein, von eigenartigem Wohllaute. Selbst der nasale Nebenklang in der Höhe beeinträchtigt deren freundliche Wirkung in keiner Weise; er weiß sogar aus diesem Mangel einen Vorzug zu machen und diese Nasaltöne mit gutturalem Beigeschmack schelmisch-schalkhaft humoristisch zu färben. Das haben ihm denn auch seine zahllosen Nachahmer ablauschen wollen. Das Näseln dieser Nachäffer ist aber ebenso unausstehlich, wie diese gepreßten Töne bei Girardi heiter wirken.

Girardi ist, wenigstens in Wien, die eigentliche Seele der Operette. Bei jeder neuen Operette fragt man zunächst: Hat Girardi gute Couplets, einen hinreißenden Walzer? Man spricht zuerst von Girardi und dann von allen anderen. Das hat wohl mit dem bekannten Couplet in der „Jungfrau von Belleville":

Das würde kränken die,
Die von der Infant'rie;
Uns von der Kavall'rie
Genieret so was nie —

begonnen, vielleicht auch schon früher, das hat sich im „Lustigen Krieg" fortgespielt — so wie Girardi hat niemand vor ihm und nach ihm den unvergleichlichen Naturwalzer gesungen —, das hat sich in „Gasparone" bestätigt — sein Bericht über den Streifzug gegen den vermeintlichen Räuber und sein Walzer: „Er soll dein Herr sein, wie stolz das klingt!" waren in der Tat in ihrer Weise klassische Leistungen —, und vor allem hat er als Szupan im „Zigeunerbaron" wahrhafte Stürme der Begeisterung entfesselt. In Wien selbst fiel der Erfolg des „Zigeunerbarons" mit dem Erfolge Girardis beinahe zusammen, und für Wien wäre der „Zigeunerbaron" ohne Girardi kaum denkbar gewesen. Es ist aber auch geradezu köstlich, wie er die verschiedenen dankbaren Nummern der reizenden Partitur: das Auftrittslied „Das Schreiben und das Lesen ist nie mein Fall gewesen", das scherzhafte Sittencouplet und vor allem den Feldzugsbericht vorträgt, — mit wunderbarer Feinheit der Abschattierung, zugleich aber auch mit einer so vollkommenen Zurückhaltung und bescheidenen Einfachheit, daß man es kaum begreifen kann, wie er mit den harmlosen Mitteln, die er anwendet, eine so tiefe und mächtige Wirkung erzielen kann. In dieser Schlichtheit, in dieser warmen Natürlichkeit, die alles Prahlerische und Aufdringliche verschmäht, liegt der eigentümliche Reiz des Girardischen Talentes. Mit einem leichten Lächeln, einem kaum merklichen Augenaufschlag, einem leisen Zucken der Achsel, dem sanft angedeuteten Wiegen des Oberkörpers im Takte des Walzers erzielt er eine tiefere Wirkung als andere mit Aufgebot aller mehr oder minder glücklichen sogenannten „Nuancen", und vor allen Dingen eine viel nachhaltigere. Man hat, während man Girardi hört, das beständige Gefühl ungetrübten Wohlbehagens, und es spricht für die Feinfühligkeit des Wiener Geschmacks, daß ein so schlichter und maßvoller Künstler es zu einer so allgemeinen volkstümlichen Beliebtheit hat bringen können. Alles, was Girardi gibt, gibt er in zarten Strichen und in Andeutungen, und wenn sich in der Beschränkung wirklich der Meister zeigt, so sehe ich keinen Grund, Girardi diesen Ehrentitel vorzuenthalten.

Seine Glanznummer war zur Zeit, da ich diese Zeilen schrieb, das damals neue „Fiakerlied", das in allen Volksgärten von

allen möglichen mehr oder minder fragwürdigen Kapellen und allen Leierkasten in einer kaum noch erträglichen Weise abgehetzt wurde. Girardi sang dies Lied allerdings in ganz entzückender Weise, und man begreift es, daß es trotz seiner ziemlich gewöhnlichen Melodie im Polkatempo, natürlich mit Walzerrefrain, und seines nicht eben erschütternden Textes durch ihn zu der allgemeinen Verbreitung und Beliebtheit gelangt ist und sich zeitweilig in die unberechtigte Nachbarschaft mit den Meisterwerken von Johann Strauß vorgedrängt hat. Man glaubt es eben Girardi, wenn er singt:

Mei Stolz is, i bin halt an echts Weanakind,
A Fiaka, wie man net alle Tag find't,
Mei Bluat is so lüfti und leicht wie da Wind,
I bin halt a echts Weanakind!

Das Lied verherrlicht, wie schon der Titel sagt, den beliebtesten der Wiener Typen, den Fiaker, auf den die Wiener in kindlich-rührender Weise stolz sind. In die Anerkennung der unzweifelhaften Fiakereigenschaften mischt sich freilich auch eine gewisse Kritik über die Unsicherheit, in der sich der Fremde in bezug auf den zu zahlenden Fahrpreis beständig befindet. So lange sich der Fiaker innerhalb des Gewöhnlichen bewegt, innerhalb der „Linie", wie man in Wien sagt, weiß man ungefähr, was man zu zahlen hat, und unter diesen Bedingungen des Gewöhnlichen sind die Fiaker eigentlich sogar billig, zumal wenn man deren in der Tat großartige Leistungen in Betracht zieht. Nun will es aber die eigentümliche Beschaffenheit der Stadt, daß namentlich im Sommer die Benutzung des Fiakers für das Gewöhnliche zur Ausnahme und für das Ungewöhnliche zur Regel wird. Die hübschen Lokale, in denen es so heiter und so lustig zugeht, liegen außerhalb der Linie, die Freunde, die man besuchen will, haben sich in die kühleren und schattigeren Vororte geflüchtet, und sobald man zu diesen größeren „Ausflügen" einen Fiaker benutzt, werden dessen Forderungen allerdings bisweilen recht phantastisch. Ich habe mich indessen mit diesen braven Leuten immer gut auseinandergesetzt, obwohl auch ich, wenn ich mich in Vereinbarungen mit ihnen einließ, immer in einer gewissen Spannung war, ob sie fünf Gulden oder fünfzehn Gulden fordern würden.

Ich glaube, es ist die Schuld der Fremden, wenn sie an den Fiakern herumnörgeln; sie begehen eben den Fehler, das öffentliche Fuhrwerk in Wien nach demselben Maßstabe zu bemessen, den sie in ihrer Heimat anlegen. Aber die Wiener Fiaker lassen sich in der Tat in keiner Weise mit einem Lohnfuhrwerk, wie es uns zur Verfügung steht, oder gar mit einer unserer gewöhnlichen „Droschken erster Klasse" vergleichen. Wir haben Wagen von zweifelhafter Beschaffenheit, abgetriebene Gäule von mehr als zweifelhafter Leistungsfähigkeit, Mietskutscher in abgeschabter Uniform, die gewöhnlich nicht fahren können und die Pferde lieblos behandeln, mit einem Wort: gar trübselige Werkzeuge der Fortbewegung.

Der Wiener Fiaker ist gewöhnlich ein wohlgestellter Mann, mit einer gewissen harmlosen Eitelkeit sauber gekleidet, mit dem kleinen modischen Hütchen auf dem Kopfe, dem kokett geschlungenen bunten Halstuch, dem kleidsamen Jackett; er ist der Fuhrherr, der Besitzer des Wagens, auf den er stolz ist und den er wie ein Schmuckkästchen sauber hält, der Besitzer der vortrefflich gepflegten, willigen und flinken kleinen Pferde, die er mit Zärtlichkeit behandelt, an denen er den ganzen Tag herumputzt, die in blinkenden und blitzenden Geschirren vorgespannt sind und wie der Satan laufen, wenn er mit der Zunge schnalzt.

A Peitschen — a! dös gibt's net!

Der Fiaker vereinigt mithin alle guten Eigenschaften des herrschaftlichen Fuhrwerks. Man fährt in einem gut gebauten, sauber gehaltenen, leichten Wagen so schnell und so bequem wie in der besten Equipage, und auf dem Bocke sitzt ein gemütlicher Mann, der meisterhaft kutschiert. Wenn man für dies wahrhafte Vergnügen nun wirklich einen etwas hohen Preis zahlt, so meine ich, hat man nicht die Berechtigung, darüber zu klagen; und ich wiederhole, daß für gewöhnliche Leistungen der Wiener Fiaker nicht nur nicht teurer, sondern unter Umständen sogar billiger ist als die traurige Berliner Droschke.

Die „Schrammeln" und beim Heurigen

Nach dieser Einschaltung kehre ich nun wieder zu den Musikanten zurück. Die gefeiertsten in den Volksgärten waren damals

die „Schrammeln“. Ihre früheren Nebenbuhler, die vortrefflichen Walzerspieler auf dem Klavier, Gebrüder Harner, „Harnerbuben“ genannt, waren schon von der Bildfläche verschwunden.

Die „Schrammeln“ spielten bei den allgemeinen Volksbelustigungen unter den bescheidensten Bedingungen der herumziehenden Musikanten. Sie saßen an ihrem hölzernen Tisch und beschwerten die Noten mit Trinkgläsern oder Steinen, damit sie vom Wind nicht weggefegt wurden; sie gingen nach längeren Pausen mit dem Teller herum einsammeln; kurzum, sie waren echte Volksmusikanten. Aber man sollte sich durch diese äußerste Einfachheit in den Bedingungen ihres Auftretens nicht täuschen lassen; sie waren nebenbei Künstler.

Die kleine Kapelle bestand aus vier Mitgliedern. Die Gebrüder Johann und Joseph Schrammel, die diesem Instrumentalquartett den Namen gegeben haben, spielten Geige, und zwar spielte abwechselnd bald Johann, bald Joseph die erste und zweite Geige. Der dritte im Bunde, Georg Dänzer, blies alle möglichen Instrumente, Klarinette, Posthorn und so weiter, und der vierte, Anton Strohmeyer, der die Begleitung spielte, war ein Meister auf der sogenannten Kontragitarre, einem Saiteninstrument von dreizehn Saiten mit den chromatischen Tönen in der Kontraoktave und der gewöhnlichen Saitenbespannung der Gitarre. Jeder einzelne dieser vier war ein wahrer Künstler, und auch bei den „Schrammeln“ war die Sauberkeit, die Anspruchslosigkeit und die allem aufdringlichen Virtuosentum und allem Schnörkelwesen abgewandte Schlichtheit des Vortrages das Entscheidende. Sie spielten einfach, gemütlich, wahrhaft musikalisch, ohne alle Späße und Effekthascherei, und daß so schlichte ernste Musiker auch bei dem niederen Volke so allgemein beliebt werden konnten, ist als ein neuer Beweis für den gesunden und richtigen Geschmack des Wiener Publikums in musikalischen Dingen zu bezeichnen.

Die Schrammeln waren nicht nur als ausübende Künstler hervorragend, sie sind auch als schöpferische mit Auszeichnung zu nennen. Einige der allerliebenswürdigsten und ansprechendsten Wiener Melodien rühren von ihnen her, so der entzückende Walzer:

„Wien bleibt Wien", der leider nicht im Druck erschienen ist, von Johann Schrammel, und der nicht minder reizvolle Walzer: „Vindobona, du reizende Stadt" von Joseph Schrammel; dazu kommen noch eine große Anzahl allgemein bekannter und beliebter Märsche.

Die Schrammeln, die einer Familie von alten Wiener Musikern angehörten, hatten einen köstlichen Schatz alter Wiener Volkslieder und Tänze, die sie in der Kindheit von ihren Eltern gehört, aufbewahrt und sorgten durch ihren Vortrag dafür, daß diese gemütlichen G'stanzeln und Ländler auch unserem Geschlechte nicht verloren gingen. Es würde der Mühe verlohnen, daß diese Volksmelodien ihren berufenen Musiker fänden, der sie, wie Brahms die ungarischen Tänze, der Allgemeinheit übermittelte und dauernd erhielte. Und die Schrammeln selbst wären wohl die Berufensten dazu gewesen, denn alle ihre Tänze sind für ihr Quartett eingerichtet. Man kann sich nichts Behaglicheres denken als einen alten Wiener Walzer oder Ländler von den Schrammeln gespielt und von Anton Strohmeyer in schärfstem, packendem Rhythmus begleitet.

Ihren höchsten Triumph feierten die Schrammeln beim „Heurigen" und besonders an den Sommerfreitagen in Nußdorf. Da saßen sie in dem primitivsten aller Volksgärten am schlechtbehauenen Holztisch auf der hölzernen Bank, und rings um sie, dicht zusammengepfercht, die Hunderte, die dem wohlschmeckenden, angenehmen jungen Wein zusprachen und kein anderes Bedürfnis fühlten als ein echtes Wiener Lied oder einen echten Wiener Tanz zu hören und mit Frohen froh zu sein. Da kommt die ganze volle, echte, warme Liebenswürdigkeit des Wiener Volkslebens zum unverfälschten Ausdruck. Es herrscht eine Heiterkeit, eine Harmlosigkeit und Lust sondergleichen. Sobald aber die Schrammeln einsetzten, verstummte der Übermut, es trat andächtige Stille ein, und jauchzendes Gejohle und stürmisches Händeklatschen folgten jedem ihrer meisterhaften Vorträge.

Freilich lag auf den Tischen kein sauberes Leinenzeug, es war gänzlicher Mangel an elektrischer Beleuchtung und nahezu gänzlicher Mangel an Bedienung. Glücklich, wer einen Eckplatz auf einer der harten Holzbänke erobert oder gar einen Holzstuhl er-

wischt und sich an einen der Tische herandrängen kann, auf den ein dürftiges Windlicht, das durch eine große Glasglocke geschützt ist, seinen matten Schimmer wirft. Und wenn der Kellner, an den von allen Seiten dringliche Anforderungen herantreten, gar zu lange auf sich warten läßt, so geht man eben selbst zum Schanktisch, läßt den großen Krug mit dem gelben jungen Wein füllen und sucht durch List oder Gewalt einiger Gläser habhaft zu werden. Wer nicht gar zu ungeduldig ist, erobert schließlich doch auch noch ein warmes Schnitzel, und wenn der Kellner das Besteck vergessen hat, so findet man am Nebentisch ein paar freundliche Leute, die ihre eben benutzten Messer und Gabel dem Hungrigen gern zur Verfügung stellen. Wem aber die Zeit zu lang wird, der kann seinen Hunger bei dem herumziehenden Wurst- und Käsehändler, dem Salamutschi — ich weiß nicht, ob er sich so oder „Salamucci" schreibt — stillen, der von einer großen Wurst mit scharfem Messer zarte Scheiben ablöst, sie vor den Augen des Käufers wägt und das bestellte Quantum auf einem sauberen Blatt Fließpapier, das später als Serviette benutzt wird, auf den Tisch legt. Der Brotjunge, der das Brot verkauft, drängt sich schon allein heran. Es kommen auch unaufgefordert Verkäufer von anderen Herrlichkeiten, die ihre Waren feilbieten und die obendrein noch den Spielteufel zum Bundesgenossen haben. Und mit den riesigen Kipfeln und den Sträußen von Obst, die man gewinnen oder auch kaufen kann, läßt sich bei dem guten Heurigen schon auskommen.

Die ganze Gesellschaft, die da vereinigt ist, ist in rosigster Stimmung, und jeder fühlt das Bedürfnis, für das Vergnügen des anderen zu sorgen. Da melden sich aus der Reihe der Gäste unaufgefordert musikalisch Veranlagte und setzen sich mit brennender Virginiazigarre oder Zigarette vor den Schrammeln hin und singen Duette, heitere reizende Lieder, und die Schrammeln begleiten, und alle Welt jauchzt Beifall.

„Wer sind die Sänger?" fragt der Fremde, und der Einheimische gibt die überraschende Antwort: „Der Fiaker so und so und der Fiaker so und so."

Da nimmt ein hübscher, schlankgewachsener, fescher junger Mann mit einem runden Hütchen auf dem Ohr, mit edelgeschnit-

tenem Profil und mit langem blonden Schnurrbart neben den Schrammeln Platz und pfeift, während der Bläser sein Instrument ruhen läßt und die Geiger mit dem Gitarrespieler diskret begleiten, den köstlichen Walzer von Johann Strauß „Frühlingsstimmen“ mit geradezu meisterlicher Virtuosität und einem Wohllaut des Tones, wie man ihn bei dem gemeiniglich unterschätzten Pfeifen in der Tat sehr selten findet. Das ist der „Baron-Schan“!

Der Baron Jean? Ein Baron? Vielleicht. Eigentlich ist er Fiaker, aber er wird der Baron-Schan genannt, weil er so vornehm aussieht und sein Vater vielleicht dem freiherrlichen Stande angehört. Andere der musizierenden Gäste führen freilich einen weniger wohlklingenden Spitznamen, so heißt der tüchtigsten einer das „Mistviehchl“, und der liebenswürdige Mann hört auf diesen Namen und nimmt es durchaus nicht übel, wenn man ihn so ruft. Er gehört ebenfalls der auserwählten Zunft der Fiaker an. Alle beteiligen sich eben an der allgemeinen Freude. Wer nicht singen und nicht pfeifen kann, der kann vielleicht den Klang eines Instruments nachahmen, eines Waldhorns oder einer Klarinette, und er gibt sein Bestes zum Besten. Es kommt aber auch vor, daß ein ernster Künstler von hervorragender Bedeutung, wie Heinrich Grünfeld, sich vom Kapellmeister die Geige reichen läßt, sie wie das Cello auf das Knie stützt und unter Begleitung der anderen und allgemeinem stürmischen Applause einen Straußschen Walzer spielt, oder daß ein sehr begabter Dilettant, wie Theodor Jauner, mitten im musikalischen Vortrage der Schrammeln einem Geiger das Instrument abnimmt und das melodische Trio, für das er ganz besonders schwärmt, selbst spielt, um alsdann die Geige dem rechtmäßigen Besitzer wieder auszuhändigen. Alles das vollzieht sich in der natürlichsten, heitersten, lustigsten Weise. Keine Roheit bildet einen Mißklang in dieser erfreulichen Harmonie. Es herrscht eine Ungezwungenheit im Verkehr von Tisch zu Tisch, die ganz reizend ist. Es gibt keine fremden Leute, alle scheinen sich zu kennen und sich gern zu haben. Wer das Wiener Volk kennen lernen und liebgewinnen will, der muß es eben beim „Heurigen“ sehen.

Und so, heiter im Genuß, kindlich froh, rührend anspruchslos

und gesellig zeigt es sich überall. Auch in den bescheidenen Volkskonzerten werden die Gäste von den Künstlern zur Unterstützung und Mitwirkung herangezogen. Die Hauptnummern bilden gewöhnlich die Chorlieder, in welchen der Rundreim von der gesamten Gesellschaft unter Leitung des Künstlers mitgesungen wird. Es werden aber auch förmliche Gesellschaftsspiele veranstaltet, und jedermann gibt sich willig dazu her, die ihm übertragene Rolle zur Belustigung der anderen auszufüllen.

Die Arena in Baden bei Wien

Wie unglaublich genügsam und wie verständnisvoll das österreichische Publikum ist, das habe ich während meines mehrwöchigen Aufenthaltes in dem freundlichen Baden an der Südbahn oft zu beobachten die Gelegenheit gehabt.

Eine der hauptsächlichen Vergnügungen der Sommerfrischler in Baden ist die sogenannte Arena, ein einfach ausgestattetes Sommertheater in bescheidenen Verhältnissen, unter freiem Himmel. Dort gibt die Schauspielergesellschaft, die gewöhnlich ganz gute und mehrere wenigstens erträgliche Künstler zählt, ihre Vorstellungen. Schöne alte Bäume schließen den Hintergrund der Bühne ab, und es geniert keinen Menschen, daß die grünen Zweige in die Zimmerdekoration hineinzuragen scheinen. Das Theater hat wie die antiken Arenen gar keine Bedachung, weder für die Bühne noch für die Zuschauer. Es gibt daher auch kein Theater in der Welt, das von der Witterung so abhängig wäre wie die Badener Arena.

Wenn das Wetter unzweifelhaft gut oder unzweifelhaft schlecht ist, so ist die Sache einfach: bei gutem Wetter findet eben die Vorstellung unter den günstigsten Bedingungen in der Arena statt, bei schlechtem Wetter in dem geschlossenen Stadttheater. Die Sache verwickelt sich aber, sobald das Wetter veränderlich ist, wenn es entweder im Laufe des Tages geregnet hat oder in den Nachmittagsstunden zu regnen droht oder endlich, wenn es während der Vorstellung zu regnen anfängt. Kann der erste Aufzug wegen der Ungunst der Witterung nicht zu Ende gespielt werden, so wird das Geld an der Kasse zurückgegeben oder die gelösten Billette

behalten ihre Gültigkeit für eine der nächsten gewöhnlichen Vorstellungen. Ist der Vorhang aber nach Schluß des ersten Aktes gefallen, so gibt der Direktor, wie man es ihm auch tatsächlich nicht verdenken kann, nichts mehr heraus, dann tritt eine längere Pause ein — die Vorstellungen in der Arena beginnen um halb sechs nachmittags, die im Stadttheater erst um sieben —, und etwa um die achte Stunde wird dann der zweite Akt im Stadttheater weiter gespielt. Künstler und Publikum siedeln dahin über. Die Theaterbesucher werden da untergebracht, so gut es eben gehen mag. Ohne Murren beteiligen sich allesamt an diesem Umzuge.

Aber noch schöner ist es, wenn während der Vorstellung ein Regenschauer kommt, von dem man hoffen darf, daß er bald vorübergeht. Dann werden einfach zunächst vom gesamten Publikum die Schirme aufgespannt, und von den ebenfalls offenen Logen aus hat man einen köstlichen Blick auf eine schwarzseidenüberspannte Masse, — auf all die geöffneten Regenschirme, unter denen die Besucher des Parketts und des Parterre Schutz suchen. Die Künstler auf der Bühne ignorieren eine Weile das herabfallende Naß; wird es aber zu arg, so nehmen auch sie ganz gemütlich den Schirm. Und wenn auch die Handlung in einem geschlossenen Zimmer spielt, sie treten mit aufgespanntem Schirm auf und singen unter dem Schirm. Einzig übel daran sind die Mitglieder des Orchesters, auf die selbst und auf deren Instrumente der Regen unbarmherzig herabrieselt. Wird der Regen zu arg, so ertönt das Glockensignal, und der Vorhang wird geschlossen. Der Regisseur verkündet eine Pause von einer Viertelstunde oder einer halben Stunde, je nachdem, und alsdann wird der Versuch, die Vorstellung wieder aufzunehmen, aufs neue gemacht. Alle diese mannigfachen Störungen werden aufs verständnisvollste und liebenswürdigste ertragen, kein Laut der Beschwerde läßt sich vernehmen, keinerlei Ulk wird getrieben, alles vollzieht sich in der denkbar harmlosesten und freiwilligsten Weise.

Wenn aber auch die Witterung keine bösen Streiche spielt, so ist selbst unter den günstigsten Bedingungen die Wiener Arena ein Theater, das an seine Besucher die stärksten Anforderungen einer freundlichen Auffassung und starken Mitwirkung der Phantasie stellt. Die ersten Akte spielen immer bei heller Sonnen-

beleuchtung, während des letzten Aufzuges muß aber, wenigstens im Monat August, schon das Gas angezündet werden. Da nun die Kostüme hauptsächlich für die Vorstellungen im Stadttheater berechnet sind, die immer bei Gasbeleuchtung stattfinden, so sind auch die dazu verwandten Farben für die künstliche Beleuchtung gewählt, und diese wirken beim Sonnenlichte mitunter recht abscheulich. Aber das ist dem Publikum ganz einerlei. Ebenso sehen die geschminkten Künstler bei dem verräterischen hellen Lichte der Sonne sehr merkwürdig aus.

Das Personal ist naturgemäß sehr klein, und gleichwohl werden die großen komischen Operetten, die bekanntlich einen Massenaufwand von Personal erfordern, aufgeführt. Kein Mensch im Publikum nimmt daran Anstoß, wenn ein Kriegsheer von sechs Personen erscheint und eine Königin mit dem stattlichen Gefolge von zwei Hofdamen auftritt, in denen der Stammgast auch ohne Opernglas die erste tragische Heldin und die erste sentimentale Liebhaberin erkennt.

Alle Mann an Bord! heißt es hier eben. Es ist in bezug auf die äußere Ausstattung keinerlei Versuch gemacht, die Dekorationen in die Umrahmung durch die natürliche Umgebung hinüberzuleiten. Geradlinig schneiden die Hinterwand und Seitenwände ab; und über einen perspektivisch dürftig gemalten Baum im Hintergrunde von etwa drei Fuß Höhe steigt ein ultramarinblau gestrichener Himmel flach auf, der auf einmal in einem mit dem Lineal gezogenen wagrechten Strich aufhört, und darüber neigen sich die wirklichen Zweige der prachtvollen alten Bäume im Hintergrunde, und der unendlich hohe Himmel wölbt sich über dem Ganzen. Alles das ist so einfach und kindlich, so unglaublich naiv, wie man es sich nur denken kann. Es sieht zunächst aus wie der reine Jahrmarktströdel. Die Leistungen des Orchesters und der ausübenden Künstler aber stehen doch auf dem Niveau eines guten mittleren Theaters, das berechtigte Ansprüche auf ernstere künstlerische Würdigung erheben darf. Und so werden die Leistungen von dem liebenswürdigen Publikum auch aufgefaßt; und das ganze Brimborium des unwillkürlich lächerlichen äußeren Gewandes nimmt es mit nachsichtigstem Verständnis ohne Murren hin. Noch lächerlicher sieht die Geschichte aus, wenn die Szene

im geschlossenen Raum spielt, wenn uns die Dekoration eines Zimmers aufgestellt wird, deren Plafond der glänzende Sommerhimmel bildet.

Und nun die verschiedenen Tageszeiten und Witterungsverhältnisse der Dichtung im Widerspruche mit der Wirklichkeit! Die Dichter der Texte schreiben vor, daß es dunkel, daß es Nacht wird, daß ein Gewitter ausbricht und so weiter. Da ereignet es sich denn, daß im hellsten Sonnenlichte die Leute mit Laternen auftreten, aneinander vorübergehen, ohne sich zu sehen, daß bei sechsundzwanzig Grad Réaumur die Schlitten angerasselt kommen und bei langsam und stetig herabfallendem Regen der blaue Himmel und die Sonne angejubelt werden. Das Publikum macht alles das willig mit. Wenn auf der kleinen Sommerbühne die Lichter angezündet werden, obwohl es noch sonnig heller Tag ist, so nimmt es verständnisvoll an, daß jetzt der Abend hereingebrochen sei, und wenn auch der Wind die Kerzen und Lampen löscht, es glaubt doch an das Abenddunkel, und es hat nichts dagegen einzuwenden, wenn der Künstler auf der Bühne die vom Winde längst gelöschte Flamme noch einmal ausbläst; es geht vielmehr willig auf die Absicht des Textdichters ein und nimmt an, daß nun erst die Dunkelheit eingetreten sei. Ob ein anderes als das liebenswürdige österreichische Publikum so bereitwillig seine Phantasie zur Mittätigkeit heranziehen und so verständnisvoll den Forderungen der Bühne entsprechen würde — ich weiß es nicht. Aber jedenfalls fordert die Arena in Baden in unserer Zeit, die zu einer gewissen Übertreibung der Nachbildung der Wirklichkeit auf der Bühne hinneigt, doch zum Nachdenken auf. Ich habe indessen die Wiener Arena nur herangezogen, um für die außergewöhnlich netten Eigenschaften des Wiener und österreichischen Publikums, für seine Genügsamkeit und sein freundliches Eingehen auf die Wünsche der Dichter und Künstler ein weiteres Beispiel anzuführen.

Wiener Lieder- und Volkssänger, Guschlbauer und die Mirzl

In Nußdorf beim Heurigen machte ich auch die Bekanntschaft mit einem Wiener Liedersänger der guten Gesellschaft, der

ein Liebling in allen Wiener Salons geworden war, mit Herrn Oskar Hofmann. Herr Hofmann dichtet seine Couplets, die allerdings nicht immer als eine rührende Verherrlichung von Wien anzusehen sind, sondern bisweilen auch eine scharfe satirische Spitze haben, selbst, und wenn er keine passende Musik dazu findet, so schreibt er auch diese dazu. Er begleitet sich und trägt seine Lieder selbst vor, mit einem Worte: er läßt nicht aus dem Hause arbeiten. Seine Lieder sind oft witzig, und sein Vortrag ist von packender Wirkung. Es ist daher auch ganz begreiflich, daß sich Herr Hofmann durch seine Besonderheit eine örtliche Berühmtheit und allgemeine Beliebtheit errungen hat. In einem gewissen Sinne macht er, wenn man eben die völlige Verschiedenheit der Verhältnisse in Betracht zieht, den eigentlichen Wiener Volkssängern beinahe Konkurrenz, jenen Barden des Wienertums, die im Hochsommer, wenn alle Theater von Bedeutung geschlossen sind, fast allein für das Vergnügen der großen Stadt zu sorgen haben.

Diese Volkssänger treten in den sogenannten „Singspielhallen" auf, die in einer gewissen Anzahl von Wiener Wirtschaftsgärten, gewöhnlich bescheidenster Art, den sogenannten „Beißls", meist vom Mittelpunkte der Stadt ziemlich weit entfernt, sogar bis außerhalb der Linie und in den Vororten gelegen, umherziehen. Die wandernden Singspielhallen zählen gewöhnlich sechs bis sieben Mitglieder: den sogenannten Kapellmeister, das heißt den Klavierspieler, der alle Gesangsnummern begleitet und auch Solostücke vorträgt, ein oder zwei zugkräftige Sänger oder Sängerinnen, und die übrigen machen eben mit, um das Programm des Abends zu füllen. Man muß sich oft eine lange Reihe von wenig ergötzlichen Vorträgen gefallen lassen, bevor der Hauptkünstler oder die Hauptkünstlerin des Abends auftritt.

Die Singspielhallen beginnen etwa um die achte Abendstunde, und erst gegen zehn Uhr werden die Nummern gesungen, wegen deren allein man das Volkskonzert aufsucht. Man muß aber trotzdem beinahe zu Anfang da sein, denn der Zudrang ist fast immer so stark, daß man als Nachzügler einen sehr schlechten Platz bekommt. So wird denn das Vergnügen trotz des mäßigen Eintrittsgeldes von dreißig Kreuzern immerhin mit zwei Stunden

höchst fragwürdigen Genusses teuer genug erkauft. Sehr häufig bestreiten die Singspielhallen ihren Bedarf an Textdichtungen und an Musik lediglich aus eigenen Mitteln. Eines der Mitglieder dichtet alle Couplets, die erforderlich sind, und der Klavierspieler macht die nötige Musik dazu. Das war zum Beispiel bei der Singspielhalle der Fall, in der die „Mirzl" als hellster Stern glänzte. Der musikalische Abend wird jedesmal eingeleitet durch eine Reihe von Klaviervorträgen, alsdann kommen die unerheblichen Mitglieder, ein mittelmäßiger Komiker, ein Krawattentenor, der sentimentale Lieder singt, die paar Coupletsängerinnen siebenter Ordnung ohne Stimme, ohne Grazie und ohne Talent. Es werden wohl auch Duette vorgetragen oder lustspielartige Szenen von unendlicher Albernheit aufgeführt, bis endlich gegen den Schluß des Abends die Paradestücke an die Reihe kommen.

Der bedeutendste unter den Volkssängern war zu jener Zeit wohl unbestritten Edmund Guschlbauer, ein echter Altwiener Typus. Guschlbauer war ein stämmiger, untersetzter Herr mit einem sehr interessanten Kopf, dem Kopf eines spätrömischen Kaisers; er sah ungefähr wie Vespasian aus. Sein Anzug war urwienerisch. Das tiefausgeschnittene Hemd mit weitabstehendem Stehkragen ließ den breiten, mächtigen Hals bis zum Kehlkopf frei. Um diesen Stierhals hatte er ein Tuch in auffälligen Farben und Mustern geschlungen, in einer großen Schleife gebunden. Die kräftig entwickelte Figur mit den breiten Schultern, der riesigen Brust und dem sehr entwickelten Bauch wirkte in dem kokett geschnittenen Jackett überaus drollig. Guschlbauer besaß eine kräftige, wohlklingende Tenorstimme, die selbst durch die Überanstrengungen seines Berufes kaum gelitten hatte. Und wie schrie der Mann unter Umständen! Aber selbst in den Gewalttätigkeiten, zu denen er sein Organ nötigte, bewahrte es seinen Wohlklang. Am lustigsten wirkte sein ohrenbetäubendes Schreien in dem Liede:

Aber i kann net, i kann net,
I bin z'schwach auf der Brust.

Er sang diese Worte zuerst hohl flüsternd, und bei der Wiederholung schmetterte er die Worte: „i bin z'schwach auf der Brust" mit wahrhaft erschreckender Kraft heraus.

Sein berühmtestes Lied war und blieb „Der alte Drahrer". Es ist überhaupt eine der gelungensten und liebenswürdigsten Singspielereien, die in jenen Jahren in Wien entstanden sind, hübsch im Texte, und in der Melodie von jener echten lieblichen Wiener Stimmung, von jenem warmherzigen, mit einem leisen Anfluge von Sentimentalität überhauchten, leicht umflorten Frohsinn, der die reizvolle Eigenart der Wiener Volksgesänge von echtem Schrot und Korn ist. Und wie meisterlich trug Guschlbauer dies Lied vor! Diese Leistung überragte klafterhoch alle seine anderen Vorträge und ließ sich mit den Couplets der anderen Volkssänger überhaupt nicht vergleichen. Er hatte in der Mimik, in den Gebärden, in der Aussprache, im Gesange wirklich etwas Großartiges, Bedeutendes. Man wurde unwillkürlich ergriffen, wenn dieser prächtige Volkssänger die Worte des Rundreims sang: „Weil i a alter Drahrer bin." Es lag darin ein merkwürdiges Gemisch von Freude am heiteren Wiener Dasein und zugleich von einer gewissen vorwurfsvollen Selbstanklage wegen des verwünschten, aber ach! so köstlichen Bummellebens. Durch Guschlbauers Vortrag gewann dieses gemütvollste der Wiener Lieder neueren Datums etwas wehmütig Rührendes, das jeden Hörer seltsam bestrickte.

Auch ein anderes Lied im Repertoire Guschlbauers — ich bemerke nebenbei, daß jeder Volkssänger sein bestimmtes, ihm allein gehöriges Repertoire besitzt und daß die Lieder des einen nicht etwa vom anderen gesungen werden dürfen — erfreute sich einer großen Beliebtheit. Es handelt von den Damenkapellen, die auch in Wien in den Gärten und Schenklokalen zweifelhafter Ordnung eine bedeutende Rolle spielen. Guschlbauer erzählte, wie er zufällig eine solche Damenkapelle zu hören bekommt, und er verliebt sich in die Dame, die die große Pauke schlägt.

Dö, dö von der Damenkapell'n,
Dö, dö mit die Tschinell'n,
Dö pumpert im Herzen mir um
Und macht ma den Schädel ganz dumm!

Für Nichtösterreicher bemerke ich, daß Tschinellen, soviel ich weiß, die Becken sind. Man begreift übrigens die Neigung Guschlbauers für die „Dame mit die Tschinellen", denn sie ist in der Tat

die vielseitigste Künstlerin der Kapelle; sie bearbeitet nämlich gleichzeitig die große Trommel, die daraufgebundenen Becken, die darangebundene kleine Trommel und das Triangel, das am Notenpulte hängt. In den Händen hat sie die Trommelstöcke und am kleinen Finger einen eisernen Stift, um das Triangel zu schlagen. Sie wirbelt nun bald auf der kleinen Trommel, bald paukt sie auf die große, bald schlägt sie aufs Becken, bald läßt sie das Triangel erklingen — mit einem Worte: sie ist sicherlich die beschäftigtste Künstlerin.

Der sehr begabte Schmitter, der nebenbei ein ganz ausgezeichneter Improvisator ist, gehörte zur Gesellschaft der Mirzl, eigentlich Frau Marie Koblassa, die unter den weiblichen Volkssängern weitaus die bedeutendste war.

Die Mirzl war eine schöne Person, schlank und üppig gewachsen, groß und stattlich, von edlen Verhältnissen. Sie hatte ein freundliches, ungemein ausdrucksvolles, lebhaftes Gesicht mit lachenden Augen, sie lachte überhaupt reizend. Auch ihre Stimme ist vielleicht einmal schön gewesen, hat aber später unter den Strapazen, die sie ihr allabendlich zumutete, und oft in verräucherten, dumpfen, überheißen und überfüllten Zimmern, namentlich in der Mittellage empfindlich gelitten; die Höhe war noch immer klangvoll und kräftig. Aber auf die Stimme kam's bei der Mirzl auch nicht in erster Linie an. Was sie zum Liebling des Wiener Volks machte, war ihre urwüchsige kecke Laune, ihr vollblütiges Temperament. Alles fieberte in ihr, und alles machte den Eindruck des Echten, wahrhaft Empfundenen. Wenn sie auf dem kleinen Brettergerüst stand und das rhythmische Lied nur anfing, so hob sie sich schon unwillkürlich auf den Zehenspitzen, schlug trippelnd mit den Hacken im Takte auf, zuckte mit den Armen, und vor allen Dingen nahm ihr Gesicht einen so aufrichtig vergnügten Ausdruck an, daß man unwillkürlich mit in eine heitere Stimmung versetzt wurde. Alles in ihr war wahres, warmes und frisches Leben, und wenn irgend einer, so glaubte man ihr, wenn sie sang:

I taug' zu keiner Klosterfrau,
O goar ka G'spur! I waß's;
Denn i, i bin a Maderl
Von aner ganz aner eigenen Rass'.

Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß sich dieser Wiener Volksgesang sehr wesentlich und vorteilhaft unterscheidet von den mit mehr oder minder verkappten Zoten gespickten Vorträgen, wie man sie anderswo in Darbietungen ähnlich gearteter Lokale, zum Beispiel in den Pariser Cafés chantants zu hören bekommt. Die Wiener „Schlager" halten sich frei von allen Zweideutigkeiten und Schlüpfrigkeiten. Das scheint übrigens eine Errungenschaft der Zeit zu sein, mit der ich mich in vorstehendem beschäftigt habe. Früher ging's wohl nicht so ehrbar zu.

Ich erinnere mich der vorzüglichen Lokalsängerin Antonie Mannsfeld und weiß, daß deren Lieder immer sehr stark gepfeffert waren und großenteils auf Dinge anspielten, von denen man in guter Gesellschaft nicht gut sprechen darf; darin gerade lag die Würze ihrer Leistungen. Und so ähnlich, wenn auch nicht ganz so stark war es um die Lieder der nach ihrer Art genialen Ulke bestellt. Diese pikante Spezialität verschwand mit ihren beiden Hauptvertreterinnen vom Brettl und wich der schlackenfreien, naiven, mit einer wohlbemessenen Dosis mehr oder minder echter Gefühlsduselei verquickten Verherrlichung Wiens und seiner besonderen Typen.

Die Zensur brauchte sich den Volkssängern gegenüber nicht anzustrengen; ihre Lieder sind im Text fast ohne Ausnahme durchaus harmloser Natur. Es kommen allerdings hier und da unerhebliche Anspielungen auf Gewagteres vor; diese sind aber nicht stärker, als sie überall in froher Laune gestattet sind.

Was die Volkssänger singen, ist in der musikalischen Form sowohl als auch im textlichen Inhalt zum großen Teil stark übereinstimmend. Der erste Teil ist gewöhnlich Allegro im Zweivierteltakt geschrieben, daran fügen sich vier oder acht Takte Übergang, und zum Schluß kommt der unvermeidliche Walzer im Dreivierteltakt mit dem Rundreim. Wenn im Texte die Satire auch nicht ganz ausgeschlossen ist, so tritt sie doch unglaublich zahm auf. Gewöhnlich ist's eben nur der übliche Lobgesang auf das liebe, einzige Wien. Wir wissen schon, was der Fiaker singt:

Mei Stolz is, i bin halt an echts Weanakind!

Die früher sehr gefeierte Brettldiva Kutzel berühmt sich:

I bin ja net vom Podiebrad,
Goar ka Spur!
I bin a harbe Weanerin
Voll Hamur!

Die Mirzl schwärmt:

Denn a echts Weanalied
Geht an jeden tief ins Gemüt,
Das Schönste bleibt das Weanalied.

Franz Kriebaum:

Daß mir Weanakinder allweil munter san,
Selbst bei schlechten Zeiten no nöt runzen tan,
Harbe Tanz gern dudeln, gern a Hetzi treib'n,
Und daß alte Spatzen do no d' Jungen bleib'n,
Kummt a Unglück a, nöt glei valiern den Muat, —
Das liegt halt bei uns schon so im Bluat.

Und im verführerischsten Dudler versichert er zum hundertstenmal:

Denn a weanrischer Tanz und a echts Weanaliad
Ja das is was fürn Weana, fürs weanrische G'müat.

Die Anhänglichkeit der Wiener Kinder an ihre Stadt hat etwas Rührendes, und sie ist in der Tat vollkommen begreiflich. Ich brauche mich zum Glück hier nicht um ernste Fragen zu kümmern. Ich habe Wien zu meinem Vergnügen besucht, mich nach dem Rat des Volksliedes des Lebens gefreut, so lange noch das Lämpchen glüht, und die Rose gepflückt, so lange sie blüht; ich habe die fröhliche, frische Wiener Luft mit vollen Lungen eingesogen, und ich muß sagen, daß ich in keiner Großstadt der Welt eine so erwärmende Sonnigkeit des Daseins gefunden habe wie in dem alten schönen Wien.

Johann Strauß

Es ist noch gar nicht lange her, höchstens zehn bis fünfzehn Jahre — oder war es gestern? —, daß ich in Wien noch einmal einen Wiener Abend in echt Wienerischer Stimmung verbrachte. Diesmal nicht im Kreise lieber, lustiger Freunde, wie früher; diesmal mutterseelenallein. Und nicht unter dem blauen Sommer-

himmel des Wiener Waldes, sondern versteckt in der finsteren Ecke einer Loge des Karltheaters. Es war eine der ersten Vorstellungen der Operette „Walzertraum" von Oskar Straus, zu der Dörmann und Leopold Jacobsohn einen wirksamen Text geschrieben hatten.

Ich war vor Anfang da, und die Leere wirkte in dem ohnehin nicht sehr behaglichen Raume doppelt ungemütlich.

Während sich das Haus langsam füllte, drängte sich mir immer wieder die Erinnerung an das Wien meiner jüngeren und vergnügteren Tage auf. Mir war, als ob in der Loge, die sich zu unwahrscheinlichen Verhältnissen zu erweitern schien, unsichtbare Gestalten neben mir und in den benachbarten Logen auf den freien Plätzen sich niederließen. Ich kannte sie alle; ich mochte sie nicht näher betrachten, denn ich wußte sehr wohl, daß es wesenlose Geschöpfe meiner erregten Phantasie waren, denen ich nichts mehr zu sagen hatte. Denn von all diesen geistigen Verkörperungen war nicht ein einziger mehr am Leben; sie waren allesamt tot, alle!

Ich fühlte mich also gar nicht in der Stimmung, mir einen Wiener Walzertraum vorgaukeln zu lassen, und ich überlegte mir ernstlich, ob es nicht am gescheitesten sei, wenn ich mich möglichst unbemerkt davonschliche. Aber inzwischen hatte die Vorstellung begonnen. Ein hübscher, einschmeichelnder Walzer in der Introduktion hatte mich gefesselt, und ich blieb. Im ersten Zwischenakt hatte ich ja noch immer Zeit, meinen Fluchtplan auszuführen. Aber in diesem ersten Akt sah und hörte ich so viel unverfälscht echtes Wienerisches und freute mich so des Wiedersehens mit dem alten, trocken behaglichen Blasel und der erneuten Bekanntschaft mit zwei jüngeren Künstlern des jetzigen Geschlechtes: mit der Frische des feschen Fritz Werner, der natürlichen drastischen Komik und der originellen Vollblutwienerin Mizzi Zwerenz, daß ich erst beim letzten Hervorruf nach dem letzten Akte das Haus verließ und mir einen Sitz für den folgenden Tag bestellte.

Als ich nach der Vorstellung wieder in unserem alten Stammcafé als Schlaftrunk meinen „Schwarzen" nahm — dessen Wirksamkeit als Schlafmittel übrigens von bedeutenden ärztlichen Autoritäten bestritten wird —, war und blieb ich natürlich wieder allein;

und da löste sich aus dem Wirrwarr der schwankenden Gestalten, die sich vor ein paar Stunden dem trüben Blick gezeigt hatten, die elegante Persönlichkeit eines Mannes in den besten Jahren, von schlankem Bau, damals mit glänzend schwarzem Haar und bloß am Kinn ausrasiertem schwarzem Bart. Das Ausdrucksvollste seines Gesichtes war das feurig leuchtende dunkle Auge. Er stand so deutlich vor mir, daß seine ganze Umgebung sich schattenhaft vor ihm verkroch. Es war nicht zu verwundern, denn dieser bewegliche, lebhafte Herr, dem man das Gewohnheitsmäßige des Fracks ansah, war der Inbegriff jenes Urwienertums, das uns Wien und Wiener Leute so lieb gemacht hat. Es war Johann Strauß.

Heiterkeit der Weltanschauung, sonnige Freude am Leben, warme Empfänglichkeit für die Natur und für den Zauber der Heimat, Frohsinn und Artigkeit im Verkehr — alles das, was heiter und schön im Dasein ist, hat sich wohl kaum jemals mit vornehmem Geschmack und spielend leichter Gestaltungsgabe so innig gepaart, mit schlichten Ausdrucksmitteln und packender Wirkung in einem schöpferischen Künstler so stark und harmonisch vereinigt wie in Johann Strauß.

Die Freundschaft mit ihm ist mir wirklich eine der großen Freuden meines Daseins gewesen. Ich habe, obwohl ich ihm mit den Jahren recht nahe trat, eigentlich nie von ihm den Eindruck gewinnen können, daß er sich seiner Bedeutung bewußt gewesen wäre. Und das hätte ich in den langen Plauderstunden, die wir in Wien und um Wien, in Hietzing, Payerbach, Schönau und Baden, in kleiner und intimer Gesellschaft, aber auch oft allein verbrachten, doch wohl merken müssen. Natürlich wußte er, daß er reizende „Sacherl" schrieb, die sehr gefielen, und er freute sich arglos seiner Erfolge und seiner Popularität. Aber aus jeder seiner Äußerungen über Musik ging hervor, daß er sein Können erheblich unterschätzte. Zu den Musikern der großen Richtung blickte er in scheuer und demütiger Ehrfurcht auf, wie zu Unerreichbaren und Unvergleichbaren. Selbst der Nachruhm seines Vaters und des prächtigen Lanner überzeugte ihn nicht, daß man auch in weniger Bedeutendem sehr bedeutend sein kann und in der Schätzung späterer Geschlechter vom kleinen Format zur Ebenbürtigkeit

mit Großen aufrückt. Nichts hat ihn so stolz gemacht wie die Freundschaft, die zwischen Brahms und ihm bestand, und diese Freundschaft beruhte auf echter gegenseitiger Verehrung.

* * *

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß ich die beiden zusammen kennen lernte. Im November 1875 war ich nach Wien gefahren, um den letzten Proben und der ersten Aufführung eines Lustspiels von mir im Burgtheater beizuwohnen. Da suchte mich im Hotel ein alter Freund und Magdeburger Landsmann, Camillo Walzel, auf. Walzel war Kapitän auf einem Linzer Donaudampfer gewesen, hatte in Gemeinschaft mit Richard Genée mit der Bearbeitung französischer Stücke und in der Dichtung von Operntexten guten Erfolg gehabt und war schließlich ganz zur Schriftstellerei übergegangen. Er hatte sich in Wien niedergelassen. Als Operettendichter hatte Walzel, der sich auf dem Zettel F. Zell nannte, die Bekanntschaft von Strauß gemacht, und der ungewöhnlich starke Erfolg, den Johann Strauß mit dem ersten von Zell und Genée verfaßten Text erzielte, führte zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Komponisten und seinen Dichtern. Diese Operette war „Die Fledermaus", nach dem anmutigen französischen Lustspiel „Reveillon" von Meilhac, wie der Zettel versichert, „frei bearbeitet".

Nebenbei bemerkt, war dieser Erfolg keineswegs spontan. „Die Fledermaus" wurde in Wien zunächst so kühl aufgenommen, daß man von einer zweiten Aufführung in einer deutschen Hauptstadt, im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin, nur Schlimmes erwarten durfte. Aber es kam wieder einmal anders, wie so oft im Theater: „Die Fledermaus" mit Albin Swoboda und seiner Frau, Marie Swoboda-Fischer, hatte einen geradezu stürmischen Erfolg, der auf alle Bühnen Deutschlands und auch des Auslandes rückwirkte und auch das ungerechte Wiener Urteil in der Berliner Revisionsinstanz umwarf.

Nun erwähnte bei einem Besuche der Familie Strauß mein Freund Walzel zufällig meine Anwesenheit in Wien, und Strauß hatte die Freundlichkeit, sich noch daran zu erinnern, daß ich vor langer Zeit in der „Neuen Freien Presse" einen Jubelhymnus

auf ihn angestimmt hatte. Er wollte sich dafür bedanken und lud mich ein. Mein Freund führte mich eines schönen Tages zu ihm. Er war damals mit seiner nicht mehr ganz jungen Frau jung verheiratet, einer sehr liebenswürdigen und klugen Dame, die in früheren Jahren als Jetti Treffz eine gefeierte Künstlerin der Wiener Oper gewesen war. Die behagliche vom Ehepaar bewohnte Villa lag in Hietzing.

Gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft rückten wir uns näher. Wir brauchten uns dazu nicht einmal zu überstürzen; denn unser erstes Zusammensein dauerte ziemlich lange. Um zwei Uhr hatten wir uns zu Tisch gesetzt, und die neunte Abendstunde war wohl vorüber, als wir die Villa verließen. Die Gesellschaft war klein, aber ungemein anregend: zunächst die sehr musikalische Tochter der Frau Jetti, Frau von Dreyhausen, der bekannte Kunstfreund Baron Mundy, Gründer der Wiener Rettungs-Gesellschaft, Walzel und Johannes Brahms.

Strauß war kein guter Klavierspieler. Sein Anschlag war hart, seine Geläufigkeit gering. Er haßte das Klavier und war glücklich, als er in seinem Arbeitszimmer ein sehr schönes Harmonium aufstellen konnte, das ihm amerikanische Freunde verehrt hatten. Es hatte auch einige Zeit gedauert, bis er sich daran gewöhnt hatte; aber schließlich fand er großen Gefallen daran und hatte auch eine gewisse Fertigkeit sich erworben. Während er wüste Verwünschungen gegen das Geklapper des Klaviers ausstieß, befreundete er sich immer mehr mit dem orchestralen Klang der Bläser in seinem Harmonium. Das Harmonium, sagte er, gebe ihm, wenn es richtig behandelt werde, auch vom Klang der Saiteninstrumente eine viel richtigere Vorstellung als das Gehämmer auf die straffgespannten Saiten seines Stutzflügels. Er war übrigens offenherzig genug, einzugestehen, daß das Klavierspiel ihm von seiner frühen Kindheit an durch seinen strengen Vater verleidet worden sei und seine gewiß unberechtigte Abneigung gegen das Instrument hervorgerufen habe. Der immer lächelnde Brahms lachte hell auf, als ihm Strauß sagte, daß er seine besten Walzermelodien am Harmonium gefunden habe und bis zum heutigen Tage noch, um sich in Stimmung zu bringen, am liebsten am Harmonium präludiere.

Brahms, dessen spöttisch feingeschnittene Lippen damals noch kein Bart umrahmte, hatte in seinem Gesicht etwas wahrhaft Zärtliches, Väterliches, wenn er mit Strauß sprach, und erinnerte in keiner Weise an den gefürchteten Satiriker von der Waterkant.

Als wir im Nebenzimmer, wo der verlästerte Stutzflügel stand, unseren Kaffee tranken und rauchten, redete Brahms seinem Freunde herzlich zu, uns aus seiner soeben vollendeten neuen Operette „Cagliostro", die in wenigen Wochen ihrer ersten Aufführung entgegensah, etwas vorzuspielen. Strauß ließ sich sehr lange nötigen. Nicht aus falscher, aus wirklicher Bescheidenheit. Er schämte sich, mit seinem „Sacherl" einem Meister wie Johannes Brahms aufzuwarten. Aber Brahms drückte ihn auf den Stuhl und kommandierte: „Los!" Strauß spielte zunächst nur die eine oder andere Nummer, die ihm besonders wirkungsvoll erschien, Brahms, Baron Mundy, Walzel und ich standen am Flügel, Frau Strauß mit ihrer Tochter hatten in weitester Entfernung auf einem Diwan in der Ecke Platz genommen und stickten oder strickten, während Strauß spielte. Bei der zweiten oder dritten Nummer unterbrach er plötzlich mit dem Ausdruck des entschiedensten Unwillens sein Spiel. Er sagte, er sei ganz konfus geworden und wisse nicht mehr, was er gespielt habe. Die Stieftochter, Frau von Dreyhausen, erhob sich, nahm das Manuskript der Partitur vom Notenständer und sagte: „Du bist zu unmusikalisch, daß man so etwas vergessen kann!" — Und nun fing Strauß noch einmal an, und die junge Frau setzte ein und sang mit einer ganz allerliebsten frischen Stimme zunächst die führende, dann alle Stimmen und, wenn es sein mußte, auch Chor und vielstimmige Ensembles. Inzwischen war sie, ohne ihren Gesang zu unterbrechen, in ihre Ecke zurückgekehrt und hatte ihre Stickerei wieder aufgenommen. Aber das Konzert war so reizend, daß Brahms Strauß, als er aufstehen wollte, wieder auf den Stuhl zurückdrückte und ihm erklärte, er müsse noch viel mehr geben, und Frau von Dreyhausen, die Musik und Text vollkommen auswendig kannte, wirkte mit ihrer erstaunlichen Gabe musikalischer Veranschaulichung tapfer mit. Wir konnten gar nicht genug zu hören bekommen, und unter den sonderbarsten und reizvollsten Bedingungen hörten wir so ziemlich das ganze Werk vom klavierpaukenden Strauß und seiner

trällernden Stieftochter vortragen. Wir waren ein dankbares Publikum. Der Dankbarste aber war Johannes Brahms.

Es war ein wirklicher Genuß, das reizende Verhältnis zwischen dem quecksilbernen, flotten, naiven, brünetten Wiener und dem blonden, geistvollen Norddeutschen mit der breiten Denkerstirn und dem kritischen Blick zu beobachten. Als wir uns etwa um acht Uhr zum Abschiede erheben wollten, war es nun Strauß, der Brahms festhielt und ihn auf den Klavierstuhl gewaltsam niederzwang.

„Nun müssen Sie uns auch etwas geben, Meister," sagte Strauß, „sonst komme ich mir zu dumm vor."

Brahms setzte sich sofort und schlug in mächtig hallenden feierlichen Akkorden ein heroisches Motiv an, das man für den Anfang einer ernsten Symphonie halten konnte.

Dem liebenswürdigen Wirte merkte man an, daß er unbedingt entzückt sein wollte. Er nickte mir freudestrahlend zu, mit dem Ausdruck ehrlicher Bewunderung: „Das ist Musik!" flüsterte er mir zu.

Was Brahms uns da vorspielte, hörte sich an wie wirklich „anständige Musik". In diesen ersten einführenden Akkorden vernahmen wir deutlich, zunächst allerdings in starker kontrapunktistischer Übermalung, ein scharf rhythmisches Motiv, das bald seinen Sonntagsstaat abwarf und nunmehr, durch keinen Aufputz mehr gehemmt, unverkennbar als der so populär gewordene Anfang des Walzers „An der schönen blauen Donau" sich lächelnd vorstellte: den in seiner Einfachheit so packenden und charakteristisch wirkenden gebrochenen Dreiklang. Der Donauwalzer erklang nun in dem hinreißenden Spiele von Johannes Brahms in wundervollem Reize.

Dem beglückten Tondichter liefen die Tränen aus den Augen, und als sich Brahms erhob, offenbar selbst erfreut über seinen so gut gelungenen und so guten musikalischen Witz, umarmte ihn Strauß zärtlich und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf die Wange.

Ein besserer Abgang für die stimmungsvollen Stunden, die wir verbracht hatten, war nicht denkbar.

Auf dem Heimwege kehrten wir drei: Brahms, Walzel und ich, natürlich im Café Scheidl ein und ließen noch einmal all das

Reizende, das die letzten Stunden uns gebracht hatten, an uns vorüberziehen. Brahms war von der Partitur des „Cagliostro“ ganz entzückt. Gleich eines der ersten Lieder hatte es ihm angetan:

Was er alles durchgemacht,
Welche Wunder er vollbracht —
Klingt unglaublich, fabelhaft ...

mit dem lustigen Refrain:

Aber glauben, glauben muß man dran!

Aber nicht bloß diese Nummer, auch der Schlußwalzer im Finale des ersten Aktes, der Chor der alten Weiber, die wieder jung werden wollen, hatten es Brahms angetan.

„Was soll man da einzelnes nennen, es ist eben alles wundervoll! Der Mann trieft von Musik! Dem fällt immer etwas ein. ... Darin unterscheidet er sich“ — Brahms machte eine kurze Pause und fügte mit seinem eigentümlichen sarkastischen Lächeln hinzu: „von uns anderen.“

Leider verfehlte er mich, als er mir vor meiner Abreise im Hotel seinen Besuch machen wollte. Aber er hatte, da er vielleicht voraussah, daß er mich nicht finden würde, in einem verschlossenen Umschlage sein Bild mit der Aufschrift: „Auf frohes Wiedersehen in Berlin!“ hinterlassen, und auf dem beiliegenden Zettel standen die Worte: „Aber glauben, glauben muß man dran!“

* * *

An diesen ersten Besuch reihten sich im Laufe der Jahre noch viele andere. Es war immer dieselbe Herzlichkeit, aber der Ort der Handlung hatte gewechselt. Strauß hatte seine tüchtige Frau Jetti verloren, und dadurch war ihm der Aufenthalt in Hietzing vollkommen verleidet. Ich glaube nicht, daß er die Villa, in der er so glückliche Tage verlebt hatte, nach ihrem Tode jemals wieder betreten hat.

Strauß war, wie schon gesagt, kein Jüngling mehr, als er sich zum erstenmal vermählt hatte. Seine Jetti, die früher gefeierte Sängerin und gebildete Weltdame, hatte ihm seine Häuslichkeit

angenehm gemacht und auf sein künstlerisches Schaffen, das sie nach seinem richtigen Werte zu schätzen wußte, einen durchaus günstigen Einfluß geübt. Sie erweiterte das Kompositionsgebiet, auf dem Johann seit Jahrzehnten als entschiedener Meister herrschte und viel Bedeutenderes, als er schon gesagt hatte, wohl kaum noch zu sagen vermochte. So war sie es denn, die beständig in ihn drang, sich der Operette zuzuwenden, und er ist ihr dafür dankbar geblieben. Ihr Tod hat ihn wirklich tief betrübt. Dagegen scheint zu sprechen, daß er sich schon nach recht kurzer Zeit seiner Witwerschaft wieder vermählte. Aber ich bin überzeugt, der Schein trügt auch hier. Ich glaube mir ein Urteil darüber anmaßen zu dürfen; denn ich habe unter den drei Dynastien des Hauses Strauß gedient. Es war ja auch nicht wilde Leidenschaft gewesen, die den herangereiften Meister zur Ehe mit Jetti Treffz getrieben hatte; und es ist auch nicht eine Regung der Leidenschaft gewesen, die ihn zu lebenslänglichem Ehestande verurteilt hat.

Als wir eines Tages in irgend einem lieblichen Fleck des Wiener Waldes gemütlich zusammensaßen und uns ausplauderten — es war kurz nach dem Tode der Jetti Treffz, also kurz vor der Vermählung mit Fräulein Lili, deren Existenz ich damals noch nicht ahnte —, sagte er plötzlich zu mir, ohne besondere Veranlassung: „Waaßt, i fürcht mich, wann i allaan bin!“

Das Alleinsein wirkte auf ihn wie eine Vereinsamung, wie ein Verlassensein; und nun, da ihm seine liebe Jetti das Geheimnis der Behaglichkeit einer wohleingerichteten Häuslichkeit enthüllt hatte, führte ihn die Angst vor dem Alleinsein in die schützenden Arme der schönen Lili. Zur Bereicherung seiner angenehmen Erfahrungen als Gemahl hat er wohl keine Zeit gefunden, denn die Ehe war kurz, aber nicht glücklich.

Erst bei der anmutigen, gescheiten, freundlichen und um das körperliche und künstlerische Wohlergehen ihres Mannes rastlos bemühten Frau Adele, die als junge Witwe denselben Namen getragen hatte, den sie nach ihrer Vermählung als junge Frau Strauß führen sollte, und die ihm bis zu seiner letzten Stunde als Gehilfin treu zur Seite gestanden hat, wurde er für die Enttäuschungen der zweiten Ehe entschädigt. Seine Hausfreunde,

zu denen nun noch die Anverwandten der schönen Frau Adele Strauß hinzugekommen waren, waren ihm von Ehe zu Ehe gefolgt, und in der jeweiligen Sommerresidenz sammelten sich zu gemütlichem Beisammensein in Schönau oder Payerbach berühmte, bekannte und auch unbekannte, aber durchweg angenehme Leute, Musiker wie Johannes Brahms und die beiden Grünfelds, der leider viel zu früh verstorbene ausgezeichnete Bildhauer Viktor Tilgner, der Maler Felix, der glückliche Dichter des Textes zum „Zigeunerbaron" J. Schnitzer, der bekannte Arzt Doktor Schiff, der Bruder der Frau Julius Rodenberg, Robert Kern, dem man schon damals den künftigen k. k. Kommerzialrat ansah, was sich von Pepi Wagner nicht gerade behaupten läßt, von diesem dienstfertigsten und gefälligsten Menschen, seit Jahrzehnten meinem unermüdlichen Auskunftgeber und zuverlässigsten Fremdenführer in Wien.

An vielen andern Freunden aus dem Strauß-Tilgnerschen Kreise — und darunter waren Träger klangvoller Namen — muß ich vorübergehen, um noch einen Augenblick bei einem Meister seines Fachs zu verweilen: Josef Zürnich, dessen Namen man im Konversations-Lexikon vergeblich suchen wird. Der Mann besaß eine unerreichte Virtuosität im Verzehren von Saftbraten, Beinfleisch, Rostbraten, und wie die Zierden einer richtigen Wiener Sonntagsfamilientafel alle heißen mögen. In seinen Mußestunden, die er seinen Mahlzeiten entzog, soll er, nach unbeglaubigten Behauptungen, Maler gewesen sein. Seine Freunde nannten ihn den „Nachtmahler", und Pepi Wagner verbreitete sogar das Gerücht, bei einem Trödler einen echten Zürnich gesehen zu haben. Berühmter als seine Bilder sind aber seine geflügelten Worte. „Was soll ich Ihnen morgen kochen lassen?" fragte ihn eines Samstags Frau Tilgner. Und Zürnich erwiderte: „Was S' essen, is mei Lieblingsspeis'." Wehmütig ist seine gastrosophische Philosophie: „Das is auf der Welt elendi' eing'richt, daß die Elefanten so groß und die Backhändln gar so klan san!"

Über eine dieser harmlosen Sommergesellschaften, an die ich, als ich meine erste Begegnung mit Brahms schilderte, beständig denken mußte, möchte ich hier noch einige Worte sagen. Wir

waren also wieder in Payerbach — oder war es Schönau? — und hatten uns, wie immer, köstlich amüsiert. Alfred und Heinrich Grünfeld hatten in ihrer eigenen Bearbeitung für Klavier und Cello die lustigsten und schönsten Straußischen Walzer gespielt, wir schwatzten und erzählten allerhand, Zürnich hatte festgestellt, daß in der Küche noch ein erheblicher Vorrat „G'selcht's" im Versteck lag und war seit einer Viertelstunde unserem Gesichtskreise entrückt. Strauß hatte mich nach oben in sein Zimmer geführt, in dem das Harmonium sich befand, also in sein Arbeitszimmer. Ich stand am Schreibtisch, und da fiel mein Blick auf die drei Metallknöpfe, die die elektrischen Klingelzeichen gaben. Der eine Knopf bewegte die Klingel zu den Wohnräumen, der dritte zur Küche, auf dem zweiten las ich das Wort „Lili". Ohne das geringste Interesse daran zu haben, eine Aufklärung zu erlangen, fragte ich, wie man so zu fragen pflegt, völlig gedankenlos: „Lili? Was soll denn das bedeuten?"

Strauß sah mich vorwurfsvoll an.

„Aber du hast doch Lili gekannt!"

Ja, ich kannte sie, aber in dieser Umgebung dachte ich wirklich nicht mehr an sie. Ich versuchte, so gescheit wie möglich auszusehen, und sagte: „Ach, jawohl ... entschuldige!"

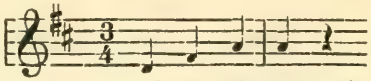
Strauß schüttelte den Kopf, etwas ärgerlich, wie mir schien, und sagte, er habe seit drei Wochen bereits einen anderen Knopf bestellt, in verbesserter Auflage, mit dem darauf gravierten Namen Adele. „Aber hier am Land is a Schlamperei! ... Ka G'söll is zu krieg'n."

Auch ich wurde von der störenden Frau Lili durch Frau Adele befreit, die in diesem Augenblick ins Zimmer trat. Sie lächelte mit arger List, so daß ich schon glaubte, sie habe gelauscht und meine Unbesonnenheit, die wie eine Taktlosigkeit wirken konnte, gehört; aber sie brütete Schlimmeres. Sie legte mir einen Fächer aus Holzstäben vor, tauchte die Feder ein und sagte: „Ach, bitte!"

In meiner Bestürzung schrieb ich auf einen der Stäbe, da mir nichts Besseres einfiel:

Ein Tropfen Wermut im Freudenbecher:
Adele Strauß hat einen Fächer.

Und schämte mich. Meine Beschämung wurde noch größer, als ich den Fächer umwandte und da die wirklich witzige Aufschrift las:



Leider nicht von mir.
Johannes Brahms.

Der Anfang des Donauwalzers! . . .

Fünfundzwanzig Jahre, es fehlen nur wenige Wochen, haben Johann Strauß und ich uns alljährlich, entweder im Sommer im Wiener Wald oder im Winter in Berlin, wenn Strauß zu einer Aufführung seiner neuesten Operette zu uns kam, uns getroffen und unvergeßlich behagliche Stunden zusammen verbracht. Zum letztenmal sah ich ihn in Wien am Ostersonntag 1899, als ich auf dem Wege nach dem Orient einige Tage Rast gemacht hatte. Ich blieb nur zwei Tage in Wien, aber einen der beiden Abende durfte ich wieder mit Johann Strauß verbringen. Das war der erste nicht erfreuliche Abend in seiner Gesellschaft. Er war sehr alt geworden, bewegte sich zwar noch immer lebhaft, doch, wie es dem Freundesauge nicht entgehen konnte, recht mühsam, und er litt an starker Heiserkeit, die sich mitunter zur Stimmlosigkeit steigerte. Ich erklärte mir sein Unbehagen aus dem starken Bronchialkatarrh, an dem er lange Zeit gelitten und den er noch nicht überwunden hatte. Seine Teilnahme an allem, was mit der Kunst irgendwie zusammenhing, war vollkommen unvermindert und seine freundschaftliche Liebenswürdigkeit ganz die alte. Ich ahnte nicht, daß der liebe Mensch zwei Monate später — zwei Monate auf den Tag —, am 3. Juni 1899 die Augen für immer schließen würde. Den Jahren nach allerdings ein schon alter Mann, denn er hatte das vierundsiebzigste Lebensjahr überschritten, aber in seiner Schöpfungsfrische und -kraft noch immer ein Jüngling.

Hätte man die Leiden des Wirtes übersehen können, so wäre es wieder ein reizender Abend gewesen, der mich lebhaft an unser Zusammensein in Hietzing vor fünfundzwanzig Jahren erinnerte. Strauß hatte mir zu Ehren zwei alte

Freunde von mir geladen, von denen er wußte, daß mir das Wiedersehen Freude bereiten würde. Auch sie sind beide längst tot: Edgar von Spigl, Präsident der Konkordia, und Adalbert von Goldschmidt, der Komponist der „Sieben Todsünden". Und wiederum wurden nach Tisch Fragmente aus der neuesten, noch nicht veröffentlichten Straußischen Tondichtung vorgetragen. Diesmal aber saß ein Pianist am Flügel, denn Strauß erklärte, er könne nicht mehr spielen.

Mit Rücksicht auf den noch immer schonungsbedürftigen Gesundheitszustand unseres Freundes verabschiedeten wir uns zu verhältnismäßig früher Stunde, vor elf Uhr, und kehrten, wie gewöhnlich, beim Scheidl ein. Wir sprachen natürlich wieder von Strauß und seiner jüngsten Komposition. Und da faßte Adalbert von Goldschmidt sein Urteil über den echtesten Typus Wiener Frohsinns in Tönen in genau dieselben Worten zusammen, die vor einem Vierteljahrhundert Brahms über Strauß geäußert hatte: „Der Alte trieft von Musik!"

Goldschmidt freute sich, als ich ihm mein Lächeln über seine Äußerung erklärte.

* * *

Der gute Johann Strauß war in bezug auf seine künstlerische Selbsteinschätzung von einer geradezu unglaublichen Bescheidenheit, die man, wenn man den naiven, ehrlichen Menschen nicht kannte, für die nicht gerade seltene Maske uneingestandenen Dünkels hätte halten können. Aber das war ganz und gar nicht der Fall. Er wußte natürlich, daß er ganz hübsche „Sacherln" machte, sich in der ganzen Welt großer Beliebtheit erfreute und ungewöhnliche Erfolge erzielte — auch geschäftlich gesprochen; er zeigte mir eines Tages eine soeben eingetroffene Spezialabrechnung eines musikalischen Agenten, die sich natürlich nicht auf sein ganzes Einkommen bezog — darum habe ich mich nicht gekümmert; denn ich habe nie zur Steuerveranlagungskommission gehört —, er zeigte mir nur den Betrag an Tantieme, der sich im Laufe eines Jahres ergeben hatte von der Übertragung seiner Tänze auf die Walze der Leierkasten. Ich weiß die Summe nicht mehr genau, aber sie erschien mir erstaun-

lich hoch. Er beklagte sich über sein musikalisches Geschick in keiner Weise; aber das Gebiet, auf dem er seine Erfolge erzielte, erschien ihm nicht bedeutend, nicht erhaben genug. Mit lächelndem Wohlwollen beurteilte er die Tänze und Lieder gleichgestimmter musikalischer Seelen, mit scheuer und schamhafter Bewunderung aber blickte er auf zu den Meistern im großen Stil.

„Ja, es ist eine Frage des Stils!" rief er gelegentlich einmal in wirklicher Ereiferung Tilgner zu, der ihm Vorwürfe darüber machte, daß er sich künstlerisch ungerecht verkleinere; „eine Frage des Stils", wiederholte er, „und nicht des Formats".

Ich habe schon erwähnt, wie ihn die Freundschaft von Brahms beglückte. Er war auch sehr stolz darauf, daß Richard Wagner, der über die mitlebenden Musiker und über die jüngst verstorbenen, wie Meyerbeer und Rossini, schonungslos den Stab gebrochen hatte, durch den lieblichen Zauber der Straußischen Weisen entwaffnet wurde und sich bei jedem Anlaß über den Wiener „Rattenfänger" mit einer Wärme äußerte, die im Urteil des Baireuther Meisters etwas ganz Ungewöhnliches war. Wie hoch ihn Adalbert von Goldschmidt stellte, habe ich schon erwähnt. Die gleiche Bewunderung zollte ihm Karl Goldmark. Es ist auch kein Zufall, daß die berufensten und gelehrtesten zeitgenössischen Musikkritiker, wie Eduard Hanslick und Heinrich Ehrlich, von Johann Strauß nicht nur mit wärmster Sympathie, sondern auch mit tiefstem Respekt sprachen. Und das gleiche könnte ich von den bedeutendsten Orchesterleitern und Kapellmeistern, von Hans von Bülow, Hans Richter, Jahn und Ernst Schuch sagen, aus deren Munde ich begeisterte Hymnen über Strauß als Instrumentalisten und Kapellmeister seiner Tanzmusik gehört habe.

Es ist eine Eigentümlichkeit unserer großen Musiker und Klavierspieler von Ruf — wenn sie der ernsthaften Musik genug getan, wenn sie sich aus den schwindelnden Höhen der Kunst wieder nach der Bequemlichkeit des Menschlichen, Allzumenschlichen herabsehnen, wenn sie nicht vorspielen, sondern gesellig musizieren, — daß sie zunächst zu den Walzern von Strauß greifen, die sie, ein jeder auf seine Weise, sich individuell zurechtmachen. Tausig hat seine Phantasie über die „Nachtfalter" sogar drucken lassen,

und diese Komposition war lange Jahre hindurch eine Lieblingszugabe in den Konzerten der Virtuosen. Und nun mußte man nach dem korrekten Tausig Rubinstein hören, wenn er denselben Walzer in gewaltigen Oktaven in einer titanenhaften, seinem stürmischen Temperament entsprechenden dröhnenden Wirkung im furioso ertönen ließ, während ihm der Schweiß von der Stirn rann. Ganz im Gegensatze dazu Annette Essipoff, die mit duftigster Zartheit des Pianos die Melodie wie etwa Chopins Nocturno dahinhauchte. Der größte Meister aber im Vortrage Straußischer Musik, der alles besitzt, was dazu nötig ist: jenen samtweichen Anschlag, der die geschlagenen Tastentöne beim Vortrage zum Obligato der Geige zu binden, die großartige Technik, die dem hölzernen Klavier die eigentümlichen Effekte des orchestralen Tonkörpers zu entlocken weiß, den feurigen Rhythmus und das übersprudelnde Temperament des Österreichers, war und ist Alfred Grünfeld geblieben.

* * *

Man hatte mir gesagt, wie zurückhaltend Strauß im Verkehr sei. Er hatte in seinem Wesen etwas wirklich Verlegenes, Unbeholfenes, das — so hatte man mir berichtet — den intimen Umgang mit ihm erschwere. Ich hatte davon bei unserer ersten Begegnung nichts bemerkt. Die ruhige Sicherheit seiner weltgewandten Frau, der ersten, Jetti Treffz, die Gegenwart so verehrter und lieber Freunde wie Johannes Brahms und Baron Mundy und die ihm von Brahms abgelistete starke Beteiligung an den musikalischen Darbietungen mochten wohl die Veranlassung sein, daß unseres freundlichen Wirtes gesellige Schwäche sich nicht in störender Weise bemerkbar machte. Aber die warnenden Freundesstimmen schienen doch Recht zu behalten. Denn Herr und Frau Strauß, denen ich von Berlin aus nach meiner Rückkehr natürlich für die liebenswürdige Aufnahme sehr warm gedankt und bei dem Anlaß eine von ihnen ausgesprochene kleine Bitte gern erfüllt hatte, ließen nichts mehr von sich hören. Ich hatte, nicht ohne Bedauern, mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet,

daß ich unter das Kapitel „Johann Strauß" den Schlußstrich ziehen mußte.

Da besuchte mich, etwa vier Wochen später, Verlagsbuchhändler Albert Hofmann, der sogenannte „Kladderadatsch"-Hofmann, damals auch Besitzer des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, um mich zu bitten, bei Strauß wegen Überlassung seiner neuesten, schon zu jener Zeit stark umworbenen Operette „Cagliostro" an das Theater in der Schumannstraße ein gutes Wort einzulegen. So ergab sich von selbst die Gelegenheit, dem beharrlich sich ausschweigenden Strauß anzudeuten, daß sein Verstummen doch eigentlich nicht recht höflich sei.

Nun erhielt ich umgehend den nachstehenden Brief von Frau Jetti:

Hietzing, den 1. Februar 1875.

Hochverehrter Herr!

Lassen Sie Gnade für Recht ergehen und seien Sie den Sträußeln nicht böse! Sie haben es richtig erraten: von Johann einen Brief zu bekommen, dazu gehört ein langes Leben, um dies erleben zu können. Noten ja — Buchstaben (seit er sein Jettiweiberl besitzt, welche Sekretärdienste bei ihm versieht) nie! Nun war aber dieser Sekretär fortwährend krank und gerade das rechte Bratzl so geschwollen und schmerzhaft infolge von Rheumatismus, daß es jetzt noch nicht imstande ist, ordentlich die Feder zu dirigieren, und der arme Lindau Mühe haben wird, diese Kracklfüße zu entziffern. Ihr Bildchen hat uns so große Freude bereitet! Wir wollten Ihnen nun auch das Strauß-Pärchen senden und ließen uns zu diesem Zwecke von Gertinger abnehmen. Das hat auch was gebraucht, bis ich den Johann zum Photographen brachte! Es ist ihm nämlich schrecklich, selbst nur eine Minute ruhig zu sitzen. Er wird so nervös, daß ihm beinahe schlecht wird bei einer derartigen Sitzung! Nun denken Sie, welcher Zufall! Gestern abend erhalten wir den ersten Abdruck, und ich sagte zu Johann: „Morgen sende ich Lindau unser Bildl. Es soll für uns um Vergebung und Nachsicht bitten." Da kommt heute Ihr Brief, obenan die kleine Nase! Wenn Sie nur wüßten, wie herzlich wir Ihrer gedenken, wie oft wir von dem reizenden Nachmittag sprechen, wie entzückt wir vom „Erfolg" waren, wie sich Johann königlich amüsierte und gleich schreiben wollte! Aber da ich mich tags darauf wieder legen mußte, infolge der im Burgtheater eroberten Erkältung, war seine rechte Hand gelähmt.

Sonnabend nachmittag ging durch den Agenten ein Telegramm an Direktor Neumann ab, welches dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater den „Cagliostro" zusicherte. Sie sehen: „Les beaux esprits se rencontrent". Es wurden Johann von seiten des Wallner-Theaters so brillante Anerbietungen gemacht, und außerdem die Interpretierung des Cagliostro durch Albin Swoboda zugesichert, daß es geschäftlich vielleicht klüger gewesen wäre, mit dem Wallner-

Theater abzuschließen. Allein Johann vergaß nicht das freundliche, liebenswürdige Entgegenkommen Herrn Hofmanns und die sorgfältige Aufführung seines früheren Werkes*). Es wäre sehr zu wünschen, daß die Direktion mit Steiner, dem Direktor des Wiedener Theaters, der die Absicht hat, mit seinen ersten Kräften ein Gastspiel im Sommer in der Wilhelmstadt zu arrangieren und „Cagliostro" zu geben, sich einigen möchte. Johann würde dann auch nach Berlin kommen und dirigieren.

Nun herzlichsten, innigsten Dank für Ihre Freundschaft, die zu erhalten wir immerdar bemüht sein werden, freundlichste Grüße und zürnen Sie nicht

Ihren

Sträußeln.

In den folgenden Jahren gestaltete sich unser Verkehr immer freundschaftlicher. Es war eine ausgemachte Sache, daß Strauß, wenn er nach Berlin kam, um seine neue Operette zu dirigieren, den Abend im Freundeskreise bei mir verbrachte, und ebenso selbstverständlich war es geworden, daß ich bei meinen regelmäßigen Sommerbesuchen im Wiener Wald oder, wenn mich eine Aufführung im Burgtheater im Herbst oder Winter nach der Wiener Stadt führte, dort mit Strauß möglichst oft zusammenkam.

Zum hundertsten Hefte der Monatsschrift „Nord und Süd" veranstaltete ich im Mai 1885 zum Vergnügen für die Leser und auch zum Vergnügen der Mitarbeiter eine Art von Festschrift, zu der mir zahlreiche gute Freunde, welche die Zeitschrift gewonnen hatte, kurze Beiträge gaben, und zu der mir auch Johann Strauß zwei Zeilen gab. Es sollte keine dichterische Großtat sein, aber es war der ehrliche Schrei aus tiefem Herzen:

Ob Juden oder Christen,
Leicht bringen Pech die Librettisten.

Von der strammen Rhythmik, die sich in seinen Tondichtungen, in seinem Klavierspiel — da sogar als einzige hervorragende Eigenschaft — oder auch in seinen lebhaften Gesten, wenn er mit dem Fidelbogen am Dirigentenpult vor seinem Orchester stand, kund gab, wird man in diesem Verspruche nicht viel bemerken. Aber er ist doch charakteristisch für Strauß. Denn die Klage über

*) Frau Strauß weist hier auf die „Fledermaus" hin, die, wie schon erwähnt, nach ziemlich lauer Aufnahme in Wien erst durch die glänzende Aufführung im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu wohlverdienten Ehren kam.

böse Textdichter durchzieht als elegisches Leitmotiv sein ganzes dramatisches Lebenswerk. Es läßt sich ja allerdings nicht leugnen, daß die Musik einiger Operetten ein besseres Schicksal verdient hätte, als die Bühne ihnen beschieden hat. Ganz so schlimm, wie es aus seinem Amfortasjammern herausklingt, war es indessen doch nicht. Man braucht bloß an die „Fledermaus", den „Lustigen Krieg" und den „Zigeunerbaron" zu denken. Walzel, Richard Genée und J. Schnitzer haben ihm kein Pech gebracht.

Zu seiner lakonischen Klage über die unglücklichen Librettisten bringt der nachstehende Brief eine Illustration in breiterer Ausführung. Das Datum, den Namen des Autors und den der Operette habe ich mit Rücksicht auf den noch lebenden Textdichter unterdrückt, mit dem der enttäuschte Komponist meiner Meinung nach viel zu scharf ins Gericht geht. Übrigens geht aus dem Briefe auch hervor, daß Strauß, wenn eine Schuld überhaupt vorliegt, von der Mitschuld gewiß nicht freizusprechen wäre. Aus seinem Bekenntnis, daß er, der leichtgestaltende Tondichter, das Buch überhaupt nicht gekannt und gleich nach Kenntnis der aus dem Ganzen losgelösten Gesangtexte frisch drauf los komponiert hat, daß er erst bei den letzten Proben erfährt, um was es sich eigentlich handelt, spricht doch ein Gottvertrauen, das selbst bei seinem leichten Wiener Blut kaum glaubhaft wäre, wenn er's nicht selbst sagte ...

Noch in einem anderen Punkte erscheint mir der Brief merkwürdig; es dürfte wohl kaum einen zweiten Künstler geben, der sich mit dem Mißgeschicke eines Werkes, an das sich doch Hoffnungen knüpfen und das auf alle Fälle ein respektables Quantum ernstester Arbeit bedingt, so schnell und so gründlich abgefunden hätte wie Johann Strauß.

Hier der Brief:

Samstag nachts.

Lieber verehrter Freund!

Besten Dank für Deine lieben Zeilen. Es freut mich, daß es Deinem Wohlwollen gelungen, mein letztes Werk mit freundlicherem Blick zu betrachten, als es im allgemeinen geschieht. Was meine Leistung betrifft, konnte ich mit bestem Willen keine Inspiration für das Buch gewinnen. Es hat weder eine poetische, noch komische Färbung. Es ist eine zerfahrene, schwulstige Geschichte, die eigentlich keine Musik braucht, denn das Ganze ist nur da, um die Witze (des Autors),

die mitunter auch ganz vortrefflich sind, an den Mann zu bringen. Handlung und Musik bilden die Einrahmung. Das Stück ist nichts anderes als die Exposition der Witze. Von Handlung keine Spur, ebensowenig von einem Bedürfnis für Musik.

Ich habe nie das Libretto mit seinem Dialog vor mir gehabt, nur die Gesangtexte. Ich habe daher manches zu edel aufgefaßt, was der Sache geschadet hat. In seinem Buche gibt's nichts, das edel aufzufassen ist. Bei den letzten Proben, bei welchen ich die ganze Geschichte kennen lernte, war ich ganz erschrocken. Kein redlich Fühlen, keine Vernunft endlich! Nur Narretei!!!

Die Musik paßt gar nicht zu diesem tollen, kunstlosen Zeug. Es ist ein Schwank tollster Gattung ohne Musik (oder höchstens ein paar Schnaderhüpfeln). Es ist bar jeder wahren Herzensempfindung, jeder gesunden Vernunft, aber auch jeder komischen Situation, die aus dem Stoff entspringt. Es ist eine Seiltänzerei um die Witze des Autors! Und deshalb Räuber und Mörder?! ... Mich freut nur eines: daß man den gänzlichen Abfall in Berlin nicht zu verhindern vermochte. Ich möchte mich noch mehr freuen, wenn das Ganze bald ins Versorgungsheim käme. Es kann mir gestohlen werden, ich weine ihm keine Träne nach.

Mit tausend Grüßen Dein Jean.

Einmal trat die Versuchung, mit Johann Strauß gemeinsam zu arbeiten, auch an mich heran. Das kam so: ich hatte von einem nach Europa entsandten Agenten den Auftrag erhalten, für die Weltausstellung in Chikago ein großes pantomimisches Ausstattungsstück zu schreiben, in dem alle Minen springen sollten. Es war alles ganz amerikanisch geplant, — in Verhältnissen, deren Riesenmaß weit über Menschliches hinausragte. Ein eigenes Theater mit fünftausend bis sechstausend Sitzplätzen sollte dazu gebaut, ein Chor von einigen hundert Sängern und ebensovielen Ballettratten dazu angeworben werden. Mit der Weisung des Goetheschen Theaterdirektors, Prospekte und Maschinen nicht zu schonen, Sonne, Mond und Sterne, Wasser, Feuer und Fels und ein ungeheures zoologisches Aufgebot heranzuziehen, setzte ich mich an die Arbeit. Es machte mir Spaß, eine szenische Unmöglichkeit auf die andere zu türmen und die mittätige Phantasie der Techniker aufs äußerste anzuspannen. Für die Musik sollte irgend ein transatlantischer Lärmmacher, ich glaube Souza, gewonnen werden. Mit den Hunderttausenden wurde im Anschlage nur so herumgeworfen. Aus der Sache wurde aber nichts, denn die Unsummen, die mir der Agent zur Verfügung stellte, waren noch

phantastischer als mein Stück. Es wurde kein Theater gebaut, kein Chor engagiert, keine neue Flugmaschine erfunden, und Souza, oder wer es sonst war, brauchte sich wegen der Komposition mit Tamtam und Kanonenschlägen nicht zu bemühen.

Wohl durch den Agenten selbst hatte Franz Jauner Kenntnis von dem Projekt erhalten, das ihn schon wegen der Abenteuerlichkeit natürlich reizte. Und eines Tages, als wir bei Viktor Tilgner in Perchtoldsdorf zusammentrafen, stellte er mich; und ich erzählte ihm nun, wie die Sache lag, daß an eine Aufführung dieses Schaustückes unter den gewöhnlichen Bedingungen einer normalen Bühne überhaupt nicht zu denken sei und daß es nur als Exzentrizität für eine exzentrische Gelegenheit in Frage kommen könne. Tilgner interessierte sich merkwürdig für die tolle Geschichte und bat mich, ihm das Manuskript zum Lesen zu geben. Es gefiel ihm, was ich noch merkwürdiger fand, und am merkwürdigsten war sein Votum: „Das mußt du Strauß geben! Der sucht ja mit der Laterne nach einem Stoff, den er komponieren könnte. Das wäre etwas für ihn!"

Leider war ich trotz aller Autoreneitelkeit ganz und gar nicht seiner Meinung und sprach mit Strauß von der Sache überhaupt nicht. Da sie drüben ins Wasser gefallen war, dachte ich nach einiger Zeit gar nicht mehr daran.

Erst nach dem plötzlichen, uns allen so schmerzlichen Tode des genialen Bildhauers und treuesten Freundes wurde ich wieder daran erinnert — durch den nachstehenden Brief der Frau Adele Strauß:

Wien, 19. April 1896.

Verehrter Freund!

Wir haben gestern, wie Sie wissen, unseren einzigen teuren Freund Tilgner begraben. Bei Sichtung seiner Briefe ist mir einer besonders aufgefallen, in dem er ein Ballettsujet von Ihnen enthusiastisch befürwortet. Damals wollte mein Mann von dem Genre absolut nichts wissen. Heute stehen die Dinge anders, und ich glaube ihn zur Komposition anregen zu können, falls ihm natürlich das Sujet zusagt. Wollen Sie es mir anvertrauen? Selbstverständlich wird die strengste Diskretion gewahrt.

Wie geht es Ihnen, lieber Freund, in Ihrem neuen Wirkungskreise? Sind Sie zufrieden? Und haben Sie nicht die Absicht, wieder einmal Wien zu besuchen?

Bei uns sieht es traurig aus. Der herbe Verlust hat uns niedergeschmettert,

und ich suche nach Arbeit für meinen Mann. Es wäre das einzige Mittel, ihn zu zerstreuen. Vielleicht verhelfen Sie mir dazu.

Seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrer

Frau Johann Strauß.

Ich beeilte mich, der Anregung Folge zu geben, und erhielt einige Tage später das folgende Schreiben:

27. April 1896.

Verehrter Freund!

Innigsten Dank für die rasche und liebenswürdige Beantwortung meiner Zeilen und noch mehr für die Freundschaftsgefühle, die Sie meinem Manne entgegenbringen! Daß er selbe aufs lebhafteste erwidert und Ihnen von jeher die wärmste Sympathie entgegenbrachte, ist Ihnen ja bekannt, ebenso, daß meine Wenigkeit diese Empfindung vollauf teilt. — Er ist demnach von der Idee einer gemeinsamen Arbeit hochentzückt und würde alles aufbieten, dieses schöne Ziel zu erreichen. Mit großem Interesse wurde daher Ihre Dichtung gelesen und hat uns auch außerordentlich gefallen. Das Sujet ist poetisch und anmutig und mag durch die Verwendung des Chors eigenartig wirken. — Die Bedenken, die mein Mann hegt, will er Ihnen selbst mitteilen; da wir aber übermorgen zur „Waldmeister"-Premiere nach Berlin fahren, dürfte er erst nächste Woche in der Lage sein, schreiben zu können. Mit der Bitte, diese Verzögerung zu entschuldigen, grüßt Sie herzlichst Frau Johann Strauß.

Damals war ich Leiter des Meininger Hoftheaters. Die Theaterferien hatten begonnen, ich hatte eine Erholungsreise angetreten, und so kam ich um die Freude, mit dem Straußschen Ehepaar in Berlin zusammenzutreffen und der Premiere von „Waldmeister" beizuwohnen. Strauß war ziemlich verstimmt heimgekehrt und hatte sich so früh wie möglich in die Sommerfrische zurückgezogen. Dadurch verspätete sich seine Antwort. Sie lautete so:

Ischl, 19. Juni 1896.

Liebster Freund!

Nichts hätte mir mehr Freude gemacht, als mit Dir, mein guter Paul, eine gemeinsame Bühnenarbeit ermöglichen zu können. Aber ich will Dir ganz unumwunden erklären, warum mein sehnlicher Wunsch diesmal nicht zu verwirklichen ist. Dein Ballettsujet ist reizend und läßt keinen Wunsch übrig. Allein Verleger und Theateragent sträuben sich dagegen, plädieren n u r für die Komposition einer Operette, weil sich damit das Geschäft schneller abwickelt als mit dem Ballett, das doch nur auf wenig Bühnen zur Aufführung gelangen kann — also eine ungleich längere Lebensdauer erfordert, um einen materiellen Nutzen

zu erzielen. Beide haben eigentlich Recht. Und ich befinde mich nun in einem Alter, in dem diese mir nahegelegten Räsonnements Berücksichtigung verdienen.

Diesen Umständen gemäß bin ich von der Komposition des Balletts abgekommen, wende mich — der Dringlichkeitsanträge meiner Geschäftsverbündeten wegen — wieder der Operette zu, die auch weniger Notenschmiererei bedarf als ein Ballett. Aber einmal von Dir ein lustiges, pikantes Operettenlibretto, das aber musikbedürftig wäre, zu erhalten, würde mir mehr als erwünscht sein. Vielleicht darf man hoffen — was sagst Du dazu?

Mit tausend Grüßen verbleibe ich Dein in Liebe und Freundschaft ergebenster

Johann Strauß.

Was ich dazu sagte? ... Daß mir diese Bedenken vollkommen einleuchteten, daß ich aber leider nicht der Mann zu sein glaubte, um den genialen Freund von seiner Meinung, daß Librettisten Pech bringen können, zu kurieren. Und überdies — Offenheit gegen Offenheit! — wenn mir mal etwas wirklich Lustiges für die Bühne einfiele, würde es am Ende auch ohne Musik gehen — so verführerisch und schmeichelhaft es mir natürlich wäre, an der Seite von Johann Strauß vor der Öffentlichkeit zu erscheinen.

* * *

Die Idee einer gemeinsamen Arbeit mit Strauß war also ins Wasser gefallen. Der Zufall aber fügte es, daß ich bald darauf noch einmal in einer geschäftlichen Angelegenheit mit dem lieben Meister zu verhandeln hatte. Während meines mehrjährigen Aufenthaltes in Dresden hatte ich mich mit Ernst Schuch angefreundet. An der Dresdener Hofkapelle, die sich unter der Leitung von Julius Rietz auf ihrer hohen Stufe behauptet und befestigt hatte, wurde zur Unterstützung des inzwischen zu den Sechzigern hinaufgerückten Rietz ein junger, kaum fünfundzwanzigjähriger Musiker angestellt, der als Leiter der von Pollini zusammengestellten italienischen Gastspieloper als temperamentvoller, kluger und gebildeter Dirigent aufgefallen war. Das war eben Ernst Schuch. Er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen. Er errang in Dresden eine beispiellose Beliebtheit und Würdigung seiner hervorragenden Begabung und stieg, auch in den von offizieller Seite kommenden Auszeichnungen, für die er keineswegs unempfindlich war, mit ungewöhn-

licher Schnelligkeit von Stufe zu Stufe. Er avancierte vom Hofkapellmeister zum Musikdirektor und schließlich zur höchsten musikalischen Würde: zum Generalmusikdirektor, er wurde Hofrat, Geheimer Hofrat; er hatte mit bescheidenen Graden der heimischen Orden angefangen, allmählich hatte er von Sachsen wohl die höchste Auszeichnung erhalten, die einem Künstler zugebilligt wird, er hatte hohe Orden von seinem Geburtslande Österreich, von den deutschen Königreichen, Komturkreuze und Sterne von den Großherzogtümern, Herzogtümern und so weiter. Er wurde schließlich in den Adelsstand erhoben.

Er sprach gern davon, natürlich mit dem Ausdruck gemachter Gleichgültigkeit, und schien es auch nicht besonders übelzunehmen, wenn er im Kreise seiner guten Freunde wegen dieser doch recht verzeihlichen Schwäche, die keinem Menschen etwas zuleide tut, ein bißchen gehänselt wurde. Bei einer solchen Gelegenheit sagte er einmal: „Ja, ich habe wirklich erreicht, was erreichbar ist: ich bin Generalmusikdirektor, Geheimer Hofrat, Großkomtur respektabelster Orden, — ich weiß wahrhaftig nicht, was ich noch werden soll."

„Mitglied der königlichen Familie," erwiderte trocken einer unserer Freunde.

Man gönnte von Herzen dem genialen Künstler das Vergnügen, das ihm alle diese Auszeichnungen bereiteten, denn seine Leistungen waren in jedem Sinne hervorragend. Von seinem kunstsinnigen Chef, dem Grafen S e e b a ch, wirksam unterstützt, brachte er die neuen Opern unserer interessantesten Tondichter zur ersten Aufführung und versammelte bei diesen Anlässen die Spitzen unseres musikalischen Deutschlands in Dresden. Seine Abonnementskonzerte zeichneten sich durch die Wahl des Repertoires und die Vollkommenheit der musikalischen Ausführung aus, und auch hier bekundete er die Selbständigkeit seiner Auffassung, die sich nicht an Traditionen ängstlich anklammerte, sondern auch Werke zur Aufführung brachte, denen man im strengen Programm derartiger Veranstaltungen selten oder nie begegnete. Der Urösterreicher Ernst Schuch hatte natürlich für Johann Strauß das vollste Verständnis, und er bewunderte den sympathischen Wiener Tanzmeister geradeso, wie ihn Richard Wagner und Johannes Brahms

bewundert hatten. Ich war also mehr erfreut als verwundert, als ich eines Tages in Meiningen von Schuch einen Brief erhielt, in dem er mir schrieb, er habe die Absicht, in einem seiner großen Konzerte mit der herrlichen Dresdener Kapelle auch einen Walzer von Strauß zu bringen. Ich möge doch bei meinem Freunde anfragen, welcher seiner Walzer ihm für eine solche besondere Aufführung am geeignetsten erscheine. — Ich fragte an, und Strauß antwortete mir:

Lieber Freund!

Die Walzerfrage ist sehr schwer zu lösen. Am wenigsten kann sie von mir gelöst werden, da ich keinen für den geeignetsten halte.

Meine Frau läßt Dir sagen, Du sollst Schuch die „Frühlingsstimmen", den „Kaiserwalzer", „Millionen seid gegrüßt" und „Gartenlaubewalzer" vorschlagen. Er soll von diesen vier einen wählen.

Empfange unsere herzlichsten Grüße und Wünsche. Bleibe uns gut und laß recht oft von Dir hören. Dein Dich verehrender Johann.

Es ist nicht falsche Bescheidenheit, die aus diesen Zeilen spricht. Als ich dem Freunde später mündlich berichtete, daß die „Frühlingsstimmen", die Schuch mit aller liebevollen Subtilität herausgebracht, einen wahren Beifallssturm in der gravitätisch würdevollen Umgebung entfesselt hatten und wiederholt werden mußten, sagte mir Strauß kopfschüttelnd: „'s ist gut, daß ich nicht am Pulte stand! Ich hätte nicht aufzuschauen gewagt und das ganze Stück geworfen!"

Amüsant und bezeichnend für den guten Strauß ist eine Kleinigkeit in diesem Briefe. Er spricht von einem Walzer: „Millionen seid gegrüßt!" Nun hat aber Strauß nie einen Walzer unter diesem Titel geschrieben. Er meint natürlich den Johannes Brahms gewidmeten (opus 443) mit dem jubelnden „Seid umschlungen, Millionen!" aus Schillers „Lied an die Freude". Wie kann man aber auch von einem Mann verlangen, daß er die vierhundert und einige Titel aller seiner Walzer auswendig kennen soll! Und daß die „umschlungenen Millionen", die ihm irgend ein guter Freund als Titel angeraten hatte, von einem Dichter namens Schiller herrührten, der nicht mal ein Libretto geschrieben hat!

Was brauchen wir von Strauß anderes zu wissen, was wollen wir anderes von ihm verlangen, als daß er in seiner Mission, in seiner Kunst „ein Herr" ist, wie die Österreicher respektvoll sagen. Und nah und fern, überall, wo Österreich-Ungarn und Deutsche aus allen Ländern des Reiches verstreut sind, sind die Weisen von Johann Strauß wie ein Weck- und Sammelruf, bei deren Erklingen es unseren Landsleuten und Verbündeten wie ein magnetischer Strom durch die Adern zuckt. Ich will mich nicht dazu verleiten lassen, dem gemütlich-harmlosen Wiener auch eine politisch wichtige Rolle zuzuerteilen. Bei aller Liebe und Verehrung für Strauß ist mir doch noch erinnerlich geblieben, daß eigentlich Bismarck und Andrassy zwischen uns und Österreich-Ungarn das gute Einvernehmen hergestellt haben, und ich bin der Ansicht, daß es nicht durch den „Prinzen Methusalem" und den „Grafen Cagliostro", sondern durch unseren Botschafter, den Prinzen Reuß, und den Grafen Szechenyi, den österreichischen Botschafter bei uns, gehegt und in demselben Sinne natürlichen Zusammenlebens und -wirkens weiter gefördert worden ist, bis zur Stunde, da unser gemeinsames Treugelübde sich auf dem blutigen Schlachtfelde bewähren sollte und bewährt hat. Das aber darf wohl ohne Übertreibung behauptet werden, daß Strauß wie überall, so ganz besonders bei uns, seinen Landsleuten „im Reiche", die sich mit den Österreichern aller politischen Abgrenzungen und aller Nationalitäten ungeachtet im Geiste und in der Wahrheit eins fühlen, als beredter Apostel aller liebenswürdigen Eigenschaften seiner engeren Heimat segensreich gewirkt hat. Strauß ist ein echter Österreicher und ein echter Wiener. Neidlos gönnen wir ihn der heiteren Stadt an der Donau, und ehrlich bekennen wir, daß er nur da, unter den atmosphärischen und geistigen Bedingungen der Wiener Luft, so hat gedeihen können, wie er gediehen ist.

Wie für uns „draußen im Reiche" Johann Strauß als der echteste Vertreter dieses liebenswürdigen Österreichertums gilt, so ist er es nicht minder in den Augen der Österreicher selbst. „Aber die Donauwalzer von Strauß", sagt der geistvollste Richter Eduard Hanslick in seinem ausgezeichneten Werke „Die moderne Oper" (Berlin, 1880) „haben nicht bloß eine beispiellose

Popularität, sie haben eine ganz merkwürdige Bedeutung erlangt, die Bedeutung eines Zitates, eines Schlagworts für alles, was es Schönes, Liebes, Lustiges in Wien gibt; sie sind dem Österreicher nicht bloß schöne Walzer wie andere, sondern ein patriotisches Volkslied ohne Worte. Neben der Volkshymne von Vater Haydn, welche den Kaiser und das Herrscherhaus feiert, haben wir in Strauß' ‚Schöner blauer Donau' eine andere Volkshymne, welche unser Land und Volk besingt. Wo immer in weiter Ferne Wiener sich zusammenfinden, da ist diese wortlose Friedensmarseillaise ihr Bundeslied und Erkennungszeichen. Wo immer bei einem Festmahl ein Toast auf Wien ausgebracht wird, fällt das Orchester sofort mit der ‚Schönen blauen Donau' ein. Man kann sich das gar nicht mehr anders denken, denn diese uns allen eingeprägte Melodie sagt deutlicher, eindringlicher und wärmer als alle Worte, was über das Thema ‚Wien' Schmeichelhaftes gesagt werden kann."

Ich möchte das hier so gut und wahr Gesagte sinnlich noch erweitern, ich möchte sagen: die Straußsche Musik ist für alle Deutsche, wohin sie auch verschlagen werden mögen, in der Fremde ein wahres Schibbolet.

Ein Freund, der lange Jahre auf Sansibar und unter den wilden Völkerschaften an der ostafrikanischen Küste gelebt, hat mir erzählt, wie er von unüberwindlichem Heimweh ergriffen worden sei, als nach langen Jahren er zum erstenmal wieder von einem herumirrenden abenteuernden Landsmanne auf der schlechten Fidel einen Straußschen Walzer gehört; daß dieser Walzer die geschlossenen Tore seiner Rückerinnerung an die Heimat gesprengt und ihm alles vergegenwärtigt habe, was er verlassen, und daß dadurch sein Entschluß zur Rückkehr in die Heimat gereift sei.

Und ich selbst habe Ähnliches empfunden.

Als ich im Herbst 1883 in Minnesota war und in dem großen Hotel Lafayette an dem schönen stillen See von Minnetonka Briefe nach Hause schrieb — ich war den Reisegefährten, die in dem benachbarten Minneapolis gefeiert wurden, vorangeeilt —, hörte ich plötzlich die Klänge Straußscher Walzer, die im Erdgeschoß ein deutscher Klavierspieler den jungen Amerikanerinnen zum Tanz aufspielte. Und da war es mit dem Schreiben vorbei.

Ich hörte beständig die bekannten lieben Weisen aus der Heimat, und während ich unbewußt auf den blauen Spiegel des Sees blickte, vergegenwärtigte ich mir zum erstenmal, wo ich war, und welche Ferne mich von der Heimat trennte. „Die Wacht am Rhein", mit der wir überall in Amerika beglückt worden waren, hatte diese Empfindung nicht in mir hervorzurufen vermocht. Beim Hören der Straußschen Walzer aber befiel mich das Heimweh.

Johann Strauß am See von Minnetonka! Es ist nicht zu verwundern. Wo wäre er nicht? Er ist überall, wo man tanzt.

Und hört man irgendwo in der Welt einen Walzer, dessen kosende Melodie sich dem Ohr einschmeichelt, dessen schwungvoller Rhythmus in die Füße fährt und zum Tanze geradezu aufstachelt, so kann man darauf schwören, es ist ein Walzer von Johann Strauß.

Und so lange man in der Welt tanzt und guter Dinge ist, werden die Weisen des Meisters erklingen, zum Entzücken der Jugend und zur wehmütigen Freude des Alters.

Drei Burgtheater-Direktoren

Heinrich Laube. — Franz von Dingelstedt. — Adolf Wilbrandt

Heinrich Laube

Die Wiener sind sehr stolz auf ihr Burgtheater, und dem könnte es übel ergehen, der sich erdreisten wollte, ihrer alten Schauburg das spezifische Wienertum abzusprechen. Man darf es nicht einmal anzweifeln.

Daß das Burgtheater in seinem Repertoire — der Darsteller gar nicht zu gedenken — einen universell kosmopolitischen Charakter trägt, der alle Zeiten und Zonen widerspiegelt, mit derselben Freudigkeit Dichtungen des ältesten Hellenismus aufführt, die unter der lächelnden Sonne geboren sind, wie die modernsten Grübeleien nordischer Trübsalsproblematiker vor der kleinen, aber gewiß sehr verständnisvollen Gemeinde, den rückständigen Gegenwartsmenschen zum Trotz, in fein abgetönten Stimmungsbildern zur Darstellung bringt — das hat doch wohl weiter gezogene Grenzen als die „Linie" des Fiakertarifs und eine Bedeutung, die über die neunzehn Bezirke der Wienerstadt und der Vororte erheblich hinausgeht. Untersteht man sich, in diesem Sinne irgend eine Bemerkung zu machen, so wird man schließlich apodiktisch mit der unwilligen Entgegnung abgefertigt: „Ach was! Die Burg ist d a s Theater Wiens; dabei bleibt's, und Wien bleibt Wien."

Ich verdankte dem Burgtheater zuviel, als daß mich die Lust hätte anwandeln sollen, mich über die an sich gleichgültige Frage mit guten Freunden herumzuzanken; aber es erschien mir doch etwas merkwürdig, daß die drei Burgtheaterleiter, denen ich die glücklichsten Theaterfreuden in Wien und wohl überhaupt zu danken hatte, mit dem Urwienertum gar nichts zu tun hatten. Es waren vielmehr zugereiste Besucher aus dem „Reiche", die sich freilich völlig akklimatisiert hatten: der S c h l e s i e r Heinrich L a u b e, der H e s s e Franz v o n D i n g e l s t e d t, der M e c k l e n b u r g e r Adolf W i l b r a n d t. Und es kämen noch hinzu: August F ö r s t e r, der sich indessen nur kurze Zeit seiner ersehnten Burgtheater-Direktorherrlichkeit erfreuen sollte, Hugo T h i m i g, der sich schon verabschiedet hat, beide aus

Sachsen, und Paul Schlenther von der westpreußischen Waterkant — also lauter Reichsdeutsche, in den letzten fünfzig Jahren sechs, und in diesem Zeitraum, außer dem k. k. Beamten Burckhard, nur ein einziger Wiener: Alfred von Berger, der aber allerdings in bezug auf die Fülle autochthoner Eigenschaften es mit dem halben Dutzend Reichsdeutscher aufnehmen könnte, die das erste Schauspielhaus Österreichs geleitet haben. Ich will mich hier nur mit den dreien beschäftigen, denen ich am nächsten getreten bin.

* * *

Während seiner nahezu zwanzigjährigen künstlerischen Leitung hatte Heinrich Laube das Burgtheater zur höchsten Höhe hinangeführt. Er hatte während dieser langwährenden Tätigkeit um sich eine schauspielerische Gemeinde versammelt, wie sie in Vorzüglichkeit und Einheitlichkeit wohl kaum ein zweitesmal gefunden wurde. Man braucht bloß an Namen zu erinnern wie Baumeister, Sonnenthal, Lewinsky, Charlotte Wolter, Auguste Baudius, die alte Haizinger, die Ehepaare Hartmann und Gabillon, an Förster, Meixner und wie die Lieblinge alle heißen. Laube war sich seines künstlerischen Erfolges auch wohl bewußt und ließ sich in Theaterfragen nicht gern dareinreden. Reibereien und Zänkereien mit hochgestellten Bureaukraten und Hofschranzen, versuchte Eingriffe in Fragen, über die allein zu entscheiden er beanspruchte, waren es denn auch, die ihn veranlaßten, den weisen Herren, die er als Vorgesetzte nicht gelten ließ, die Direktion vor die Füße zu werfen. Sein Rücktritt rief unter den Wiener Kunstfreunden lebhaftestes Bedauern hervor. Laube tat zwar so, als ob er theatermüde wäre; wer ihn aber genauer kannte, wußte sehr wohl, daß er sich da einer freundlichen Selbsttäuschung hingab. Er war ja Theatermann vom Wirbel bis zur Sohle, konnte nur Theaterluft atmen, nur im Theater leben und wirken. Das Quantum berufsmäßigen Ärgers, das die Bühnenleitung mit sich bringt, war ihm ein Lebensbedürfnis, und in der Beschaulichkeit fühlte er sich kreuzunglücklich.

Seine dramaturgischen Aufsätze, deren wesentliche in die Zeit unmittelbar nach seinem Ausscheiden aus der Direktion des Burg-

theaters fallen, spiegeln diese verdrießliche Stimmung deutlich wider. Es war gewiß seine ehrliche Meinung, daß das Burgtheater am selben Tage, an dem er ausgetreten, dem Verfall anheimgegeben sei und seine künstlerische Bedeutung völlig verloren habe. Er glaubte, nun gehe da am Michaelerplatz alles drunter und drüber. Alle Schauspieler, sogar auch die, die er selbst in sorgfältigem Studium durch zwei Jahrzehnte zu ihrer Bedeutung herangebildet, die er fast alle „entdeckt" hatte — Künstler wie die oben erwähnten —, sie alle waren im Handumdrehen völlig verwahrlost und verwildert.

Er wäre ganz gewiß vor den Jahren ein alter, unausstehlicher Griesgram geworden, wenn der günstige Zufall ihm nicht die Gelegenheit zu neuer Entfaltung seiner lahmgelegten Schaffenskraft gegeben hätte. Leipzig hatte sich ein neues, sehr schönes Theater gebaut, Laube wurde als Direktor gewählt und nahm die Wahl an. Gleich der Eröffnungsabend war für ihn ein wahrer Triumph. Man gab den „Demetrius", das großartige Schillersche Fragment, das Laube auf seine Weise fortgesetzt hatte — theaterwirksam, aber ganz und gar nicht im Schillerschen Geiste. Aber die Aufführung wurde mit Jubel aufgenommen; so hatte man in Leipzig noch niemals Komödie spielen sehen, und die Entscheidungsschlacht war für den neuen Direktor ein entscheidender Sieg.

Laube ließ seine „Demetriusarbeit" drucken, mir ging das Buch zur Rezension zu, und ich schrieb darüber einen Artikel im Ton meiner temperamentvollen Jugend. Ich gab namentlich meinem Verdruß über die Laubeschen Verse deutlichen Ausdruck: bei Schiller die wundervolle Schönheit der Sprache, der herrliche Wohlklang, der hinreißende Schwung; bei Laube ein hartes, schroffes, philisterhaftes Deutsch. Es war schmerzlich. Und nun gerade „Demetrius", der in der Schillerschen Tragödie vielleicht mit dem Erhabensten abschließt, das der Dichter überhaupt geschrieben hat: mit dem begeisterten Aufruf der Marfa! ... Und unmittelbar nach diesen weithallenden Glockenklängen stümperhaft zu Jamben fünffüßig abgehackte Prosa, mißlautend wie klapperndes Blech und bröcklig wie altbackenes Brot.

Mich überfiel beim Lesen geradezu ein Schrecken; und in dieser

Stimmung schrieb ich also: „Laube nach Schiller! Wenn Schiller aufhört und Laube anfängt, dann hört alles auf.“

Ein paar Tage nach Erscheinen dieses Aufsatzes erhielt ich aus Leipzig einen Brief von einer mir unbekannten, ungewöhnlich schönen Handschrift, energische, klare, wohlgestaltete Züge, etwas Großartiges. Ich öffnete den Brief, er war unterschrieben: Laube. Einige der guten Freunde, wie man sie ja überall hat, hatten mit liebenswürdigen Kommentaren meinen Aufsatz an Laube eingeschickt. Zu meiner aufrichtigen Überraschung dankte mir Laube dafür, und es war ernstgemeinter Dank. Er sagte mir, der Aufsatz habe ihm da, wo ich ihn lobte, Freude bereitet; da, wo ich ihn tadelte, gefalle er ihm weniger. „Aber“, fügte er wörtlich hinzu, „das ist Temperamentsache, und Sie haben Temperament. Wenn Sie Ihr Weg mal nach Leipzig führt, besuchen Sie mich doch.“

Viel früher, als ich damals annahm, konnte ich der Einladung Folge leisten. Es wurde mir aus heiterem Himmel das Angebot gemacht, die Leitung eines literarischen Blattes in Leipzig zu übernehmen. Das garstige, das politische Lied war mir längst höchst widerwärtig geworden; und mein Verleger, mit dem ich auf freundschaftlichem Fuße stand, erfüllte meine Bitte und ließ mich vor Ablauf meines Kontraktes los. Im Herbst desselben Jahres 1869 übersiedelte ich nach Leipzig, und einer meiner allerersten Besuche in der Stadt galt Laube.

Zufälligerweise hatte ich bis dahin noch kein Bild von ihm gesehen, und ich erinnere mich noch ganz genau, welche Vorstellung ich mir von der Person machte, als ich die Talstraße entlang ging und in das schöne Haus von Ernst K e i l, dem Besitzer der „Gartenlaube“, eintrat. Laube wohnte im zweiten Stock. Nach seinen Schriften, nach seinem diktatorischen Auftreten, seiner rücksichtslosen Energie und Schroffheit, die in der ganzen literarischen und theatralischen Welt allbekannt waren, stellte ich mir eine imposante Erscheinung vor.

Laube hatte jeden Abend von halb sechs bis dreiviertel sieben Kaffeestunde. Da empfing er jeden Besuch. Ich trat gegen sechs Uhr in den großen, behaglich eingerichteten Salon. Außer der Familie waren noch zwei oder drei Gäste da. Die Familie bestand aus den beiden Damen, der Frau Geheimrat B u d d e u s, einer

prächtigen alten Dame, und deren Tochter Iduna, Laubes Frau. Alle Besucher des Laubeschen Hauses werden sich der beiden Damen mit Rührung und Dankbarkeit erinnern. Frau Iduna war ein wahrhaft ideales weibliches Wesen, von feinstem Verständnis, sorgend und liebevoll, freundlich und versöhnlich, eine Lebensgefährtin für Laube, wie er sie sich gar nicht herrlicher denken konnte.

Und nun stand ich ihm also gegenüber. Er hatte sich von seinem behaglichen Lehnstuhl erhoben und reichte mir die Hand. Ich kam vor Erstaunen gar nicht zu mir. Eine ganz kleine, zierliche Gestalt, schmale Hände, kleine Füße, der zu große Kopf auf den ersten Anblick nichts weniger als bedeutend, im Gegenteil recht plebejisch gewöhnlich, durchaus nicht schön, eher häßlich, stark hervorspringende Backenknochen, etwas eingedrückte Nase, große, wulstige, abstehende Ohrmuscheln, die Unterlippe des ziemlich großen Mundes trotzig vorgeschoben, die glatten Haare an den beiden Schläfen nach vorn gekämmt, rund geradlinig abgeschnitten — eine schusterartige Frisur! —, die hageren knochigen Backen glattrasiert, Lippen und Kinn mit einem ziemlich struppigen, blondbraunen, von weißen Strähnen durchzogenen Bart bewachsen.

Aber diese Stirn! Wundervoll ausgearbeitet. Und diese herrlichen Augen! So klug, so feurig, in so sonniger Wärme leuchtend, daß in ihrem Widerschein das ganze Antlitz wie von einem verklärenden Schimmer übergossen erschien. Wer Laube ins Auge blickte, der konnte ihn nicht häßlich finden. Er war, was die Franzosen einen beau laid nennen; er besaß eine schöne, interessante, reizvolle Häßlichkeit. Seine Stimme, ein tiefer und voller Bariton, hatte gewöhnlich etwas Knatterndes. Wenn er sich aber beobachtete und den Vortrag modulierte, zum Beispiel wenn er irgend etwas vorlas, war sein Organ auch des einschmeichelnden Wohllautes fähig.

Er kleidete sich in eigener Weise, mit einer beabsichtigten Nichtbeachtung der Modekupfer aus den letzten Jahrzehnten. Von meiner Kindheit her erinnerte ich mich, solche Erscheinungen aus der Biedermännerzeit gesehen zu haben. Um den umgeschlagenen, schmalstreifigen, geradabgeschnittenen Hemdkragen war eine ziem-

lich breite Binde geschlungen. Er trug eine bunte, zweireihige Samtweste und einen ebenfalls zweireihigen Gehrock von unbestimmbarer dunkler Farbe mit Samtkragen, sehr breiten Aufschlägen und ungewöhnlich langen Schößen, die bis übers Knie reichten. Vorn in den Schößen waren zwei große Taschen mit Aufschlägen.

Er lud mich ein, auf dem Stuhle neben ihm Platz zu nehmen. Frau Iduna schenkte mir eine Tasse von dem gut gemeinten Kaffee ein, und er bot mir eine Zigarre an, die ich mit der Motivierung, daß ich nur Zigaretten rauche, ablehnen durfte. Das hatte mir ein guter Geist eingegeben, denn die Laubeschen Nachmittagsgastzigarren standen in sehr üblem Geruch. Ehe ich mich dessen versehen konnte, hatte Laube ein Dutzend Fragen an mich gerichtet, woher ich kam der Fahrt, wie meine Art? ... Nach der fünften oder sechsten Frage mußte ich unwillkürlich lächeln. Und als er von mir Bescheid darüber haben wollte, nach welcher Himmelsrichtung hin mein Arbeitszimmer liege — das ich notabene noch gar nicht betreten hatte, denn ich hatte die Wohnung erst am Tage selbst gemietet —, mußte ich ehrlich auflachen. Nun merkte er selbst das Komische dieser beständigen Fragenstellung, und er sagte schmunzelnd: „Sie fühlen sich wohl wie ein Untersuchungsgefangener, der sein erstes Verhör bestehen muß?"

„Es gibt aber doch kein einfacheres Mittel, um sich schnell zu orientieren, als zu fragen," antwortete ich.

„Nun also, wie heißt das Stück, das Sie geschrieben haben?"

Ich sah Laube mit dem Ausdruck ehrlichster Verwunderung an. Ich hatte allerdings mein erstes Stück geschrieben. Ich hatte es vor einigen Monaten sogar ganz im geheimen auf einer kleinen Provinzialbühne aufführen lassen. Es war noch nicht gedruckt, kein Mensch hatte sich darum gekümmert. Wie konnte Laube davon Kenntnis haben? Ich lehnte mich etwas im Stuhl zurück und fragte nun meinerseits: „Aber mein Gott, woher wissen Sie denn ..."

Laube lächelte. „Ich weiß von nichts, ich setze es nur voraus, da Sie auf mich den Eindruck des ziemlich Normalen machen. Ein Schriftsteller in Ihren Jahren, ein Kritiker, der regelmäßig das Theater besucht und Stücke bespricht, der muß doch auch irgend

ein Stück geschrieben haben. Was ist es denn? Eine Römertragödie?"

„Bedaure, nein."

„Aha, also ein Hohenstaufendrama? Konradin?"

„Auch noch nicht."

„Doch nicht wohl gar etwas Modernes?"

„Allerdings."

„Merkwürdig. Haben Sie es mitgebracht?"

Ich sah ihn wieder verwundert an und fragte: „Wie denn?"

„Ob Sie es draußen im Überrock haben? Dann holen Sie es doch 'rein."

Und als ich das natürlich verneinte, sagte er: „Na, dann schicken Sie es mir recht bald ... oder bringen Sie es mir morgen zum Kaffee. Ich hoffe, Sie werden öfter kommen. Auf besondere Einladungen warten Sie nicht." —

Laube hatte sich bis dahin ausschließlich mit mir, seinem neuesten Gaste, beschäftigt, während die anderen ihre zwanglose Unterhaltung fortsetzten. Es kamen neue hinzu, als deren auffälligster und in seinem Auftreten sicherster mir Alexander Strakosch erschien. Strakosch hatte sich früher auch der Bühne gewidmet; aber das störende Mißverhältnis zwischen seiner kleinen, unansehnlichen Figur mit viel zu großem Kopf und dem ungewöhnlich starken, klangvollen Organ hatte ihm die Möglichkeit eines erfolgreichen Auftretens auf der Bühne abgeschnitten. So schuf Laube, der von der Schärfe und Deutlichkeit seiner Aussprache entzückt war, für ihn die Stelle eines „Vortragsmeisters", um vor allem jungen Schauspielern, deren Vortrag noch störende Unarten anhafteten, Unterricht zu erteilen.

Bei diesem üblichen Nachmittagskaffee war auch ein junger Schauspieler, der sich der besonderen Gunst des Direktors zu erfreuen schien. Es war Emil Claar, wenn auch nicht dem Titel, so doch seiner Wichtigkeit nach — außer einem trefflichen Darsteller — der eigentliche Dramaturg unter Laube. Laube überwies ihm einen Teil der massenhaft eingehenden Manuskripte zur Vorprüfung, und da er mit diesen Arbeiten sehr zufrieden war, zog er den jungen Claar überhaupt zu den dramaturgischen Arbeiten heran, konsultierte ihn auch wegen Kürzungen,

Umstellungen, Besetzungen und so weiter und verheimlichte nicht, eine wie gute Meinung er von diesem jungen Manne hatte. „Claar", sagte er mir eines Tages, „ist der einzige meiner Künstler, der ein wirklich gutes Bühnenauge und Bühnenohr hat." Natürlich machten sich Strakosch und Claar durch die bevorzugte Stellung, die der Chef ihnen einräumte, bei ihren Kollegen recht mißliebig.

Zwischen Laubes freundlicher Aufforderung, ihm mein Stück zu zeigen, und der Erfüllung seines mir sehr angenehmen Wunsches hielt ich es für richtig eine Anstandspause eintreten zu lassen. Aber schon am übernächsten Tage brachte mir der Theaterdiener einen Zettel: „Wo bleibt Ihr Stück? Ich erwarte Sie heute nachmittag."

Bei diesem zweiten Besuch empfing mich Laube schon wie einen alten Bekannten, ich darf beinahe sagen: wie einen jungen Freund. Es waren wieder in dem gemütlichen Salon um den runden Tisch, an dem die beiden sympathischen Damen, die alte Großmama und Frau Iduna, präsidierten, sechs, acht Gäste vereinigt. Die Unterhaltung, die Laube leitete, war ungemein lebhaft und anregend, und ich wußte nicht, wo die Zeit geblieben war, als um dreiviertel sieben, wie gewöhnlich, der Diener geräuschvoll in das Zimmer trat und mit dem eingelernten Rufe „Der Wagen ist vorgefahren!" das Zeichen zum Aufbruch gab.

Schon am Mittag des darauffolgenden Tages schrieb mir Laube, er habe mein Stück gelesen, ich möge zur gewöhnlichen Zeit zu ihm kommen, er wolle mit mir darüber sprechen. Es rührte mich wirklich, daß Laube nicht einen Tag hatte vorübergehen lassen. Ich war in großer Aufregung. Es interessierte mich im höchsten Grade, zu erfahren, was der Mann, der allgemein als der tüchtigste Bühnenkenner galt, von meinem Versuch halte.

Als ich ziemlich pünktlich halb sechs in den Salon trat, waren wir noch allein. Laube kam mir entgegen und sagte mir: „Wir wollen hier nebenan ins Zimmer treten, ich möchte doch einige Minuten ganz ungestört mit Ihnen plaudern." Das Nebenzimmer war sein Arbeitszimmer, sehr einfach eingerichtet, die Bibliothek nicht übermäßig groß, ein flacher Schreibtisch mit Manuskripten bedeckt, einfaches Mobiliar. Er setzte sich auf seinen Schreibstuhl, und ich saß ihm gegenüber. Gleich der erste Satz ließ mich nicht

im ungewissen: „Also gut ist Ihr Stück nicht," sagte mir Laube, „aber ich werde es Ihnen aufführen."

Das nicht gerade schmeichelhafte Zeugnis über meine schriftstellerische Leistung berührte mich wenig. Ich hörte nur die Schlußworte, und die bereiteten mir eine ungewöhnliche Freude.

„Wahrhaftig, Sie wollen mein Stück geben?" fragte ich in ehrlichem Erstaunen.

„Ja, ich will es geben, damit Sie merken, was Sie können und was Sie nicht können, damit Ihnen die Fehler Ihrer Arbeit recht empfindlich klar werden. Ich glaube, Sie haben das Zeug dazu, früher oder später einmal ein ganz passables Stück zu schreiben, und dazu will ich Sie ermuntern. Und deshalb gebe ich Ihr Stück, nur deswegen! Denn mir gefällt's gar nicht! Sie müssen sich Ihre französischen Einflüsse erst von der Seele herunterschreiben."

Laube ging nun das Stück mit mir in Einzelheiten durch, er empfahl mir dies und das zu beseitigen, dies und das hinzuzusetzen, die eine Szene zusammenzuziehen, einer anderen größere Bedeutung zu geben. Das dauerte so etwa zwanzig Minuten. Dann drückte er mir die Hand und sagte mir: „Ich habe wahrscheinlich Ihre Autoreneitelkeit oft verletzt, aber Sie werden trotzdem gut tun, wenn Sie meinen Rat befolgen. Übrigens gebe ich das Stück auf alle Fälle, auch wenn Sie nichts mehr daran ändern wollen." Und Laube machte nun einige sehr freundliche und ermutigende Bemerkungen, die frische Arbeitslust in mir weckten.

Nach wenigen Tagen schickte ich Laube das von mir, nach eingehender Rücksprache mit Claar, umgearbeitete Manuskript. Bei diesem Anlaß lernte ich in stundenlanger anstrengender und aufregender Arbeit, während deren ich beständig aufbrauste und mich der freundlich-duldsam lächelnde Claar mit seiner unerschütterlichen Ruhe zur Verzweiflung brachte, die außerordentliche Begabung des jungen blonden Mannes und gerade, was Laube an ihm gerühmt hatte, sein vorzügliches Bühnenauge und Bühnenohr in vollstem Maße schätzen. Laube ließ sofort die Rollen ausschreiben, und sechs Wochen darauf fand die erste Aufführung statt.

* * *

Dieses erste Stück von mir, von dem ich eigentlich nicht sagen kann, es sei vergessen, denn man hat es ja überhaupt kaum gekannt, hieß „Marion". Es spielte im modernen Frankreich und war unter der starken, leicht wahrnehmbaren Beeinflussung durch die Dramen des zweiten Kaiserreiches, mit unverkennbaren Anklängen an die „Kameliendame" von Dumas, an Barrières „Marmorherzen", an Augiers „Olympias Ehe" und dergleichen entstanden. Laube besetzte es mit seinen ersten Kräften, und wenn ich mir jetzt diese Besetzung vergegenwärtige, dann wird mir erst klar, was das Leipziger Stadttheater unter Laube gewesen ist. Es war eine Vereinigung von hervorragenden Künstlern, wie sie weder vorher noch nachher ein Privattheater je besessen hat. Von den Hauptdarstellern sind heute alle durch den Tod der Bühne entrückt: so Mitterwurzer und Frau, Hermine Delia, Mittell, Ernst Krause, Engelhardt. Dank dieser ausgezeichneten Darstellung hatte das Stück recht guten Erfolg, mehr Erfolg, als Laube erwartet und gewünscht hatte. Denn er wiederholte mir nach der Vorstellung, daß er eigentlich eine „ermutigende" Niederlage erhofft hätte. Er selbst hatte aber alles dafür getan, um dem Anfänger diese Art der Ermutigung zu ersparen. Er hatte sich des Stückes mit der liebevollsten, ich darf sagen: mit der zärtlichsten Teilnahme angenommen und auf die Einstudierung eine Sorgfalt verwandt, als ob es sich um ein dichterisches Meisterwerk handelte. Es war ja überhaupt eine seiner liebenswürdigsten Eigentümlichkeiten, daß er von dem Augenblicke an, da er sich zur Aufführung eines Stückes entschloß, sich mit dem Autor vollständig identifizierte und sich in jedes Werk, es mochte auch noch so geringwertig sein, völlig verliebte. Während der Vorbereitung eines jeden neuen Stückes gab es keinen wärmeren und beredteren Anwalt für die Schwächen, keinen schwunghafteren und begeisterteren Lobredner für die geringen Vorzüge des Autors als Laube. Während des Stadiums der Prüfung war seine Kritik stets scharf, rücksichtslos, sie konnte sogar verletzend sein. Sie milderte sich mit dem Tage der Annahme des Manuskriptes zur Aufführung, verwandelte sich während der Einstudierung in blinde Vaterliebe und trat erst nach der Aufführung wieder in sehr gemilderter Form als wohl-

wollende, nachsichtige, aber nicht geradezu verblendete Freundin hervor.

Während der Einstudierung meines dramatischen Erstlingswerkes machte ich nun auch die nähere Bekanntschaft mit der Bühne am Tage und mit der praktischen Tätigkeit des Regisseurs, von der ich bis zur Stunde recht wenig geahnt hatte. Und dieser Regisseur war glücklicherweise der allerbedeutendsten einer, wenn nicht sogar der bedeutendste. Der erste Eindruck, den ich von den Proben empfing, war unbehaglich.

Es war ein häßlicher, naßkalter Wintertag, als ich gegen neun Uhr vormittags durch den schmalen Seiteneingang eintrat, die spärlich beleuchtete Steintreppe, deren Stufen die nassen und schmutzigen Spuren des schlechten Wetters zeigten, hinaufstieg und durch das labyrinthische Gewirr den Weg zur Bühne suchte. Die im Stücke beschäftigten Künstler standen in größeren und kleineren Gruppen auf der Bühne, die durch einen Gasständer nicht sehr vorteilhaft beleuchtet war. Das große Haus lag vor mir in nächtlichem Dunkel. Bei meinem Erscheinen auf den Brettern entstand unter den Künstlern eine gewisse Bewegung. Sie war nicht gerade feindselig, aber sehr entgegenkommend erschien sie mir auch nicht. Ich glaube, ich deutete sie nicht falsch, wenn ich aus ihrer etwas erzwungenen Artigkeit herauslas: „Was will denn der eigentlich hier? Wir werden ja auch ohne ihn fertig werden. Es wäre viel vernünftiger, wenn er zu Hause geblieben wäre!“

Wenige Minuten darauf erschien Laube in einem sehr merkwürdigen, geradezu komisch wirkenden Aufzuge. Er trug einen Hut, wie ich ihn während der letzten Generationen nur bei Laube gesehen habe: einen ganz niedrigen Zylinder mit breiten, gerade abstehenden Rändern und einen langen, dunkelgrünen Pelz mit reichem Schnürwerk. Er begrüßte die Künstler artig und mich durch einen besonders herzlichen Händedruck und forderte mich auf, mich neben ihn an den kleinen Tisch zu setzen, der hart an der ganz tiefgeschraubten Rampe zur linken Seite des Souffleurkastens stand. Auf dem Tischchen brannte eine Lampe, und er legte das Manuskript meines Stückes, das er mitgebracht hatte, darauf. Dann vertauschte er seine ledernen Galoschen mit mäch-

tigen Filzpantoffeln von unwahrscheinlichem Formate und klappte auf den Tisch.

Die Schauspieler traten samt und sonders in die Kulissen. Laube beugte sich zu mir und sagte mir halblaut: „Wenn Sie irgendwelche Bemerkungen zu machen haben, so wenden Sie sich, bitte, an mich. Die Schauspieler verstehen mich besser als Sie.“ Ich verstand gar nicht, worauf das hinausging, denn ich wußte nicht, was ich für Bemerkungen hätte machen sollen. Das wurde mir erst später klar. Darauf rief er mit lauter Stimme: „Ich bitte die im ersten Akt beschäftigten Herren und Damen.“

Die Betreffenden erschienen sogleich. Laube stand auf, schlürfte auf seinen breiten Filzsocken vor, und die verschiedenen Türen bezeichnend sagte er: „Das da ist der allgemeine Eingang von der Straße; diese Tür führt in die Gesellschaftsräume, die Tür in das Schlafzimmer und die da in das Zimmer des jungen Mädchens. Und nun können wir anfangen.“

Die Schauspieler hatten zwar ihre Rollen in der Hand, aber sie gebrauchten sie doch nur etwa wie einen Gebirgsstock in der Ebene. Sie hatten allesamt vortrefflich memoriert und brachten mit Hilfe des Souffleurs fast durchgängig den Wortlaut. Die Stellungen waren ganz einfach und ergaben sich beinahe von selbst. Der Dialog wurde nur selten durch einige Fragen, die sich auf das Äußerliche bezogen, unterbrochen: „Kann ich meinen Hut auf den Stuhl da stellen?“ „Jetzt möchte ich wohl hinübergehen?“ „Darf ich mich setzen?“ „Hier könnte ich wohl aufstehen?“ und so weiter. Laube nickte fast regelmäßig zustimmenden Bescheid. Wir waren mit dem ersten Akte schon vor zehn Uhr vormittags fertig. Ich kann nicht gerade behaupten, daß ich von der Darstellung sehr begeistert war, aber ich war ganz zufrieden.

Laube erhob sich, trat in die Mitte der Bühne, und die Schauspieler bildeten um ihn eine Korona. „Na also,“ sagte er, „das war gar nichts! Ich habe Sie nicht unterbrechen wollen, aber das war ja alles verfehlt.“

Und nun gab er eine Analyse des ersten Aktes, die geradezu meine Bewunderung erregte. Er sprach erst über die Verhältnisse im allgemeinen, über die Familie; er charakterisierte die einzelnen Personen und jede mit einer solchen Schärfe, daß ich nach

jedem Satze im geheimen aufseufzte und mir sagte: „Ach hättest du es doch so machen können, wie es Laube verstanden hat!“ Nun schälte er den Kern der Handlung heraus, wies auf die einzelnen Sätze hin, die für die Exposition und für das Verständnis des folgenden von Wichtigkeit waren, und wandte sich dann an jeden einzelnen der Schauspieler. Er kannte mein Stück vollkommen auswendig, viel besser als ich. Unter Nutzanwendung der allgemeinen Bemerkungen, die er vorher gemacht hatte, sagte er nun einem jeden, wie er seine Rolle zu gliedern habe. Er zitierte lange Sätze aus dem Kopfe und sprach, wie gesprochen werden mußte. Und ich staunte den kleinen Mann im grünen Pelz mit den ungeheuren Filzsocken immer mehr an, wie eindringlich er den Künstlern es beibrachte, worauf es ankam, wie es zu machen war. Welche Mannigfaltigkeit im Modulieren seines knarrenden Organs! Wie ausdrucksvoll seine Geste, wie sprechend und überzeugend seine Mimik!

Ich weiß nicht, wie lange diese Unterweisung dauerte, aber ich werde diese viertel oder halbe Stunde nicht vergessen, die ganz gewiß zu den anregendsten und lehrreichsten in meiner schriftstellerischen Laufbahn gehört hat. Es war mir eine vollkommene Offenbarung — oder besser: eine Entdeckung. Denn es wurde mir da mit einem Male ein Gebiet erschlossen, das mir bisher nicht bloß unbekannt geblieben war, von dessen Existenz ich überhaupt nichts geahnt hatte.

Die Schauspieler hatten mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört. Laube setzte sich wieder, während er sagte: „Nun wollen wir also noch einmal von vorn anfangen.“

Bei diesem zweiten Durchsprechen war in dem kleinen Mann, der bisher nur schweigsamer Zuhörer gewesen war, eine vollkommene Wandlung vorgegangen. Jetzt unterbrach er beinahe bei jedem Satz. Er ließ einzelne Sätze fünf-, sechsmal wiederholen, einzelne Szenen zwei-, dreimal. Und immer wieder unterbrach er, immer wieder wurde gefeilt. Von irgendeiner „Stimmung“ war nun nicht mehr die Rede. Ich wußte kaum, daß es das Stück von mir war, das da so zerhackt und in seinen kleinen Teilchen so verarbeitet wurde. Ich weiß nur: als dieser erste Akt zum zweitenmal in dieser dem Autor grausam erscheinenden Zer-

legung zu Ende war, hatte ich das Gefühl: daraus kann nie etwas Gescheites werden; das ist ja gar kein Stück, was ich da geschrieben habe!

Das einzige, was mir aus diesem Wirrwarr, der mich betäubte und verstimmte, hervorleuchtete, war die außerordentliche Sorgfalt, die Laube darauf verwandte, daß die durch den ganzen Akt verstreuten Einzelheiten, die eine sachliche Wichtigkeit hatten, die über Verhältnisse und Persönlichkeiten bestimmte Angaben enthielten, für die gegenwärtige oder zukünftige Situation aufklärende Tatsachen streiften, — daß also alle Momente der sogenannten Exposition mit pedantischer Deutlichkeit herausgebracht wurden. Das waren bald längere Sätze, bald nur einzelne Worte, mitunter war es nur eine Bewegung, ein Blick. Sein ständiger Kommentar für diese Herausarbeitung des oft nicht ganz Deutlichen, nur Angedeuteten war: „Das muß das Publikum erfahren. Das Publikum muß immer klüger sein als der Schauspieler auf der Bühne."

Um diese Motivierung recht anschaulich zu machen, legte Laube nicht nur Wert darauf, daß der Schauspieler die betreffenden Stellen im Vortrag richtig herausbrachte, — er unterstützte die Leichtigkeit des Verständnisses beim Publikum auch durch allerlei kleine äußerliche Mittel, in deren Erfindung er unerschöpflich war. Wenn er einzelne Sätze oder Wörter herausgehoben, unterstrichen haben wollte, so suchte er die Wichtigkeit dieser Sätze und Wörter nur in seltenen Fällen durch stärkere Betonung oder Wechsel im Tempo hervortreten zu lassen. Durch allerlei Kleinigkeiten wußte er die Aufmerksamkeit des Publikums gerade darauf hinzulenken, worauf es ankam, — durch Kleinigkeiten, die das Publikum selbst gar nicht bemerkte. Er rief dem Schauspieler zum Beispiel zu: „Jetzt machen Sie eine kleine Pause. Nehmen Sie die Zeitung, die vor Ihnen liegt, und glätten Sie sie langsam auf den Knien, und währenddem sagen Sie den Satz. Wenn Sie sich mit der Zeitung beschäftigen, ist es ganz natürlich, daß Sie etwas zerstreut sind. Also da suchen Sie nach den einzelnen Wörtern! Dadurch wird das, was Sie sagen, wichtiger. Die Zeitung können Sie dann wieder hinlegen. Die brauchen wir dann nicht mehr." Oder: „Bei diesem Satze können Sie eine Bewegung machen, die Sie überhaupt noch nicht gemacht haben — also etwas Auffälliges.

Reiben Sie die Hände ein wenig und dozieren Sie dann mit dem Zeigefinger! Bei dem und dem Worte, das wir genau hören wollen — denn im dritten Akte kommt es nochmals vor und hat eine komische Wirkung — tippen Sie vernehmlich auf die Tischplatte! In der Situation selbst wird man gar nicht wissen, was das zu bedeuten hat, man wird es überhaupt nicht bemerken. Aber wenn dann im dritten Akt, in der anderen Situation, dasselbe Wort mit einem komischen Beigeschmack wiederkommt, dann reagiert das Gehirn auf das vorher Angeregte." Oder er sagte zu dem Mitspieler: „Bei diesem Satze legen Sie die Stirn in Falten und beugen sich zu dem Sprecher vor, als ob Sie nicht recht verstanden; worauf Sie der Sprecher etwas verwundert ansehen und nun ganz natürlicherweise das folgende, das wir gerade hören wollen, etwas langsamer und eindringlicher sagen wird."

Dergleichen Weisungen gab er zu Dutzenden, alle einfach, ungesucht, zutreffend. Der eine oder der andere wird für diese geringfügigen Äußerlichkeiten vielleicht nur ein mitleidiges Lächeln haben und geringschätzig darüber aburteilen. Ich gebe ja auch ohne weiteres zu: die Mittel selbst sind nicht sehr bedeutend. Aber wie er sie anwandte, wie er die richtigen Stellen heraussuchte, das war die große Kunst der Laubeschen Regie.

Nach fünfstündiger Probe hatte Laube die ersten drei Akte bewältigt, mit dem vierten, dem Schlußakt, sollte am anderen Morgen begonnen werden. Vor dem zweiten und dem dritten Akte hatte Laube mit den einzelnen Schauspielern längere Besprechungen gehabt, sie auf dies und das im voraus aufmerksam gemacht. Aber das verhinderte nicht, daß sie beständig unterbrochen wurden, und daß die ewigen Wiederholungen, zu denen sich die Schauspieler ohne weiteres bequemten, dem Autor die Stimmung vollständig raubten und ihn gründlich ermüdeten und verstimmten.

Ich wohnte nicht weit von Laube. Wir hatten denselben Weg und gingen zusammen. Er wußte ganz genau, was in mir vorging. Ich sagte ihm, daß ich als völliger Neuling einstweilen etwas konfus geworden sei, daß mir aber das Stück gar nicht mehr recht gefallen wolle.

„Heute nachmittag werden Sie mir wahrscheinlich schreiben, daß Sie es zurückziehen," sagte er mir lächelnd. „Ich kenne das.

Und morgen wird Ihre katzenjämmerliche Stimmung noch schlimmer sein. Sie werden sich zuschwören, daß Sie nie wieder etwas für die Bühne schreiben. Über solche Kinderkrankheiten müssen Sie eben hinwegkommen. Die haben wir alle durchgemacht. Die große Krisis steht Ihnen noch bevor. Und Sie werden in den nächsten Tagen ganz gewiß davon überzeugt sein, daß Sie absolut kein Talent haben und daß Sie am weisesten handeln würden, wenn Sie Einpauker für Einjährige oder Reisemarschall würden oder einen Zigarrenladen an der Ecke aufmachten. Dabei setze ich noch voraus, daß Sie nicht zu den besonders empfindlichen Autoren gehören. Denn die Sensitiven tragen sich während der Proben zu ihrem ersten Stück immer mit Selbstmordgedanken. Also kommen Sie heute zum Kaffee, dann wollen wir weiter sprechen!"

Er hatte ganz Recht, der brave Alte! Mir war während der nächsten Tage schrecklich zumute, und ich befreundete mich schon unwillkürlich mit dem Zigarrenladen an der Ecke.

Laube und seine beiden Damen, besonders Frau Iduna, wetteiferten in rührender Liebenswürdigkeit. Sie behandelten mich wie ein krankes, verzogenes Kind und trösteten mich, als ob mir das Unglück schon widerfahren sei, während ich doch auf alle Fälle die bevorstehende Aufführung eines ersten Stückes von mir unter Heinrich Laube als ein großes Glück in meiner schriftstellerischen Laufbahn zu betrachten hatte.

Rastlos arbeitete Laube während der langen Vormittagsproben weiter an dem Stück, und jeden Tag war seine Arbeit sozusagen eine ganz andere. Einmal kümmerte er sich lediglich um das Tempo, ein andermal lediglich um die Stimmstärke und die Stimmlage, dann um die Mimik und Geste. Am fünften Tage endlich sagte er mir: „Heute wollen wir mal nicht unterbrechen und sehen, wie weit wir jetzt sind."

Dieser fünfte Probentag war wohl der seltsam froheste, den ich in meiner Laufbahn als dramatischer Autor zu verzeichnen gehabt habe. Ich war erstaunt und in tiefster Seele beglückt, als ich nun wahrnahm, was Laube aus dem Stück gemacht, wie fein und richtig er Licht und Schatten verteilt, Ruhe und Bewegung hineingebracht hatte, wie scharf umrissen die einzelnen Charaktere

waren, mit welchem erstaunlichen Relief das Wichtige jetzt hervorsprang, wie das sachlich weniger Wesentliche, das Stimmunggebende fein abgetönt und gemildert war. Wenn ich diesen ersten Akt, wie er sich jetzt vor mir abspielte, mit dem verglich, wie er sich am ersten Tage ohne Laubes Einwirkung abgespielt hatte, dann hatte ich wirklich Mühe, zu erkennen, daß es dasselbe war, was ich an jenem und an diesem Tage gesehen hatte.

Ich habe hier an dem einen Beispiel, das mir am nächsten lag, die Laubesche Regie in großen Zügen zu schildern versucht. Ich habe später noch sehr oft Laube am Regietische gesehen, sowohl bei meinen späteren Stücken, die er aufgeführt hat, wie auch bei anderen modernen und bei klassischen. Es war immer dieselbe unendliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, dasselbe tiefe geistige Eindringen, dieselbe bewundernswerte Gabe, die Schauspieler in die tiefsten Tiefen des Verständnisses einzuführen und ihnen einfache, faßliche Mittel zu bieten, das richtig Verstandene zu richtiger Anschauung zu bringen. Immer derselbe unermüdliche Fleiß, dieselbe kluge Freudigkeit der Arbeit, die alle Künstler mit sich riß. Und seine Schauspieler vertrauten ihm blindlings.

Niemals hat ein Regisseur dem unbefangenen Publikum das Verständnis in höherem Maße erleichtert, als es Laube getan hat. Er besaß in unerreichter Weise die Kunst, jeden einzelnen der Zuschauer glauben zu machen, daß er besonders intelligent sei, daß er allein diese oder jene kaum erkennbare Feinheit der Dichtung herausgewittert hatte. Die Klarheit, Deutlichkeit und Faßlichkeit war es, worauf er beständig hinarbeitete, und in der Ausübung dieser Kunst ist er der erste Meister gewesen und geblieben.

Die von Laube inszenierten Stücke hatten die sonnige Helle eines Sommermittags im hohen Norden.

Diesen leuchtenden Vorzügen standen allerdings auch Nachteile gegenüber. Laubes Abneigung gegen das Dämmerlicht, gegen gebrochene Töne, gegen verwischte Konturen schädigten mitunter auch das, was wir „Stimmung" nennen. Und das trat um so merklicher hervor, als Laube für alles, was mit der äußerlichen Form der Darbietung zusammenhing, nicht das geringste Verständnis besaß. Auf das Bühnenbild, auf Dekorationen, Möbel und Requisiten, auf Beleuchtung und alles, was die Vorgänge auf

der Bühne stimmungsrichtig umrahmt, legte er gar keinen Wert. Es war ihm sogar störend, wenn sein Auge zu sehr beschäftigt wurde. Er hatte für diese Spezialität der Regie, die in Dingelstedt einen feinfühligen Virtuosen besaß, nur Ausdrücke der Geringschätzung und Verachtung. Es erschien ihm als „aufdringliches Protzentum", als „Tapeziererkunst" — das sind alles Ausdrücke, die er oft gebrauchte —, als ein gefährliches Verwechseln des Unwesentlichen mit dem Wesentlichen, als eine Ablenkung vom Werke des Dichters und von der Kunst des Darstellers auf den Kostümschneider und Prospektpinseler.

Er ging in dieser einseitigen Auffassung entschieden viel zu weit. Die Laubesche Bühne sah mitunter störend öde und langweilig nüchtern aus. Aber das läßt sich nicht leugnen, daß auf diesem gähnend poesielosen Hintergrunde das Geistige dafür um so glänzender hervorleuchtete. Und das Lob wird Laube von jedem seiner einsichtigen und unparteiischen Zeitgenossen zugestanden werden müssen: daß nie ein Bühnenwerk wirkungsvoller, klarer, eindringlicher dargestellt worden ist als unter seiner Leitung und daß auch nie ein Schauspieler besser gespielt hat als unter ihm.

* * *

Man hätte wohl annehmen dürfen, daß Leipzig sehr glücklich sein müßte, für die Leitung seines schönen neuen Theaters einen solchen Theatermann gefunden zu haben. Laubes Vorgänger war Herr von Witte, ein erfahrener Routinier, für den übrigens auch das Theater, wenn es ein gutes Geschäft, ein Vergnügen war. Leipzig stand damals als gute Theaterstadt bei den Provinzialdirektoren in besonders hohem Ansehen und namentlich jetzt, da das alte Theater für Proben und dergleichen noch immer als brauchbar sich erwies und das neue Theater schon als architektonische Zierde der Stadt an sich große Anziehungskraft besaß. Herr von Witte machte also gute Geschäfte, nach Auffassung der Kunstfreunde an der Pleiße zu gute Geschäfte, und darüber ärgerten sie sich.

„Wir bekommen nicht genug für unser Geld, wir werden übervorteilt." Das war die Stimmung, die immer mehr um sich griff,

obgleich die Vorstellungen gar nicht schlecht gewesen sein sollen. Der gewandte und lebenskluge Herr von Witte kümmerte sich zunächst gar nicht um das Gerede. Er hatte es verstanden, mit den wichtigsten Persönlichkeiten des Magistrats, mit dem er seinen Pachtvertrag abgeschlossen hatte, und auch mit dem einflußreichsten Kritiker, Rudolf von Gottschall, dessen Stimme maßgebend war, sich auf guten Fuß zu stellen. Aber die Wühlereien gegen den sich bereichernden Direktor dauerten fort, verschärften sich immer mehr, es hagelte Flugblätter in gehässigster Form voll persönlichster Invektiven, man stöberte in den Familienverhältnissen des Direktors herum, und die Kritik, die dem Leiter des Instituts gelten sollte, wandelte sich in einen widerwärtigen Klatsch. Das hielten auch die Nerven des gar nicht empfindlichen Herrn von Witte auf die Dauer nicht aus. Er zählte die Häupter seiner Lieben, und als er zu seinem Troste feststellen konnte, daß er genug hatte, um ohne Ärger und ohne Theater angenehm zu leben, machte er sich mit dem Gedanken vertraut, seinen Pachtvertrag zu kündigen, der noch sechs Jahre lief, und bemühte sich persönlich, einen Nachfolger zu finden, von dem er mit Sicherheit voraussetzen durfte, daß dieser der entscheidenden Instanz genehm sein würde. Er setzte sich also mit Heinrich Laube in Verbindung. Und Laube nahm das Anerbieten an.

Bis zum letzten Januar 1869 hatte Herr von Witte gespielt und war ohne Schmerz von seinem Pachtvertrage zurückgetreten. Schon am folgenden Tage, 1. Februar, also mitten in der Saison, begann der neue Direktor mit seiner neu zusammengestellten Schauspielergesellschaft. Er hatte also nicht einmal Raum zu genügenden Vorbereitungen gehabt und ebensowenig Zeit, ein künstlerisches Personal, wie es seinen Bedürfnissen entsprach, aufzustellen. Die alten Künstler, deren Kontrakte er von Witte übernehmen mußte, behagten ihm nicht; die neuen, von ihm verpflichteten, kannte er zum Teil sehr wenig.

Trotzdem brachte ihm die Eröffnungsvorstellung, wie ich schon erwähnt habe, einen großen künstlerischen Erfolg. Immerhin war für ihn der Anfang doch recht viel schwerer, als für den leichtlebigen Witte das Ende gewesen war.

Laube hatte sich während seiner langjährigen Burgtheater-

leitung vollkommen eingewienert und sich eine Stellung gemacht, in der er sein autokratisches Eigenwesen in künstlerischer Beziehung eifersüchtig hütete. Darüber war er ja gestolpert; in Leipzig, glaubte er, sei ein unberechtigter Eingriff in seine Kompetenzen nicht zu befürchten. In dem Punkte aber täuschte er sich gehörig. Die Herren vom hohen Magistrat der „mittleren Stadt", wie er Leipzig in Wort und Schrift mit beabsichtigter Bosheit beständig bezeichnete, waren ebenso anspruchsvoll und vielleicht noch empfindlicher als die Mitglieder des Kaiserlich Königlich Apostolischen Hofstaats in Wien. Gleich in den ersten Tagen kam es zwischen dem Pächter Laube und der Verpächterin Stadt Leipzig zu einer der peinlichen Szenen, die man mit dem nicht sehr gewählten, aber treffenden Ausdruck „Krach" zu bezeichnen pflegt. Laube kam auf die Probe und bemerkte vorn auf der Bühne, unweit des Regietisches, an dem Laube Platz nahm, einen bereitgestellten Stuhl. Laube rief den Inspizienten herbei und fragte ihn: „Für wen ist der Stuhl da?"

„Für den Herrn Oberbürgermeister," antwortete der Inspizient. „Der Herr interessiert sich sehr lebhaft für Inszenierung neuer Stücke."

„So," antwortete Laube; „dann nehmen Sie mal den Stuhl weg!"

Nach einiger Zeit erschien wirklich der hohe städtische Beamte. Als Laube ihn erblickte, ging er ihm entgegen und sagte zu ihm: „Bei unserer künstlerischen Vorarbeit sind wir gern unter uns. Die Anwesenheit jedes nicht Beschäftigten ist da vom Übel. Ich habe also den Stuhl wegnehmen lassen."

So fing's an, und so ging's weiter.

Dazu kam nun noch etwas. Laube hatte in Wien immer aus dem vollen schöpfen können und niemals selbständig ein finanziell wichtiges Unternehmen geleitet. Nun merkte er bald, daß das Theater ein gefräßiges und kostspieliges Unternehmen ist und daß die Kosten zunächst aus seiner Tasche gingen. Er machte sich unnütze Sorgen, daß er mit den Einnahmen, die konstant gut blieben, die Ausgaben kaum decken könne, und fing an zu knickern und zu knausern. Die Leipziger machten lange Gesichter; sie hatten's ja Herrn von Witte schon

genügend verdacht, daß sie nicht genug für ihr Geld bekämen. „Mir Leipziger sein helle."

Aber noch nicht genug. Der sehr fruchtbare Rudolf von Gottschall war als Dramatiker ganz und gar nicht nach dem Geschmack Laubes. Dieser hatte schon in Wien den Dichter sehr schlecht behandelt und während seiner langjährigen Wiener Direktion nur ein einziges Stück von Rudolf von Gottschall aufgeführt: „Pitt und Fox", — und zwar nach langem Sträuben. Das Lustspiel war, wie Laube in seiner „Geschichte des Burgtheaters" wörtlich schreibt: „schon jahrelang vorhanden, und die Verzögerung lag an mir". Er hatte sich über Gottschalls dichterische Leistungen immer recht abfällig ausgesprochen. Und nun trafen die beiden persönlich zusammen.

Gottschall hatte den sehr begreiflichen Ehrgeiz, in der Stadt seines Lebens und Wirkens auch auf der Bühne zu Worte zu kommen; er hatte einen erheblichen Vorrat an Lust-, Schau- und Trauerspielen. Seine dramatischen Dichtungen füllen zwölf Bände. Um verlockende Vorschläge, dieses oder jenes seiner Werke doch aufzuführen, war der Autor also nicht verlegen. Laube stellte sich schwerhörig. Meines Erinnerns griff er endlich nach dem alten „Pitt und Fox", wohl dem einzigen Stück, das er genau kannte und das er in Wien, wie er sagte, „durchgedrückt" hatte.

Während Laube in Karlsbad seine übliche Kur brauchte, suchte ihn Strakosch auf, um ihm Bericht über die Vorgänge im Leipziger Theater während Laubes Abwesenheit zu erstatten. „Hat Sie denn Gottschall in Ruhe gelassen?" fragte Laube. „Er hat an mich geschrieben und mir gesagt, er habe Ihnen seine beste Tragödie zum Lesen gegeben, und Sie seien sehr erbaut davon." Strakosch suchte sich durch eine gewundene Erklärung herauszureden und gab, als Laube ihn fragte: „Was ist denn das für ein Stück?" verlegen die Antwort: „Katharina Howard." Laube lächelte: „Katharina Howard? Mich schauert!"

Laubes Witz machte bald in Leipzig die Runde, und Gottschall wußte ganz genau, was Laube von ihm hielt und was er von Laube als Förderer seiner dramatischen Dichtkunst zu erwarten hatte. Gottschall behandelte ihn als Kritiker im „Tageblatt" in der Form übrigens durchaus anständig und vornehm, aber doch

kühl bis ans Herz hinan. Daß Gottschall mancherlei aufmutzte, was ihm wahrscheinlich entgangen wäre, wenn ein guter Freund die kleinen Schwupper begangen hätte — du lieber Gott, das ist doch menschlich!

Gottschalls Stimme war sehr eindrucksvoll, und wenn er dies und das an der Einrichtung als zu wohlfeil, zu nüchtern, zu power, ja als eines großen Theaters geradezu unwürdig bezeichnete, so sagte er gerade das, was die Leipziger so gern hören wollten: „Der Mann steckt unser Geld in die Tasche, und wir kriegen nicht genug dafür." Kurzum, schließlich erwiesen sich die an und für sich durchaus nicht erkennbar gehässigen Kritiken doch als recht wenig förderlich für das Laubesche Unternehmen, vielleicht sogar als recht schädlich.

Eines Tages begegneten sich Laube und Gottschall vor dem Theater. Nach flüchtiger Begrüßung trat Gottschall beherzt an Laube heran und fragte: „Sagen Sie mal, Herr Doktor, warum geben Sie denn keine neuen Stücke von mir?"

„Weil sie schlecht sind," antwortete Laube.

Die beiden begrüßten sich noch einmal. Und das war wohl das letztemal.

Denn nun machte Gottschall, der die kritische Erhabenheit nicht bis zur Selbstverleugnung zu läutern imstande war, aus seinem Herzen keine Mördergrube. Er erklärte öffentlich, er habe die Laubesche Wirtschaft nun lange genug mit angesehen; jetzt aber werde er dieser „Dramaturgie", wie Herwegh der Regierung Friedrich Wilhelms IV., eine „gesinnungsvolle Opposition" machen. So bildeten sich zwei einander schroff gegenüberstehende Parteien: wer für Laube war, konnte nicht für Gottschall sein, und umgekehrt.

Gottschall hatte sich einstweilen relativ ziemlich ruhig verhalten. Aber Laubes leidenschaftliche Anhänger schürten die glimmende Glut zu heller Flamme. Mit einer heutzutage geradezu unbegreiflich andauernden Hartnäckigkeit wurde der Kampf weitergeführt. Gegenüber diesen Angriffen auf Gottschall, die in jener Tonart gehalten waren, die seit Herrn von Wittes letzter Zeit für Auseinandersetzungen über die Theaterfrage in Leipzig die übliche geworden war, wirkte die Mäßigung, die sich Gottschall auferlegte und noch immer bewahrt hatte, um so schädlicher.

Wohl weniger, um sich dem klugen und unliebsamen Kritiker gefügig zu erweisen, als um den Gottschallianern den Handschuh hinzuwerfen und ihnen zu zeigen, für wen sie sich begeisterten, brachte Laube gerade in diesen kritischen Tagen — Mitte November 1869 — das längst angenommene Lustspiel „Pitt und Fox" zur Aufführung. Wahrscheinlich verübelte er es seinen Anhängern nicht, daß sie dem Stück im Theater ein unverdient hartes Schicksal bereiteten; und er war wohl auch nicht betrübt darüber, daß es von den der jetzigen Direktion ergebenen Zeitungschreibern mit grinsender Schadenfreude abgeschlachtet wurde. Das waren keine Kritiken mehr, es waren lange Sündenregister aller der Untaten, die sich Gottschall angeblich hatte zu schulden kommen lassen.

Und nun riß auch Gottschall der Geduldsfaden. Ich erinnere mich nicht mehr, ob der Dichter der Leipziger Aufführung seines Lustspiels beigewohnt hatte. Ich glaube, er war nach Berlin gefahren, um der ersten Vorstellung seines neuesten Lustspiels „Annexion" beizuwohnen, das im Wallnertheater durchfiel. Er war also zum Schäkern durchaus nicht aufgelegt. Er antwortete auf die schärfsten und gehässigsten Kritiken, die über „Pitt und Fox" in Leipzig erschienen waren, mit einer langen Kritik der Leipziger Theaterzustände unter Laube, drehte den Spieß um, kümmerte sich nicht um die dunklen Ehrenmänner, die mit gesenktem Visier auf ihn eingestürmt waren, sondern griff Laube offen und mit einer Vehemenz und Schonungslosigkeit an, die sich nur daraus erklären läßt, daß er Laube selbst für den intellektuellen Urheber der gegen ihn veröffentlichten Pamphlete hielt. Gottschall ließ an Laube als Theaterdirektor kein gutes Haar. Seine klassischen Aufführungen seien skandalös, tüchtige Künstler würden in den Hintergrund gedrängt, er experimentiere mit wohlfeilen Anfängern, die niedrige Schaulust der „Freßmesse" werde in unerlaubtester Weise ausgebeutet. Geldmacherei sei das allein leitende Prinzip, der Geschäftsmann Laube habe den Dramaturgen totgeschlagen.

In allen größeren Blättern gibt es unter den Anzeigen einen Schmollwinkel, in dem jedermann, der den unwiderstehlichen Drang fühlt, über Persönliches und Sachliches seine Meinung, gewöhnlich in unhöflichster Weise, auszusprechen, gegen Bezahlung

der Einrückungskosten seine Neigung befriedigen kann. Diese Spezialität war in Leipzig ganz besonders ausgebildet. Der Raum, den diese von den Unzufriedenen bezahlten Schmähungen einnahmen, hieß „die Eselswiese". Auf dieser Eselswiese tobte nun eine Katzbalgerei ohnegleichen. Alltäglich brachte die letzte Spalte der Lokalblätter wochen- und monatelang Dutzende solcher sinnlosen Schimpfereien. Laube ignorierte sie, und Gottschall gab seinem Ärger gelegentlich in einer wirklich sehr schroffen und sehr unfreundlichen Kritik einer von Laube neu in Szene gesetzten Aufführung des „Tell" Ausdruck. Darauf antwortete nun im Redaktionsteile des „Fremdenblattes", das Laube freundlich gesinnt war, der Theaterkritiker, der die Laubesche Inszenierung über den grünen Klee herausstrich, gleichzeitig aber eine Schauspielerin aus dem Witteschen Nachlaß unbarmherzig herunterriß. Die junge Dame gehörte also zu den „alten" Mitgliedern und war die Braut des Darstellers jugendlicher Heldenrollen, der von Laube nicht sehr hochgeschätzt und deshalb nicht viel beschäftigt wurde. Der heißblütige Bräutigam überfiel am selben Abend, an dem die Fremdenblattkritik erschienen war, im Wandelgang des Theaters den Kritiker und mißhandelte ihn mit wuchtigen Faustschlägen, für die die Bezeichnung einer tätlichen Beleidigung viel zu milde war.

Nun, nach viermonatigem dumpfen Grollen entlud sich also das Gewitter (März 1870). Das durch die Eselswiese jetzt genügend aufgehetzte Publikum benutzte diesen widerwärtigen Zwischenfall zu recht wenig geschmackvollen Demonstrationen. Als die zu scharf kritisierte Braut wieder die Bretter betrat, wurde sie mit minutenlangem Beifall begrüßt, und als kurz darauf die Braut eines anderen Darstellers auftrat, der, wie man wußte, in Laubes höchster Gunst stand, wurde diese mit Zischen, Pfeifen und Johlen in so pöbelhafter Weise insultiert, daß die sehr tüchtige Schauspielerin in Ohnmacht fiel. Meines Wissens hat sie die Leipziger Bühne nie wieder betreten.

Diese ekelhaften Skandalszenen wiederholten sich Tag für Tag. Sie verpflanzten sich auch an Sonn- und Feiertagen auf das alte Theater, und im wachsenden Tumult vernahm man an einem hohen Festabend des allgemeinen Ulks kreischende Stimmen:

„Laube! Laube! Laube! Laube soll sprechen!" An seiner Stelle erschien der Regisseur und erklärte, der Direktor sei bereit, Rede und Antwort zu stehen; er bitte die Abonnenten und Theaterfreunde, aus ihrer Mitte eine Deputation zu wählen, um ihn über die Wünsche des Publikums zu belehren; er werde diese Wünsche, soweit es ihm möglich sei, sehr gern erfüllen.

Darauf brach der Sturm erst recht los. Von allen Seiten schrie und tobte man: „Wir brauchen nicht zu Laube zu gehen! Laube soll sich vor uns rechtfertigen! Wir kennen den Schwindel! Mir sein helle!" Den armen Damen, die auf der Bühne beschäftigt waren, erging es übel. Frau Bachmann-Günther und die junge, liebreizende Frau Mitterwurzer konnten sich nicht mehr auf den Beinen halten, und Fräulein Hermine Delia fiel in Krämpfe. An Weiterspielen war natürlich nicht zu denken.

Der folgende Tag, Montag, 21. März, verlief ruhig. Ein vom hohen Magistrat und der Theaterleitung gemeinsam unterzeichneter Anschlag mahnte in würdigen Worten zur Ruhe. Vor Beginn der Vorstellung trat Laube vor das bis auf den Giebel besetzte Haus und hielt eine kurze Ansprache, die respektvoll und anständig angehört wurde. Er sagte, man möge sein spätes Erscheinen nicht als eine Mißachtung des Publikums auffassen; er habe nie geglaubt und glaube bis zu diesem Augenblicke auch nicht, daß die der Bühnenkunst geweihten Räume die Tribüne zur Schlichtung von Streitfällen zwischen Publikum und Theaterleitung seien. Er werde den gegen ihn gerichteten Angriffen in der Presse entgegentreten und hoffe auf Verständigung. Lauter allgemeiner Beifall dankte dem Redner.

Der rasende See hatte übrigens schon eines der geforderten Opfer verschlungen: Emil Claar, der, gewiß mit Recht, als Laubes Intimus galt, der Verlobte der beschimpften Künstlerin Hermine Delia, war des unwürdigen Treibens müde und hatte seinen verehrten Gönner um seine Entlassung gebeten. Er wurde darauf unter Baron von Loën dramaturgischer Direktor des Weimarischen Hoftheaters, später Direktor des Deutschen Landestheaters zu Prag, leitete dann mit größtem künstlerischem und materiellem Erfolge das Residenztheater in Berlin und be-

endete seine ungewöhnlich glänzende Theaterlaufbahn als Intendant der Frankfurter Theater.

Es schien also, als ob der Leipziger Konflikt erledigt sei — wenigstens bis auf weiteres. Laube hatte nach der angekündigten Darlegung in den Leipziger Blättern dem Magistrat sein Entlassungsgesuch eingereicht. Die Väter der Stadt schämten sich der Vorfälle doch wohl einigermaßen und gaben Laube die einzig mögliche Genugtuung: sie wiesen sein Gesuch einstimmig zurück. Aber Laube hatte keine Freude mehr an seiner Arbeit. Ihn fesselte nur noch das Gefühl der Pflicht an die Leipziger Bühne.

Gottschall aber hatte das Schwert nicht in die Scheide gesteckt. In jeder seiner Kritiken kehrten die alten Klagen wieder über Laubes Direktionsfehler, über das ungenügende Künstlerpersonal, über die Lücken, die wegen Knauserigkeit nicht ausgefüllt wurden, und dergleichen.

Aber das wäre ein recht langweiliger Schluß der Leipziger Lokaltragödie gewesen, das Satyrspiel durfte nicht fehlen.

Eines schönen Tages bröckelte ein Stückchen des Gipsornaments vom Plafond des Zuschauerraumes ab und zerplatzte im Parkett. Zum Glück war es vor der Vorstellung, denn das kleine Stückchen steinhart gewordenen Gipses hätte wirklich Unheil anrichten können; offenbar aber machte die Unzuverlässigkeit der Decke eine gründliche Reparatur nötig, deren Dauer nicht zu bestimmen war. Das neue Theater mußte also geschlossen werden. Laube konnte durch diesen von ihm völlig unverschuldeten Zwischenfall unter Umständen eine erhebliche Einbuße erleiden. Er forderte, nach Rücksprache mit seinem Rechtskonsulenten, eine entsprechende Entschädigungssumme, die indessen von den Stadtverordneten als zu hoch gegriffen und unannehmbar erklärt wurde. Darauf machte Laube kurzen Prozeß und äußerte jetzt mit verstärkter Dringlichkeit sein Verlangen, je eher, je lieber seines Kontraktes entbunden zu werden. Er unterstützte das schriftliche Gesuch durch eine überaus drastische mündliche Bemerkung, die in gebildeten Kreisen nur unter Bezugnahme auf ein klassisches Zitat angewandt wird und die den hohen Rat der Stadt Leipzig dazu bestimmen mußte, in die energisch geforderte

Entlassung des Direktors einzuwilligen. Laube schlug das Fenster zu, und die kunstsinnige große Seestadt an der Pleiße hatte ihren Willen gehabt.

* * *

Das Gerücht vom bevorstehenden Scheiden Laubes hatte sich natürlich sofort allgemein verbreitet. Ich wartete mit Ungeduld auf die Kaffeestunde am Nachmittag, um Laube die Hand zu drücken. Ich hatte erwartet, daß der behagliche Salon im Keilschen Hause wie gewöhnlich, und besonders an diesem Tage, überfüllt sein würde. Ich trat ein. Der Anblick, der sich mir bot, bewegte mich tief.

Auf dem Diwan saß wie gewöhnlich in der einen Ecke die würdige Matrone, die Schwiegermutter Laubes, Frau Geheimrat Buddeus, und häkelte, neben ihr Frau Iduna. Laube paffte in seinem Großvaterstuhl, neben ihm stand Emil Claar, der mir entgegenging. Außerdem ... außerdem niemand. Ich habe niemals die Richtigkeit der üblichen Redewendung „wie ausgestorben" so empfunden wie in diesem Augenblick. Wo sonst Dutzende von lebhaften Unterhaltungen geführt wurden, war alles totenstill. Laube lächelte ganz eigentümlich und sah mich mit seinen ausdrucksvollen schönen blauen Augen lange an, während er mir die Hand entgegenstreckte. Frau Iduna wollte sich erheben, aber Laube rief ihr zu: „Laß nur gut sein, unserem Freunde Lindau brauchen wir heute keinen Platz einzuräumen ... Setzen Sie sich."

Unsere Unterhaltung, die sich, wie leicht begreiflich, ausschließlich dem Gesprächsthema zuwandte, das sich uns allen aufdrängte, schleppte sich träge dahin. Nach einer Stunde erschien, wie gewöhnlich, der Diener an der Tür, mit der unvermeidlichen Meldung: „Der Wagen ist vorgefahren." Laube erwiderte lächelnd — das war die einzige Variante —: „Dann soll er wieder wegfahren." Aber wir, Claar und ich, schickten uns nun doch zum Rückzuge an, und Laube sagte, diesmal mit einem bitteren Lächeln, das ich gar nicht an ihm kannte: „Passen Sie auf! Morgen wird sich Gottschall um die Direktion bewerben. Ich gönne ihm vollen Erfolg."

Ich wußte, daß Laube ebenso dauerhaft in Feindschaft wie in Freundschaft war, und hielt seine Prophezeiung, die ich nicht ernst nehmen konnte, für einen boshaften Scherz seiner grimmigen Laune. Es war doch etwas anderes.

Die Morgenblätter brachten am folgenden Tage die Nachricht von dem sich vollziehenden Direktionswechsel. Am Mittag desselben Tages meldete sich beim Magistrat für Laubes Nachfolge als erster Kandidat wirklich Rudolf von Gottschall, den ich bei diesem Anlaß zum erstenmal in meiner Wohnung sah, — und sogar im Frack, mit Orden, am hellichten Tage.

Die Depeschen und Briefe, die beim Stadtrat einliefen, zählten nach vielen Dutzenden; an Fixigkeit hatte Gottschall indessen alle seine Konkurrenten geschlagen. Aber doch nur in der Fixigkeit. Denn die Wahl des Stadtrates fiel mit überwältigender Majorität, nahezu einstimmig, auf Friedrich Haase, der mit seinem alten Freunde Ferdinand von Strantz als Mitdirektor nach einiger Zeit, während deren Laube noch für besonders gute Vorstellungen sorgte, die Direktion übernahm.

* * *

Man hatte in Wien die Leipziger Vorgänge mit begreiflichem Interesse verfolgt. Laube hatte auf der Höhe seines Ruhmes gestanden, als er vom Hofburgtheater geschieden war, und seine Leipziger Leitung hatte nach allem, was unparteiische Stimmen darüber sagten, seinem Ruhm in keiner Weise geschadet. Finanzkräftige Freunde der Laubeschen Theaterkunst hatten sich zusammengetan mit dem Programm: Wir müssen für Laube ein eigenes Theater bauen. Das alte Burgtheater ist baulich längst im Verfall, und die alten Abonnenten haben die unvergeßliche Erinnerung an die Laubevorstellungen am Michaelerplatz in treuem Gedächtnis bewahrt. Im alten Burgtheater ist der Aufenthalt kaum noch erträglich, und ehe das neue, groß angelegte fertig wird, wird noch geraume Zeit vergehen. Während dieser Übergangsperiode wird sich für ein von Laube geleitetes Kunstinstitut, das ohne übertriebenen Luxus behaglich und anständig eingerichtet werden soll, schon Raum und Zeit finden, sich in Wien wiederum fest einzubürgern.

So wurde das Wiener Stadttheater errichtet, und Laube, der sich immer etwas nötigen ließ, aber schließlich nachgab, übernahm nach seiner Rückkehr aus Leipzig dieses neu begründete Theater. An der Seilerstätte, in nächster Nähe der Kärtner Straße, wurde das neue Haus am 15. September 1872 unter Laube eröffnet. Der Anfang war vielversprechend.

Laube hatte mich, nachdem er seinen Kontrakt am Stadttheater unterzeichnet hatte, in herzlichster und ermutigendster Weise angefeuert, ihm für die Eröffnung ein Stück zu schreiben, zu dem ich als Herausgeber eines Wochenblattes („Gegenwart") gewiß die erforderliche Zeit und durch die freundliche Aufnahme meiner Zeitschrift die rechte Stimmung finden würde. Er habe sich längst gewundert, daß ich als dramatischer Autor so lange nichts von mir habe hören lassen.

Also, ich machte mich an die Arbeit, zu der mich zwei von Laube engagierte Künstler, Siegwart Friedmann und dessen erste Frau, Helene, geborene von Dönniges, unausgesetzt drängten. An diese beiden Schauspieler hatte ich für die beiden Hauptrollen gedacht. Ich schickte das in drei Sommerwochen geschriebene Manuskript an Laube, und er war in einer mich wirklich überraschenden Weise damit zufrieden. Nur die von mir ihm vorgeschlagene Besetzung der Rolle der Maria mit Helene Friedmann wollte ihm durchaus nicht in den Sinn. Aber ich verteidigte standhaft meinen Besetzungsvorschlag, zu dem mich schon ein Gefühl der Dankbarkeit für kluge Freunde veranlaßt hatte.

Laube gab nach. Er hielt Wort: „Maria und Magdalena" kam als eines der ersten Stücke am Stadttheater zur Aufführung.

Bei den Proben ging's natürlich sehr lebhaft zu. Laube hatte einige Striche vorgenommen, die mir absolut nicht zusagten, und seiner Halsstarrigkeit setzte ich meinen jugendlichen Übermut entgegen. Der Hauptkonflikt entspann sich zwischen Direktor und Autor beim zweiten Aktschluß. Da ist eine Szene, die ich ganz komisch gefunden hatte, die aber auf der Probe viel stärker wirkte, als ich hatte ahnen können. Daran schließt sich eine ernste Szene mit sentimentalem Einschlag und dem Vortrage des wundervollen Goetheschen Liedes an den Mond: „Füllest wieder Busch und Tal".

Diese ganze Szene hatte Laube einfach gestrichen und im zweiten Akte den Vorhang nach der komischen Szene fallen lassen: Verabschiedung des Kommerzienrates vom Prinzen, dessen hohe Würde er nicht ahnt und den er als „jungen Mann" ziemlich bagatellmäßig behandelt.

Ich war ganz perplex.

„Nanu?" fragte ich Laube, der neben mir saß, „da ist ja eine ganze Szene unter den Tisch gefallen. Das geht wirklich nicht."

„Das geht wirklich," entgegnete Laube. „Sie werden ja sehen."

Worauf ich versetzte: „Wir werden's nicht sehen; denn so lasse ich das Stück nicht geben."

Ein Wort gab das andere; das eine Wort war nicht liebenswürdig, und das andere war grob.

Ich verließ das Theater und schrieb in meinem Hotelzimmer einen Brief, in dem ich das Stück zurückzog. Den Brief habe ich zum Glück nicht abgeschickt. Denn anderthalb Stunden später kam ein Bote mit einem Brief von Frau Iduna, der so lautete:

Lieber Freund!

Seien Sie doch vernünftig! Sie sind ja doch der viel Jüngere und in Theatersachen auch wohl der weniger Erfahrene. Sie wissen, wie herzlich gut es der alte Brummbär mit Ihnen meint. Er hat mir Ihren Zank erzählt, und ich kann Ihnen sagen: der Auftritt hat mich sehr tief betrübt. Kommen Sie heute nachmittag wie alle Nachmittage, und ebenso freundlich wie gewöhnlich zum Kaffee, drücken Sie dem Alten die Hand, und die Sache ist abgetan. Morgen auf der Probe werden Sie Ihre gestrichene Szene sehen und hören.

Herzlich

Die Ihrige.

Natürlich kam ich. Laube drückte mir die Hand und lächelte so herzlich, wie nur er zu lächeln verstand, — der alte Brummbär!

„Na, also," sagte er. „Die meisten Autoren sind verrückt, und Sie machen keine Ausnahme, mein lieber Lindau."

Damit war die Sache abgetan.

Bei der Probe, bei der ersten, in der ich die von Laube gestrichene Szene also sehen sollte, saß ich wieder neben Laube, und er tat sein Mögliches, um mir den Aktschluß, wie ich ihn mir gedacht hatte, zu verleiden. Als der Kommerzienrat die Bühne

verließ — es war allerdings eine Glanzleiſtung des prächtigen Reuſche —, rief er laut „Bravo! Bravo!“ und murmelte dann vor ſich hin: „Schluß! Schluß! Schluß!“ — Aber der Akt ging weiter, und mir machte mein Schluß, vielleicht aus Eigenſinn, vielleicht auch, weil es Goethe war, beſondere Freude.

Im Zwiſchenakt nahm mich Laube beiſeite und ſagte mir ſehr eindringlich und ernſt: „Lieber Lindau, nun haben Sie die Beſcherung geſehen, und nun frage ich Sie: Habe ich Recht oder nicht? Wenn der zweite Akt mit einem großen Heiterkeitserfolge ſchließt, iſt der Erfolg geſichert. Wenn Sie darauf noch mit ſogenannter Rührung und Stimmung kommen, regt ſich keine Hand und Sie bringen Ihr Stück um! Glauben Sie mir!“

Ich erwiderte reſpektvoll und mit höflicher Energie: „Mein lieber und verehrter Herr Direktor, laſſen Sie mir doch meinen Durchfall, wie ich ihn mir denke. Ich lege nun mal Wert darauf. Berufen Sie ſich nicht auf Ihre größere Theatererfahrung! Von Ihnen ſelbſt weiß ich, daß ſich der klügſte Theatermann mitunter vollkommen täuſcht und der naive Laie Recht behält. Alſo laſſen Sie mir mein Vergnügen!“

„Wie Sie wollen,“ ſchloß Laube. „Alſo, dritter Akt! Umbauen!“

Wohl noch drei-, viermal wiederholte Laube: „Schade um den zweiten Akt, wie er jetzt iſt. Aber ich gebe es nicht auf, Sie doch noch zu bekehren.“

Dieſelbe Geſchichte wiederholte ſich an allen folgenden Tagen bis zur Generalprobe. Im zweiten Akte bis zur vorletzten Szene war Laube die Luſtigkeit ſelbſt; ſobald Reuſche, der Kommerzienrat, die Bühne verlaſſen hatte, dasſelbe knatternde, brummende Wehklagen während der ganzen letzten Szene. Ich hatte mir vorgenommen, kein Wort mehr zu erwidern.

Während dieſer Generalprobe nahm er mich noch einmal beiſeite und redete eindringlich auf mich ein. Ich wiederholte: „Verderben wir uns doch die Stimmung nicht, mein lieber, guter Herr Doktor! Laſſen wir es, wie es jetzt iſt.“

„Alſo, meinetwegen! Unheil, du biſt im Zuge: nimm welchen Lauf du willſt!“

Nun kam die erſte Aufführung. Laube hatte mich in ſeine

Loge geladen, und ich saß neben ihm. Schon der erste Akt übertraf in der Wirkung unsere Erwartungen sehr erheblich. Laube strahlte und sagte kein Wort. Im zweiten Akte große Heiterkeit, die sich namentlich gegen den Schluß, in der Szene mit dem Kommerzienrat, beständig steigerte. Als Reusche die Bühne verließ, erdröhnte das Haus von lange währendem, immer stärkerem Beifall. Da kniff mich der gute Alte in den Arm und sagte wütend: „Was habe ich Ihnen gesagt!? Vorhang! Vorhang! Vorhang! Wenn Sie denken, daß Sie das Wiener Publikum nach dieser Stimmung wieder zur Ruhe und zur Aufnahme von Sentimentalitäten bringen, dann irren Sie sich, junger Freund."

Er hatte den Satz kaum vollendet, als eine wunderbare Stille über das ganze Haus sich ausbreitete, und als nach dem Vortrage der Goetheschen Dichtung „An den Mond" der Vorhang fiel, brach ein geradezu enthusiastischer Jubel aus. Laube stieß mich von seiner Loge die Stufen hinauf und auf die Bühne hinaus, und ich mußte wohl — ich glaube nicht zu übertreiben — mich mindestens ein dutzendmal dankend verneigen. Ich war wirklich glücklich; aber wohl noch glücklicher war der alte Laube. Er nahm meinen Kopf in seine beiden schmalen Hände, klopfte mir die Wange und sagte: „Sie sind ein Mordskerl!"

* * *

Die erste Spielzeit des Stadttheaters verlief während des ersten halben Jahres glänzend, der Ausgang aber drückte die Einnahmen plötzlich in ganz auffälliger und zunächst unerklärlicher Weise herab. Laube legte sich die Sache so zurecht: Die große Weltausstellung steht bevor, die Wiener gehen diesmal früher aufs Land, um ihre Wohnungen für die erwarteten Tausende von Weltausstellungsbesuchern zur Verfügung zu haben; der entvölkernde Theaterfrühling ist in diesem Jahre also früher eingetroffen. Die erwarteten fremden Gäste kamen allerdings — wenn auch spärlicher, als man erwartet hatte —, aber sie gingen nicht ins Stadttheater. Der neue Prachtbau des Opernhauses reizte sie natürlich mehr, und die Sprache der Musik verstanden alle.

Aber auch das war nicht die wahre Ursache des miserablen Theaterbesuchs. Die drei Schreckenstage der Börse im Mai 1873 wurden von den Direktoren zunächst gar nicht besonders tragisch genommen; erst nach Schluß der Weltausstellung offenbarte sich die grausame Wahrheit. „Während der viermonatigen Ausstellungsperiode war der Besuch des Stadttheaters nur mäßig gewesen," so sagt Laube in seiner „Geschichte des Wiener Stadttheaters", „und es wurde uns erst später klar, daß wir ihn doch nur den Fremden zu danken hatten. Nach dem letzten Fremdentage sank er plötzlich fast auf Null. Wir sahen uns erstaunt an, wir sahen uns erschrocken an, als es so fortging. Jetzt wurde es uns klar, was der Krach bedeutete. Er bedeutete die Verarmung Wiens. Für uns wenigstens, und ach! nicht bloß für uns!"

Von dieser Zeit an wurden die Krisen des Stadttheaters chronisch; für Laube wurde es eigentlich nur ein verwässerter Aufguß des Leipziger Mißvergnügens. Auch ich war an den Folgen dieses großen finanziellen Zusammenbruches persönlich stark beteiligt. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Wenn ich auch von den Ärgernissen, die einem von mir hochverehrten, ja geliebten Manne in der gemütlichen Donaustadt bereitet wurden, in Mitleidenschaft gezogen wurde, so kamen für mich noch persönliche Momente dazu, um mich darüber aufzuregen. Ich hatte zwar keinen formellen Vertrag mit Laube; aber es war stillschweigend zwischen uns eine ausgemachte Sache, daß ich als Autor mich ihm als Direktor mit Haut und Haaren verschrieben hatte. Es war gar nicht daran zu denken, daß ich ein Stück von mir für Wien, so lange er da eine Bühne leitete, einem anderen Direktor geben könnte. Die Aussicht aber, das Stück, mit dem ich mich herumtrug, einem verkrachten Theater zu überlassen, war gewiß nicht reizvoll und lähmte meine Arbeitslust.

Ich konnte mir kein klares Bild machen von dem, was sich eigentlich in Wien ereignet hatte. Aus den Börsenberichten in den Zeitungen, die ich wahrscheinlich nur mangelhaft verstand, wurde ich nicht klug. Ich schrieb also an Laube, er möge mir doch sagen, wie es dort stehe. Laube antwortete ausweichend. Er gab zu, daß es zurzeit schlecht mit dem Theater gehe, aber er hoffe auf eine baldige Besserung.

Diese Vertrauensseligkeit, die übrigens auch nicht sehr überzeugend wirkte, war tatsächlich nur eine Maske, die er sich aufgezwängt hatte. Er hatte sein Stadttheater in seinem Innern schon auf die Totenliste gesetzt, und im Juni machte er, wie er später in der „Neuen Freien Presse" mitteilte, das wehmütige Geständnis: „Es wurde uns immer klarer, wir siegen uns zu Tode in dieser geldlosen Zeit." —

Meine journalistische Tätigkeit als Redakteur der „Gegenwart" war sehr angenehm anregend. Ich stand in ununterbrochenem und regem Konnex mit unseren bedeutendsten Publizisten, und die Zeitschrift hatte verhältnismäßig großen Erfolg. Aber das Redigieren, Korrespondieren und allwöchentliche Aufsätzeschreiben hatte doch auch seine Schattenseiten. Zu einem größeren selbständigen Werke, das wenigstens einige Zeit, einige Wochen ungestörter Sammlung voraussetzt, verblieb mir nur der Sommerurlaub. Während dieser Zeit überließ ich die „Gegenwart", und was damit zusammenhing, meinem gut eingearbeiteten zweiten Redakteur und meinem gewissenhaften Freunde und Verleger Georg Stilke.

Diese vier bis sechs Wochen des Hochsommers verbrachte ich seit Jahren in Schandau. Ich hatte da in der Villa Carola, deren Vorgarten von der Elbe bespült wird, ein sehr behagliches Unterkommen für meine jeweilige Arbeit gefunden. Ich wurde von keinem Nachbar gestört, von keinen lärmenden und spielenden Kindern, ich brauchte keinen Menschen zu empfangen, den ich nicht sehen wollte, brauchte die Mahlzeiten nicht innezuhalten, kurzum, ich war vollkommen freier Herr meiner Zeit. Rudolf Sendig, der Besitzer, hatte ein Spezialtalent, mir alle Störungen vom Leibe zu halten. Er verstand es auch, mich vorzüglich zu verpflegen und, wenn ich Leute sehen wollte, mich in nette Gesellschaft zu bringen. Einen angenehmeren Aufenthalt, einen aufmerksameren, zuvorkommenderen und umsichtigeren Wirt konnte ich mir nicht wünschen.

In dieser Sendigschen Villa arbeitete ich an wunderschönen Sommertagen und in noch berauschender schönen Sommernächten an meinem neuen Lustspiel „Ein Erfolg" und war gerade fertig geworden — ich hatte das Manuskript schon eingepackt, um es an

einen mir warm empfohlenen Schreiber nach Dresden zu schicken, der drei Kopien davon herstellen sollte —, als mir Herr Sendig mitteilte, daß ein Freund, Herr Doktor August Förster, nach mir gefragt habe und allem Anschein nach mich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche. Er habe dem korpulenten Herrn gesagt, daß ich gestern davon gesprochen hätte, nach Dresden zu fahren; er habe mich heute noch nicht gesehen, aber es sei doch möglich, daß ich noch oben wäre, er wolle mal nachsehen. Doktor Förster warte unten im Speisezimmer auf Bescheid.

„Dann sagen Sie ihm, bitte, daß ich mich freuen würde, ihn hier in meinem Arbeitszimmer zu sehen."

Förster war einer meiner ältesten Bekannten. Ich kannte ihn, bevor er noch zur Bühne ging, als er in der bescheidenen Stellung eines Hilfslehrers in den unteren Klassen der Latina Unterricht erteilte. In Wien, wo er sich unter Laube als Burgschauspieler eine angesehene Stellung gemacht hatte, sahen wir uns wieder, und es hatte sich zwischen uns ein nettes freundschaftliches Verhältnis herausgebildet. Er hatte davon munkeln hören, daß ich über einem Stück brütete. Und da er mir schon gelinde Vorwürfe gemacht, daß ich mein erstes Schauspiel, „Maria und Magdalena", nicht dem Burgtheater angeboten habe, unterbrach er seine Rückreise von Berlin nach Wien, um mich in Schandau aufzusuchen und sich mit mir auszusprechen.

Wir spielten miteinander zunächst ein bißchen Komödie: Förster fragte nicht nach dem Stücke, von dem er wußte, daß ich daran arbeitete, und ich sagte ihm auch nicht, daß ich damit fertig sei. Wir sprachen von der Schönheit der Natur, der freundlich wirkenden Elbe, dem lieblich gelegenen Krippen auf dem anderen Ufer des Flusses und anderen Sachen, die uns alle gar nicht besonders interessierten. Nachdem wir in der Bewunderung der Naturschönheiten so ziemlich alles gesagt hatten, was man auf Reisen zu sagen pflegt, machten wir einen Spaziergang. Ich zeigte ihm das malerische Kirnitzschtal und spannte meines Freundes Erwartungen durch den bevorstehenden Anblick des Wasserfalles. Wir hatten das langgestreckte Tal durchwandert, als uns der Wegweiser mit der weißen Hand und der schwarzen Aufschrift: „Zum

Wasserfall" zu erkennen gab, daß wir dem Ziele unserer Wanderschaft nahe waren.

Hier war eine einfache Bier- und Kaffeewirtschaft eingerichtet, die sich großen Zuspruches erfreute. Es waren heute nicht viel Menschen da. Wir setzten uns, bestellten Kaffee mit Kuchen, und ich wartete nun ungeduldig auf die gewaltige Überraschung, die Förster erregen müsse, wenn der gewaltige Schwall mit Donnergepolter und grausigem Gischt sich von der steilen Höhe ergießen würde. Gewöhnlich genügte die Bestellung von einer Portion Kaffee, um das erschütternde Schauspiel dem Fremden vorzuführen. Ich wartete vergeblich. Die beiden Portionen, die ich bestellt hatte, brachten das von mir erhoffte Wunder nicht hervor. Ich winkte dem Kellner, der wieder mit einer Portion Kaffee vorüberkam.

„Noch 'n Schälchen?" fragte der freundliche Mann mit dem speckglänzenden Frack.

„Später vielleicht," antwortete ich. „Aber sagen Sie mal, wie ist denn das mit dem Wasserfall?"

Der Kellner zuckte die Achseln.

„Der Wasserfall . . . der geht heute nich! Der wird rebberiert."

Förster sah mich fragend an, und ich gab ihm die folgende Erklärung: ein Wasserfall ist es, aber man darf nicht an den Niagara denken. Am Eingang des Tales, ganz oben, sammelt sich auf der abschießenden, dicht bewachsenen, mit schönen Bäumen bestandenen felsigen Anhöhe das Wasser, das früher in anmutigem Gerinnsel herabtropfte. Ein kluger Kopf hatte den vernünftigen Gedanken gehabt, eine primitive Schleuse zu bauen, in der sich das Wasser, bisweilen in ganz beträchtlichen Massen, ansammelte. Von Zeit zu Zeit wurde durch einen Strick die Schleuse geöffnet, die Klappe fiel, und das Wasser rauschte nun in einem ansehnlichen Strahl einige Minuten lang von der Höhe herab; alsdann wurde die Klappe wieder aufgezogen.

Der „reparierte" Wasserfall hatte bei Förster einen vollkommenen Heiterkeitserfolg. Ich fürchtete schon, daß er meinem Stücke, von dem ich Förster jetzt erst die ersten Andeutungen gemacht hatte und das er, wie es schien, mit wirklicher Spannung

hören wollte, starke Konkurrenz machen würde. Ich täuschte mich zum Glück. Förster war mit meiner Arbeit sehr zufrieden.

„Das mußt du unbedingt dem Burgtheater geben," sagte er. „Wir können es glänzend besetzen."

Nun mußte ich die natürliche Einwendung machen, daß ich von der glänzenden Besetzung zwar vollkommen überzeugt sei, aber doch dem guten Laube nicht den Schmerz bereiten dürfe, ihm ein Stück von mir, wenn er es geben wollte, zu entziehen und es obenein gerade dem Burgtheater zu geben.

„Aber verbringst du denn dein Dasein hinter verschlossenen Türen?" fragte mich Förster. „Weißt du denn nicht, daß Laube geht? Und am Stadttheater ohne Laube kann dir doch nichts liegen."

„Ich brauche mich ja heute noch nicht zu entscheiden," sagte ich. „So lange Laube noch am Ruder ist, kann ich das Schiff nicht verlassen, selbst wenn es sinken sollte. Also warten wir es ab."

Mit dieser Abmachung schieden wir.

* * *

Einige Tage später schickte ich die drei Kopien gleichzeitig an Laube, Herrn von Hülsen und an Förster.

Mit der ihm eigenen Zuvorkommenheit las Herr von Hülsen das Stück sofort und schrieb mir sogleich einen ungemein artigen Brief, in dem er mir die sehr erfreuliche Mitteilung machte, er werde den „Erfolg" in der besten Theaterzeit, erste Hälfte des November, geben. Es wäre ihm angenehm, fügte er hinzu, wenn kein anderes Theater in der Provinz oder in einer anderen Residenz der Berliner Aufführung vorherginge. Ich stimmte mit Stolz und Freude zu. Ich wußte, daß ich nirgends besser aufgehoben war als im Königlichen Schauspielhause und daß ein Versprechen des Generalintendanten, ob mündlich oder schriftlich, so gut war wie ein abgestempelter Notariatsvertrag.

Und richtig! Die erste Aufführung war am 7. November 1874. Es war für mich ein so denkwürdiger Abend, daß ich hier auf kurze Zeit von Laube abzuschwenken mir die Erlaubnis erbitte.

Diese erste Berliner Aufführung verlief recht ungünstig. Es herrschte eine ganz eigentümliche Stimmung im Hause. Man hatte sich vorher zugeraunt und auch in einigen Zeitungen unmißverständliche Andeutungen darüber gemacht, daß ich in beleidigender Weise in meinem Lustspiel angesehene Berliner Kollegen lächerlich zu machen versucht hätte. Und das war mir offenbar sehr übel genommen worden, bevor man sich davon überzeugen konnte, daß ich an so unziemliche Witze gar nicht gedacht hatte. Aber die Zuhörer waren unruhig, in einer gewissen, nicht sehr angenehmen Spannung auf einen erwarteten Skandal. Sobald sich im Publikum so etwas wie eine Zustimmung schüchtern regte — wie zum Beispiel nach den Scherzen des Laurentius, dem harmlosen Geschwätz der liebenden Mutter und dem Ausdruck der verschämten Sympathie des jungen Mädels —, wurde sofort mit dem in den Ohren der Darsteller recht übel lautenden Zischen protestiert. Und als der Vorhang zum erstenmal fiel, rührte sich kaum eine Hand; die Opposition erschien, wenn nicht in der Mehrheit, jedenfalls in starker Energie.

Zuerst trat im Zwischenakte die unvergeßliche Darstellerin der Mutter, Frau Frieb-Blumauer, an mich heran und sagte zu mir: „Nehmen Sie's mir nicht übel, ich kann nicht so spielen, wie ich möchte. Ich bin ganz konsterniert. Ich habe gar keine Fühlung mit dem Publikum."

Unmittelbar darauf näherte sich mir Frau Hedwig Niemann-Raabe und sagte mir im schönsten Magdeburger Tonfall, der mich so freundlich anheimelte: „Ich weiß gar nicht, was da unten los ist. Ich höre den Souffleur nicht, ich höre kaum die Mitspieler, und ich bringe keinen richtigen Ton heraus. Es ist eine gräßliche Gesellschaft!"

Liedtke-Laurentius, der hinter ihr stand, fügte hinzu: „Eine nette Gesellschaft, die wir da unten haben! Mir ist, als spräche ich in einen Sack. Aber kalt Blut! Sie werden schon nett werden."

Während sich die Künstler in ihre Garderobe zurückzogen und die Bühnenarbeiter den Umbau herstellten, kam Hülsen aus seiner Loge auf mich zu. Er lächelte.

„Sie haben gute Freunde hier! Aber im zweiten Akt wird es anders werden, verlassen Sie sich darauf!"

Ich verließ mich darauf, und Herr von Hülsen schien Recht zu behalten. Die Gartenszene, in der der Autor nicht dazu kommt, den Freunden das von ihm verfaßte neue Stück vorzulesen, weil er bei jedem Worte, bei jedem kleinen Satze von Ausrufen des Entzückens der gutherzigen Mutter unterbrochen wird, schlug vollkommen ein. Hülsen kam jetzt während des Spiels freudestrahlend aus seiner Loge und klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Nun wird's gut gehen!"

In demselben Augenblick entstand eine unerklärliche Bewegung im Zuschauerraum. Ein Kichern und Lachen, das offenbar nicht dem Stücke und der Darstellung galt. Was war geschehen? Der allgemein beliebte Theaterkater, der mit Mäusefangen reichlich beschäftigt wird, war aus der Seitenkulisse langsam auf die Bühne getreten und schaute sich, über den ihm bereiteten Empfang sichtlich erstaunt, überall um. Gravitätisch schritt er bis zum Souffleurkasten. Das Lachen nahm zu. Dann setzte er sich mit dem Rücken gegen das Publikum, machte Männchen und ließ sich die Szene weiter vorspielen.

Dieser Zwischenfall machte auch dem zweiten Akt ein trauriges Ende. Zwar wurde diesmal sehr lebhaft beim Fallen des Vorhangs von den liebenswürdigen Leuten, die sich während der Vorlesungsszene amüsiert hatten, geklatscht; aber ich hörte mit der Feinhörigkeit des Autors doch wieder den Protest einiger Unzufriedenen. Hülsen, der noch immer neben mir in der vergitterten Loge stand, die der Regisseur dem Autor überlassen hatte, rief mir in dem mir bisher an ihm unbekannten Ton, den er wohl in seiner Jugend auf dem Exerzierplatze erlernt hatte, energisch zu: „Zum Donnerwetter, machen Sie, daß Sie 'rauskommen! Hören Sie denn nicht, wie da draußen gejohlt und getrampelt wird? — Das gilt nicht Ihnen und dem Stück, das gilt den Zischern! Also vorwärts! Vorwärts! Sie müssen sich unbedingt dem Publikum zeigen. Wenn der Vorhang geschlossen bleibt, entsteht da hinten im Parterre eine Prügelei. Also machen Sie, daß Sie 'rauskommen!"

Ich trat aus der vergitterten kleinen Loge, in der Herr von Hülsen mich aufgesucht hatte, und machte ein paar Schritte auf die Bretter längs der Rampe, während Hülsen von der Loge aus

dem Verlauf der aufregenden Szene folgte. Zunächst ganz freundlicher Empfang, aber der währte nur einige Sekunden. Alsbald setzte eine Opposition mit allen verfügbaren Lärminstrumenten ein, die geradezu ohrenbetäubend waren. Ich hatte mich mit dem Schicksal des Stückes abgefunden, zuckte die Achseln und sagte, mit Viertelstimme mich an Herrn von Hülsen wendend: „Sehen Sie, Exzellenz, ich wußte es ja!", wandte mich zum Gehen und trat in die Regieloge zurück.

Diese harmlose Äußerung wurde am nächsten Tage von den Zeitungen in folgender Weise entstellt: „Nachdem das Publikum seiner gerechten Entrüstung über das miserable Stück energischen Ausdruck gegeben hatte, schleuderte der gekränkte ‚Dichter' eine rohe und tief beleidigende Schmähung ins Parkett, wandte dem Publikum den Rücken zu und schlug sich seitwärts in die Büsche . . ."

Beklatscht und ausgepfiffen, angejubelt und beschimpft verlief das Stück während des dritten Aktes. Da folgte ich dem Ruf natürlich nicht mehr, und Herr von Hülsen trat wieder an mich heran, drückte mir herzlich die Hand und sagte: „Seien Sie unbesorgt, lieber Lindau! Die Leute mögen toben, soviel sie wollen. Wenn wir Ihr Stück auch heute nicht ausspielen, morgen gebe ich's doch noch einmal. Vielleicht geht's gut!"

Es war ja allerdings ein Trost, und es war so ernst gemeint, wie Herr von Hülsen es in allen Theatersachen ernst meinte, aber von meiner tiefen Enttäuschung wurde ich dadurch nicht befreit.

Aber der gute Herr von Hülsen sollte nun wirklich Recht behalten: die zweite Vorstellung war ein voller, stürmischer, unangefochtener Erfolg, und das Stück wurde bis zum Ende der ganzen Saison über dreißigmal vor ausverkauften Häusern gegeben. Das war zu jener Zeit etwas ganz Ungewöhnliches.

* * *

Förster hatte die zweite Abschrift mit wärmster Befürwortung Dingelstedt übergeben, und das Hofburgtheater hatte das Stück ebenfalls sofort angenommen, mit einer, wie Förster mir schrieb, etwas „pikierten Bemerkung" darüber, daß ich mein Lustspiel nicht durch den Direktor eingereicht, sondern Försters

Vermittlung in Anspruch genommen hatte. Das verstand ich zunächst nicht recht; denn ich dachte nicht daran, daß mir Dingelstedt eine Besprechung seiner Bearbeitung von „Figaros Hochzeit", die ich selbst als „literarische Rücksichtslosigkeit" bezeichnet, recht übel genommen hatte. Über diesen Zwischenfall werde ich später, wenn ich von Dingelstedt als Burgtheaterdirektor spreche, noch einiges zu sagen haben. Mit meiner von Förster befürworteten Bitte, erst die Berliner Aufführung abzuwarten, hatte er sich einverstanden und sich sogar freundwillig bereit erklärt, das Stück unmittelbar nach Berlin, noch im November, in der Burg herauszubringen.

Ich hatte Förster nicht lange warten zu lassen brauchen, um ihm die Entscheidung über das Schicksal meiner Komödie zu überlassen. Denn wenige Tage nach unserer Begegnung in Schandau geschah, was Förster mir als unmittelbar bevorstehend angekündigt hatte: schweren Herzens trat Laube an seinem achtundsechzigsten Geburtstage, 5. September 1874, von der Leitung des Stadttheaters zurück. Ich sprach ihm natürlich brieflich sofort meine aufrichtige und innige Teilnahme aus. Darauf erhielt ich umgehend folgenden Brief:

Wien, 18. September 1874.

In Eile nur ein Wort auf Ihren liebenswürdigen Brief, lieber Freund. Sie haben Recht: mein Austritt ist von lange her geplant. Die Folgen des Krachs waren unverkennbar. Wien hat kaum noch die Hälfte seines Theaterpublikums, und im Sommer muß man eigentlich vier Monate schließen. Letzten Juli spielten Carltheater und Wieden allein — alle anderen Theater waren geschlossen — und eines Abends hat da das Carltheater achtundzwanzig Gulden eingenommen.

Trotzdem ist das Stadttheater noch nicht bedroht, wenn auch in der Kasse geschwächt, und ich war sehr gut gerüstet für die Saison. Aber ich sah voraus, daß wir auch bei einträglicher Saison für den nächsten Sommer ein Anlehn brauchen würden. Auch das hätten wir wohl bekommen, aber wir hätten dann doch im Personale reduzieren müssen. Das ist beim Eingange des Sommers sehr mißlich, die Schauspieler finden da kein Unterkommen. Jetzt beim Eingange der Saison bringt sich jeder unter, und die Reduzierung macht sich sukzessive ohne jeden Eklat. Deshalb, und da ich nicht zu Reduzierungen ein Theater dirigiere, schlug ich vor, mich schon jetzt austreten zu lassen. Die Reduzierungen machen sich leichter ohne meinen Namen. Dies einsehend, gewährte man mir die Entlassung, nicht ohne die Hoffnung, daß Wien sich im Laufe eines Jahres wieder

sammeln und kräftigen werde und daß alsdann das Regiment volleren Stils wieder aufgenommen werden könne. So entwickelt sich dann die Sache ohne irgend eine Erschütterung. Von dem besseren Personale wird dauernd nicht viel ausscheiden, und es kann wohl sein, daß Ihr zweites Stück gut besetzt werden kann. Wollen Sie mir's mitteilen, so werde ich Ihnen aufrichtig sagen, ob und was mit demselben hier ratsam wäre. — Ich selbst atme auf, wieder einmal frei zu sein und ohne Zaum die Geschichte des Wiener Stadttheaters schreiben zu können.

Ist das Ihr Herr Bruder, welcher hier bei uns war, der energische Konsul in Bayonne?*) Wir freuen uns sehr über diesen Konsul, denn die Theaterangelegenheit, jetzt unter recht wohlklingender Begleitungsmusik der öffentlichen und privaten Stimmung, absorbiert uns keineswegs.

Also nochmals Glück und beste Grüße von Ihrem

Laube.

Unschwer wird man den unverwüstlichen Optimismus des alten Theatermannes erkennen. Er gibt zwar zu: vorläufig ist das Theater nicht zu halten; aber — es geht am Ende doch noch.

Während Laube sich mit diesen Rücktrittsgedanken von früh bis spät trug, mit seinen Finanzmännern eine unerquickliche Konferenz nach der anderen abhielt und nur darauf bedacht war, die Interessen der ihm vertrauenden Künstler soviel wie irgend möglich zu wahren, hatte er wohl kaum Zeit gefunden, Manuskripte von Stücken, die ihm zur Prüfung eingingen, auf ihre Aufführbarkeit hin, die für ihn ja nur noch ein platonisches Interesse hatte, aufmerksamer zu lesen. Es vergingen einige Tage, ehe ich Antwort auf meine Zusendung erhielt. Am 28. September, also etwa drei Wochen nach seinem Rücktritt, schrieb er mir:

Ich habe Ihren „Erfolg", lieber Freund, mit großem Vergnügen gelesen und bedauere sehr, ihn nicht mit dem Behagen in Szene setzen zu können, welches er in sich trägt. Die Fortschritte Ihres technischen Talents sind außerordentlich und für mich überraschend. Einige Reden sind noch zu schwer und müssen bei den Proben leichter gestellt werden. Das Ganze ist — schreien Sie nicht! — gründlich deutsch in allen Wendungen und wird schon deshalb Glück machen. Eva ist reizend, und der „Streicher" mit der bewundernden Gattin kostbar.

*) Mein Bruder Richard, später Generalkonsul in Barcelona, den ich mit Heinrich Laube bekannt gemacht hatte, war zur Zeit der karlistischen Unruhen in den nördlichen Provinzen Spaniens von seinem Konsulate in Marseille nach Bayonne delegiert worden und hatte Gelegenheit, bei einer energischen Abwehr karlistischer Übergriffe, die unsere Schiffe „Nautilus" und „Albatros" bedroht hatten, entscheidend mitzuwirken.

Wir hätten's übrigens fast noch besser besetzen können als das Burgtheater — doch das ist jetzt vorbei. Sie glauben gar nicht, wie hoch wir auf die Höhe gekommen waren in der letzten Zeit. So viel ich verstehe: es war das beste jetzt bestehende deutsche Schauspiel. Deshalb ist meine Frau so außer sich über den plötzlichen Schluß. Ich konnte aber nicht anders. Der Börsenkrach verwindet sich hier noch gar nicht; nicht die Hälfte, nein, zwei Dritteile des Theaterpublikums sind dahin! Im Juli waren nur zwei Theater offen, das Carltheater und das Wiedener, und da hat eines Abends, wie ich Ihnen schrieb, das Carltheater achtundzwanzig Gulden eingenommen. Vier Monate Sommer sind ganz auszustreichen, und jetzt am Schlusse Septembers ist hier und in den Theatern noch voller Sommer. Die so reich subventionierten Hoftheater haben große Defizite und deshalb Direktionskrisen; das Wiedener Theater ringt um Leben und Sterben, und das Carltheater lebt nur von der Angst. Das Stadttheater war verhältnismäßig immer noch am besten besucht, aber dies beste ist nicht gut genug, wenn man Bauschulden hat, zwei Monate wegen notwendiger Reparaturen schließen muß und von niemand einen Kreuzer Unterstützung genießt; im Gegenteile noch mit Steuern überbürdet wird. Trotz alledem konnte ich die Saison noch ungefährdet durchmachen, aber ich konnte voraussichtlich — obwohl ich starke Zugmittel vorbereitet hatte — keinen Überschuß gewinnen für den nächsten Sommer. Trat ich erst vor dem Sommer ab, so war dies Auflösung, und die Schauspieler, welche im Sommer kein Engagement finden, waren gefährdet. Jetzt dagegen vor der Saison bringt sich jeder leicht anderswo unter, und es entsteht gar keine Erschütterung. Deshalb tat ich's resolut jetzt — scheinbar ohne Not.

Historisch bleibt's doch einzig und wird nicht ohne Wirkung bleiben: aus dem Nichts ein Schauspiel stiften, welches nach zwei Jahren Anspruch machen kann auf eine erste Stelle. Und zweitens: dies Schauspiel halten und noch erhöhen sechzehn Monate lang nach solchem Krach und solchem Sommer. Lächeln Sie darüber, daß ich selbst so preisend spreche? Tun Sie's! Die Wahrheit ist's doch.

Nun, gutes Glück! Der eine lebt auf, der andere stirbt ab — das ist der Welt Lauf.

Ihr

Laube.

Wiederum zeigt sich hier der liebenswürdige Optimist, für den das Stadttheater ein zwar unglückliches, aber doch immer noch lebenskräftiges Kind war, in seiner rührenden Naivität. Er meint, er hätte die Rollen noch besser besetzen können, als sie im Burgtheater gegeben werden konnten! Und an der Burg wirkten mit: Sonnenthal, Gabillon und seine reizende Frau Zerline, Hartmann mit der lieblichen Frau Helene, Auguste Baudius, Förster, Meixner — mit einem Wort: die Besten der Besten. Er fühlte in seinem tiefsten Innern mit Wallenstein: er mochte und wollte es nicht glauben, daß man ihn verlassen werde. Wie oft hatte er den Satz

gesprochen: „Beim Theater kommt immer alles anders! Und auch das Unmögliche ist möglich.“ Und jetzt mochte er hinzusetzen: „Wer weiß, vielleicht nehme ich die Flinte, die ich schon ein paarmal ins Korn geworfen habe, doch noch einmal auf.“

Wenn er sich auch grollend in die Einsamkeit seines Arbeitszimmers zurückzog, um sich in seinen oft knurrigen Aufsätzen seine Verdrießlichkeit von der Seele zu schreiben, so konnte man sich doch nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß diese Loslösung von der praktischen Bühne etwas anderes für ihn war und sein konnte als eine Episode.

* * *

So mag denn das Gerücht entstanden sein, das in einer der großen Pausen zwischen seinem Abschiede vom Stadttheater und seinem dritten und letzten Wiedereintritt in die Direktion, im Hochsommer 1879, verbreitet wurde: Laube sei zum Direktor des Königlichen Schauspielhauses in Berlin ausersehen und nicht abgeneigt, dem Rufe Folge zu leisten.

Die Sache interessierte mich lebhaft, und da ich Herrn von Hülsen, der noch auf Urlaub war, nicht aufsuchen konnte, fragte ich bei Laube an, ob denn an der schwer glaubhaften Mär ein wahres Wort sei?

Ich erwartete ein einfaches: Nein!

Zu meiner keineswegs unfreudigen Überraschung erhielt ich eine eingehende Antwort, aus der klar hervorging, daß der alte Laube, obwohl er das dreiundsiebzigste Lebensjahr nahezu vollendet hatte, sich noch immer die Kraft zutraute, die drückende Last einer Theaterdirektion auf seine Schultern zu nehmen und ein schweres Institut, das seiner Meinung nach tief gesunken war, zur höchsten Höhe einer ersten deutschen Kunstanstalt zu heben. Er schien nur darauf zu warten, daß man ihn rufe.

Der merkwürdige Brief lautet:

Wien, den 25. August 1879.

Besten Dank, lieber Freund.

Ob ich nun wirklich nach Berlin kommen würde? fragen Sie.

Schwerlich. Es ist dort für mich nur ein wünschenswerter Platz, die Direktorstelle des Königlichen Schauspiels. Statt Wiederaufnahme der regelmäßigen

Schriftstellerei zöge ich solchen Wirkungskreis vor. Was ich als Schriftsteller noch zu sagen hätte, kann füglich entbehrt werden, aber geübte Theaterdirektoren gibt es wenige, und als solcher glaubte ich an obiger Stelle in Berlin noch gute Dienste leisten zu können. Die Situation dort ist sehr günstig. Und es müßte sehr unglücklich zugehen, wenn das dortige Schauspiel nicht bald zu einem guten, und in etwa zwei Jahren zum ersten deutscher Zunge zu machen wäre. Aber die Stelle ist nicht erreichbar, weil Herr von Hülsen die falsche Idee hegt, er verlöre dadurch die Oberherrschaft. Das wäre gewiß nicht der Fall. Ich weiß aus langer Erfahrung, daß man nur in enger Gemeinschaft und Übereinstimmung mit dem obersten Chef gedeihlich dirigieren kann. Er ist jedoch von dem Mißtrauen nicht abzubringen, wie ich höre; und doch hat er sich dadurch, daß er nicht bloß Intendant, sondern auch im Detail Direktor sein will, schon so viel Vorwürfe zugezogen.

So sind wir eben alle! Jeder von uns will mehr, als ihm gut tut. Und so bleibt das Berliner Hofschauspiel, was es ist — es wird mir — doch wohl übertrieben? — in ungünstigster Weise geschildert. Ihres Berufes, der Stücke und Kritiken schreibt, wäre es doch wohl, wie ich schon damals bei Gelegenheit Devrients zu Ihnen sagte, einen Einfluß geltend zu machen für Reform. Man wirft Ihnen die Unterlassung vor. Haben Sie selbst keinen Trieb, handelnd einzutreten? Vielleicht akzeptiert Herr von Hülsen S i e, mit dem er sich ja so lange gut verträgt?

Ein auf Gelderwerb gestelltes Theater mag ich nicht mehr, also werde ich wohl hier still fortleben, bis auch meine, jetzt noch leidlich gehende Uhr abgelaufen ist und ich zu den Meinen, draußen auf dem Friedhofe Ruhenden versammelt sein werde.

Ihr neuestes Stück hatte ich mir ausbedungen. Nun brauche ich's nicht. Möge es Ihnen Freude bringen! Gott schütze Sie!

Ihr

Laube.

Ich antwortete umgehend und sprach ihm meine unverhohlene Freude darüber aus, ihn noch so unternehmungslustig, tatenfroh und zuversichtlich zu sehen. Wie glücklich es mich machen würde, wenn er nach Berlin käme, brauchte ich ihm wohl nicht zu sagen. Ob er mich autorisiere, bei Herrn von Hülsen, mit dem ich auf bestem Fuße stand, vorsichtig anzuklopfen? Ich würde nicht verraten, daß ich mir die Ermächtigung dazu eingeholt hätte. Erschwert werde mir die Sache allerdings durch den vorzeitigen Tratsch in den Zeitungen, der aller Wahrscheinlichkeit nach bei Herrn von Hülsen eine gewisse Verstimmung und Voreingenommenheit hervorgerufen hätte, die nun erst überwunden werden müßten. Die herben Urteile, die Laube über Hülsens künstlerische Tätigkeit bei manchen Anlässen geäußert, genierten mich

als etwaigen Unterhändler viel weniger, da ich wußte, daß Herr von Hülsen nichts weniger als kleinlich und nachtragend sei und dem Sachlichen alles Persönliche fernhalten werde.

Laube erteilte mir umgehend die Vollmacht, mit Hülsen über die Sache zu sprechen und mit der Möglichkeit seiner Kandidatur zu rechnen. Sein Brief, den ich hier folgen lasse, war zwar etwas diplomatisch gewunden, aber dem Sinne nach doch eine ganz unzweideutige Zustimmung zu meinem Vorschlage:

Wien, den 29. August 1879.

Danke, lieber Freund, für ausführliche Antwort.

Ich denke über den Zeitungslärm geradeso wie Sie. Er ist offenbar durch eine Äußerung von mir angefacht worden — entstanden wäre er auch wohl von selbst, denn Sie haben keine Vorstellung von dem schlechten Rufe, in welchen das Berliner Hofschauspiel geraten ist.

Es war in Karlsbad beim Diner. Man machte mir Vorwürfe darüber, daß ich das reiche Frankfurt, welches mir eine große Subvention von der Stadt zugesagt, abgelehnt hatte, und ich erwiderte: Zweite Städte und noch so reiche Aktientheater interessierten mich nicht mehr. Dafür wäre ich zu alt und durch Erfahrung gewitzigt. Was mich vielleicht noch interessieren könnte, wäre die deutsche Hauptstadt, der ich in meinen letzten Jahren das erste Schauspiel schaffen möchte, über das jetzt abfallende Burgtheater hinaus. Dies hat ein Mitredakteur der „Neuen Freien Presse" angehört und daraus für den „Pester Lloyd" einen Sensationsartikel gemacht, der zu meinem gelinden Schrecken in alle Zeitungen übergegangen ist und den Lärm aufgeregt hat.

Und wenn Herr von Hülsen mich heute beriefe, so würde mich das — offen gesprochen — auch noch erschrecken. Meine behagliche, tief verzweigte hiesige Existenz auf einmal und für immer abzubrechen, wäre für einen ruhig und bequem gewordenen Alten, der keinen Geldverdienst sucht, doch recht mißlich, wenigstens unbequem.

Freilich raunt der ruhelose Schaffenstrieb — Sie kennen ihn ja — dann eindringlich: Aber die Aufgabe ist für den Schluß deines Lebens und in deiner alten Heimat und im Sinne deines Lebens doch unabweislich! Du stirbst einmal auf deinem Schlachtfelde, und das ist besser als auf der Seite.

So steht's, lieber Freund. Was ist richtig? Wieder ein Buch schreiben, mein Theatertestament, in welchem Berlin und Herr von Hülsen am schlechtesten wegkämen — ach, das ewige Schreiben, von dessen Wirkung man so wenig verspürt, kriegt man auch satt. Zunächst werde ich meine „Erinnerungen" dem Ende zuführen und abwarten, was in mir noch aufsteigt.

Wollen Sie Herrn von Hülsen mitteilen, was ich Ihnen wohl in meinem vorigen Brief gesagt, über seine Besorgnis, das Heft zu verlieren, so ist mir's recht. Er ist darüber im Irrtum. Ich könnte nichts ohne ihn, und wenn's gelingt, dann hat er gerade so viel Ruhmesvorteil davon wie ich. Ich glaube aber

nicht, daß ihm das begreiflich zu machen ist. Er wird es vorziehen, allein die Zerstörung des großen Instituts auf seine Nachrechnung zu nehmen.

Immerhin ist die ganze Frage eine würdige Unterhaltung für uns, wenn Sie sich daran beteiligen wollen, und verpflichtet mich zu Dank für Sie und zur Rückkehr in unsere frühere Gemeinschaftlichkeit, welche doch recht schön war.

Sie übrigens sollten sich nicht so überarbeiten, wie Sie bei den aufgebürdeten Lasten offenbar müssen. Es harren Ihrer ja konzentrierte Aufgaben.

Gott behüte Sie!

Ihr

Laube.

Unmittelbar nach Empfang dieses Briefes machte ich Herrn von Hülsen, der am Tage vorher von seinem Urlaub zurückgekehrt war, meinen Besuch. Ich trug ihm die Sache vor und sagte alles, was ein warmer Freund Laubes, der ihn jahrelang in der Werkstatt gesehen hatte, zugunsten seiner Berufung sagen konnte. Herr von Hülsen glaubte zunächst, daß die Sache gar nicht ernst zu nehmen sei; Laube denke ja gar nicht daran, nach Berlin zu kommen. Erst nachdem ich mit ruhiger Bestimmtheit ihm versichert hatte, daß ich nicht auf leeres Geschwätz hin eine so ernste Frage bei ihm anregen würde, daß ich vielmehr die Gewißheit hätte, Laube würde für die künstlerische Leitung des Schauspielhauses zu haben sein, wenn ihm die für seine Zwecke erforderliche Freiheit des Handelns zugestanden werden könne, — erst da trat er in eine Diskussion der Frage ein. Er verhielt sich durchaus nicht schroff ablehnend. Die Wichtigkeit, Laubes künstlerische Kraft für das Schauspielhaus zu gewinnen, leuchtete ihm völlig ein. Aber er sah allerdings kaum zu überwindende Schwierigkeiten voraus, die sich der Verwirklichung dieses Projektes entgegenstellen würden. „Ein bloßer Repräsentativintendant möchte ich auch auf meine alten Tage nicht werden; und so lange ich im Amte bin, werde ich mich nicht künstlerisch depossedieren lassen. In Sachen des Personals, der Besetzung und des Repertoires werde ich mir immer das entscheidende Wort vorbehalten. Wenn Laube damit einverstanden wäre, ließe sich über die Sache reden. Im übrigen würde ich ihm nicht ins Handwerk pfuschen und ihm Freiheiten genug lassen."

Ich erlaubte mir darauf zu erwidern: „Dann erscheint mir die Sache allerdings als völlig aussichtslos. Ich würde es wenigstens nicht wagen, Laube den Antrag zu übermitteln, mit ge-

bundenen Händen nach Berlin zu kommen. Ein Direktor, der auf die für das Wohl und Wehe des Theaters maßgebenden Kardinalfragen: Engagements, Rollenbesetzung und Feststellung des Repertoires nicht bestimmend einwirken kann, ist doch höchstens ein Titulardirektor, und auf Titel hat Laube niemals Wert gelegt."

„Das sehe ich vollkommen ein," entgegnete Hülsen. „Einem Manne wie Laube könnte man ja auch allenfalls gewisse Zugeständnisse machen, zum Beispiel in der Frage der Rollenbesetzung; aber sie würden ihm nie genügen. Er würde verlangen — seiner ganzen Natur nach, auf Grund seiner Erfahrungen und Leistungen verlangen müssen, daß er allein das Heft in Händen hat, daß ich mich vom Schauspielhause völlig loslöse. Und dazu kann ich mich nie verstehen."

Auf meinen objektiven Bericht über diese Unterredung mit dem Generalintendanten, die leider genau so verlaufen war, wie ich es vorhergesehen hatte, erhielt ich die nachstehende Antwort:

Wien, den 3. September 1879.

Unter solchen Umständen haben Sie, lieber Freund, vollkommen Recht, daß der Gedanke an dies Königliche Schauspiel gänzlich aufzugeben sei. Besonders, da selbst bei Ihnen noch so viel gute Meinung für den Wert der jetzigen Leitung vorhanden ist. Die Schilderungen, welche ich in Karlsbad von Augen- und Ohrenzeugen darüber vernommen, und der Ruf, welchen das Institut hier genießt, klingen eben ganz anders.

Es wäre besser, Sie schrieben mehr Stücke. Um das zu können, müssen Sie Ihre breite journalistische Tätigkeit ein wenig einschränken, was ich, der ich Produktion vorziehe, Ihnen wirklich anraten möchte, so sehr ich und mein Sohn Albert Hänel über Ihre Hinrichtungen gelacht haben.

Bestens grüßend

Ihr

Laube.

Damit war diese Sache erledigt. Aber die Katze ließ das Mausen noch immer nicht. Laube kehrte noch ein drittes Mal zum Stadttheater zurück. Da war er als Direktor kaum noch ernst zu nehmen; es war eigentlich lediglich ein Zeitvertreib für seine ungewollte Muße. Ja, es schien, als ob sich so etwas wie ein schüchterner Johannistrieb in dem Alten regte. Er blieb nur noch ganz kurze Zeit, und es interessierten ihn nur Stücke, in denen die anmutige Schauspielerin Kathi Schratt in einer dank-

baren Rolle auftrat. Und auch das interessierte ihn schließlich nicht mehr genügend, da die Einnahmen des Wiener Stadttheaters sich nicht wesentlich besserten; und nach ganz kurzer Zeit, im Mai 1880, als er das vierundsiebzigste Lebensjahr nahezu vollendet hatte, trat er vollkommen von der Bühne zurück.

Er überlebte, könnte man sagen, seinen Tod nur vier Jahre. Denn mit seinem Abschiede vom Theater war er im wahren Sinne des Wortes ein Abgeschiedener.

Fast vereinsamt in dem großen Wien, in dem er so lange und so bedeutend künstlerisch gewirkt hatte, nur von der kleinen Anzahl seiner ihm treu gebliebenen Freunde aufgesucht, dämmerte er noch ein paar Jahre kränkelnd und unlustig so vor sich hin, bis am 1. August 1884 sich die schönen Augen für immer schlossen.

Franz von Dingelstedt

In Wiener Theaterkreisen erzählte man sich eine kleine Geschichte, die, wenn sie nicht wahr sein sollte, doch sehr wohl wahr sein könnte.

Auf eine Einladung Dingelstedts, der damals als Intendant der Königlich Bayrischen Hoftheater eine dramatische Dichtung Laubes — ich glaube, es war „Graf Essex" (1856) — zur Aufführung bringen wollte, war der Autor nach München gekommen, um an den Vorbereitungen zur ersten Aufführung seines Trauerspiels sich zu beteiligen. Dingelstedt hatte die Leitung der Proben Laube vollkommen überlassen und begnügte sich mit der bescheidenen Rolle einer stummen Person am Regietische neben seinem berühmten „Oberkollegen" vom Burgtheater.

Die erste von Laube geleitete Probe nun wollte gar kein Ende nehmen. Die Schauspieler wurden durch das ungewohnte beständige Dareinreden des Dichter-Regisseurs bis zu völliger Unlust ermüdet. Dingelstedt tat den Mund nicht auf. Sein infames Lächeln, das während der letzten Probestunden seine geschlossenen Lippen umspielte, sagte aber wahrnehmbar genug, daß er sich gehörig langweile. Als er nach Schluß des letzten Aktes mit halbunterdrücktem Gähnen sich erhob, machte er Laube den Vorschlag, mit ihm, um sich von der „anstrengenden Arbeit" zu er-

holen, einen gemeinsamen Spaziergang zu machen. Arglos nahm Laube das Anerbieten an.

Dingelstedt, der in der Unterhaltung bestrickend sein konnte, hatte sich offenbar vorgenommen, seine unverkennbare Apathie während der Probe nicht verstimmend nachwirken zu lassen und sich seinem Gaste gegenüber von einer gefälligeren Seite zu zeigen.

Während sie selbander die Maximilianstraße entlang schlenderten, schlug er alle möglichen Themata an und erzählte in seiner witzigen Weise die ergötzlichsten Theaterschnurren. Aber Laube reagierte kaum darauf und kam in jeder Pause beim Übergang von einer Geschichte zur anderen mit unerschütterlicher Beharrlichkeit immer wieder auf diese oder jene Einzelheit in der Probe zu sprechen. So waren sie bis an die Isar gekommen, und als Dingelstedt in die Steinsdorfstraße einbiegen wollte und gerade etwas recht Nettes erzählte, blieb Laube plötzlich stehen und sagte mit steinernem Ernste: „Am Schlusse des vierten Aktes müssen wir entschieden einen Stellungswechsel vornehmen! So geht es nicht!"

Dingelstedt sah seinen Begleiter verdutzt an und erwiderte mit seinem holdseligen Lächeln: „Sagen Sie mal, Doktor und Magister, nehmen Sie das Theater überhaupt ernst?"

„Allerdings!" knurrte Laube, wie vor den Kopf geschlagen, lüpfte ein wenig seinen niedrigen, breitkrempigen Hut, wandte ihm den Rücken und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Wien zurück. — Dingelstedt lächelte.

So schieden die beiden Kollegen und haben sich wohl nie wieder gefunden.

Stützt sich diese Geschichte nicht auf eine wirkliche Begebenheit, so ist sie jedenfalls gut erfunden. Sie charakterisiert die beiden und ihr Verhältnis zueinander vollkommen.

Äußerlich wie innerlich standen sie als Antipoden einander gegenüber. Laube starr, brummig, spröde, wie ein knorriger Plebejer. Dingelstedt schmiegsam, elegant, hofmännisch. Der eine tiefernst, oft unverbindlich, beinahe grob, aber lauter wie Gold, der andere mit einem starken Stich ins Frivole, immer geneigt,

die Sache möglichst leicht zu nehmen, bestechend und verführerisch in der Form, und wenn es aus Bequemlichkeitsgründen geboten zu sein schien, nicht gerade sparsam mit Versprechungen, an die er zehn Minuten später gar nicht mehr dachte. Der eine klein, mit den nicht eben schönen, verwitterten Zügen des rastlosen Arbeiters, mit knatternder Stimme, der andere eine hohe, stattliche, vornehme Männergestalt mit einem einnehmenden klugen Kopf und einem geradezu wundervollen Organ. Der eine immer geradeaus, immer geradezu, der andere mit Vorliebe in einem gewissen malitiösen, ironischen Zickzack. Der eine ein nüchterner Wirklichkeitsmensch, der andere mit reger Phantasie ausgestattet. Der eine ohne allen Ehrgeiz, der andere mit niemals verhehlter Liebhaberei für Repräsentation, Stellung, Titel und dergleichen.

Dingelstedt war viel zu gescheit, um nicht selbst zu empfinden, daß ihn diese närrische Titel- und Ordenssucht auf das Niveau eitler und mitunter recht lächerlicher Komödianten herabdrückte, über die er sich weit erhaben fühlen durfte. Um sich wenigstens teilweise von dieser unangenehmen Anwandlung zu befreien, machte er sich über sich selbst lustig.

Als er zu Botho von Hülsens Jubiläum nach Berlin kam, suchte er mich auf und gab seine Karte ab, auf der in vornehmer Ausstattung das folgende stand:

Baron de Dingelstedt
Conseiller aulique actuel de Sa Majesté I. et R. Apostolique
Directeur du Théâtre de la cour

Um die unerwünschte komische Wirkung, welche die pomphafte Aufzählung seiner schönen Titel in der vornehmen französischen Hofsprache vermutlich auf mich machen würde, hatte er mit Rotstift den Schmerzensschrei „eheu“ davor geschrieben.

Am unverkennbarsten aber war für jeden einigermaßen Feinhörigen der Ausdruck bei seiner Ansprache an unseren Generalintendanten, dem er die Glückwünsche des Hofburgtheaters zu überbringen beauftragt war. In der unvergeßlich schönen Feier trat, nachdem die Sprecher der Mitglieder der Königlichen Bühnen,

die deutschen Intendanten und Deputationen dem ungemein beliebten Chef ihre verehrungsvollen Huldigungen dargebracht hatten, Dingelstedt hervor, der sich bis dahin im Hintergrund unsichtbar gemacht hatte. Er reckte seine Hünengestalt, und nach einer tiefen, tiefen Verbeugung begann er unter atemloser Stille, während er die schönsten Register seines prachtvollen Organs zog, also: „Mein hoher Chef, Seiner Österreichischen Kaiserlich und Königlichen Apostolischen Majestät Erster Oberstthofmeister, Seine Durchlaucht Herr Konstantin Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Ritter hoher und höchster Orden, Königl. Kaiserl. Wirkl. Geheimrat und Kämmerer, hat die Gnade gehabt, mich zu beauftragen, Euerer Exzellenz . . ." usw.

Wer diese feierliche Aufzählung aller dieser angeborenen und erworbenen Würden seines hohen Chefs von Dingelstedt in vollem Brustton vortragen hörte und dabei auf die Reckengestalt des Sprechers blickte, der mit steinerner Ausdruckslosigkeit diesen auswendig gelernten formalen Krimskrams wie eine menschgewordene Grammophonplatte mechanisch herunterleierte, der mußte sich sagen: das geht nicht mit rechten Dingen zu! Und so war es auch. Er spottete seiner selbst und wußte sehr wohl, wie! Aus der ausgesprochenen monotonen Feierlichkeit hörte man sehr vernehmlich den unausgesprochenen Sinn: „Ja, so sind wir nun einmal in Österreich! Wenn ein deutscher Dichter zugleich ein angesehener Hofbeamter ist, so muß er, wenn er seines Amtes in letzterer Eigenschaft waltet, die erstere Qualität beiseite schieben."

Und wer das noch nicht kapiert haben sollte, dem mußten die Augen aufgehen, als später, beim Festmahl, der wahre Dingelstedt sich zeigte. Da brachte er in gemütlichstem Plaudertone den mit geistvollen Pointen und übermütigen Scherzen durchtränkten Toast auf die Söhne des Jubilars: den leider früh verstorbenen Generaladjutanten des Kaisers, Grafen Dietrich von Hülsen-Haeseler, und den jüngeren Georg, unseren jetzigen Generalintendanten der preußischen Hoftheater — „auf die Hülsenfrüchte", wie Dingelstedt seinen Trinkspruch witzig schloß.

* * *

Bei meinem unseligen Hange, das Ziel, auf das ich losgehen will, oft aus den Augen zu verlieren und Seitensprünge zu machen, um mir dies und das anzusehen, auf das mein Blick gerade fällt, muß ich nun, um in den Wirrwarr einige chronologische Ordnung zu bringen, etwas zurückgreifen und von meinen persönlichen Beziehungen zu Dingelstedt sprechen.

Gerade wie bei Laube hatte ich auch bei ihm meiner kritischen Tätigkeit die erste Anknüpfung zuzuschreiben. Ich hatte mich, wie ich schon erwähnt habe, über Laubes schlechte Verse in seiner Demetriusfortsetzung lustig gemacht und später gelegentlich einmal Dingelstedts recht leichtsinnige und pietätlose Bearbeitung von Beaumarchais' „Figaros Hochzeit" mit „literarischer Rücksichtslosigkeit" heruntergerissen. Laube hatte sich über den ihm persönlich völlig unbekannten jugendlichen Draufgänger gefreut; Dingelstedt hatte sich über die Anmaßung des obskuren Provinzialredakteurs geärgert. Laube nahm mich bei seiner ersten Begegnung mit offenen Armen auf; Dingelstedt war, als ich ihm von Dr. Förster vorgestellt wurde, kühl bis ans Herz hinan.

Er hatte mich zur ersten Aufführung meines Lustspiels im Hofburgtheater und zur Teilnahme an den Proben höflich eingeladen, und ich hatte dankend angenommen. Zu sehr später Nachtstunde war ich in Wien eingetroffen, und am anderen Morgen um zehn Uhr hatte ich pünktlich zur Probe zu erscheinen. Natürlich hatte ich noch keinen Besuch machen können. Die meisten Künstler des Burgtheaters waren mir überdies längst persönlich bekannt, zum Teil sogar befreundet, Dingelstedt aber hatte ich zufälligerweise noch nie in meinem Leben gesehen. Förster erwartete mich am Portal, und ich war in unbefangenster Stimmung, als er mich dem Chef vorstellte. Der „Mann mit den langen Fortschrittsbeinen", wie ihn Heine genannt hat, stieg zu seiner ragenden Höhe imposant auf und blickte mit vornehmer Kühle auf meine europäische Mittelgestalt herab. Er sagte einige gleichgültige Worte der Begrüßung. Ich bemerkte, daß er mir die Hand nicht reichte. Aber ich dachte nicht mehr an meine literarischen Sünden von ehedem und ahnte noch immer nichts Arges. Mit äußerstem Zeremoniell wies er mir auf der Bühne meinen Platz an, am kleinen Regietisch neben ihm.

Die Probe begann. Die Weihe des Ortes erfüllte mich jungen Autor mit gebührendem Respekt. Ich saß sehr artig und bescheiden auf meinem Stühlchen und regte mich nicht. Ich glaube, es war Frau Gabillon, die irgend etwas anders sagte, als ich es mir gedacht hatte. Ich wagte natürlich nicht, die Künstlerin zu unterbrechen, und wandte mich leise flüsternd an Dingelstedt, um ihm eine diskrete Bemerkung darüber zu machen. Kaum hatte ich die ersten Worte gesagt, da klopfte er demonstrativ mit dem Buch auf die Tischplatte. Alles lauschte gespannt, und Dingelstedt sagte nun mit höchst gleichgültigem Ausdruck, sein sonores Organ auf eine angenehme Mittellage stimmend: „Der Dichter hat eine Bemerkung zu machen."

Ich gerate nicht leicht in Verlegenheit, aber ich muß gestehen, es war mir recht unangenehm. Ich lenkte ab und sagte mit halblauter Stimme: „Es hat nichts zu bedeuten. Ich wollte nur Herrn Baron auf eine Kleinigkeit aufmerksam machen."

Dingelstedt wiegte sich wieder im Wohlklang seiner schönen Stimme und sagte: „Wenn der Dichter keine Bemerkung zu machen hat, so können wir also fortfahren."

Ich ärgerte mich ein wenig, aber das Interesse an der Probe war doch stärker als der Ärger. Und als wieder irgend etwas kam, was mir verfehlt erschien, hatte ich den Zwischenfall längst vergessen und wandte mich wiederum sehr höflich an Dingelstedt. Er klopfte abermals auf den Tisch und wiederholte in demselben Tone wie vorher: „Der Dichter hat eine Bemerkung zu machen."

„Nicht an die Schauspieler," erwiderte ich, „die galt Ihnen. Ich werde es Ihnen nachher sagen."

„Wenn der Dichter keine Bemerkung zu machen hat, so können wir also fortfahren."

Jetzt leuchtete es wie ein Blitz in mir auf: meine „Literarischen Rücksichtslosigkeiten". Ich nickte verständnisvoll vor mich hin und lächelte. Dingelstedt selbst ließ die Schauspieler spielen, wie sie wollten. Er griff nicht ein einziges Mal ein.

Kurz vor Ende des ersten Aktes klopfte er wieder auf. Erst jetzt schien ihm aufgefallen zu sein, daß der Spielleiter auf den Schreibtisch des jungen Schriftstellers die schöne Molièrebüste von Houdon gestellt hatte.

„Adolf," säuselte er in bestrickender Weise — Sonnenthal führte nämlich die Regie — „wer hat denn der Molièrebüste den Platz da angewiesen?"

„Das habe ich angeordnet, Herr Baron," antwortete Sonnenthal etwas verlegen.

„Wollen Sie den Dichter nicht mal fragen," fuhr Dingelstedt fort, „ob ihn die Nachbarschaft nicht geniert?"

Die Schauspieler lächelten natürlich über den guten Einfall, und ich fühlte, daß man mich wider Willen hier eine komische Rolle spielen lassen wollte. Ich antwortete, was man in einem solchen Augenblicke gerade antwortet: „Wenn mich die Nachbarschaft mit großen Geistern genierte, würde ich mich doch nicht zu Ihnen gesetzt haben, Herr Baron."

Zum Glück war der Akt bald aus, und ehe sich Dingelstedt noch hatte erheben können, klopfte ich auf und sagte: „Der Dichter hat jetzt eine Bemerkung zu machen." Ich sagte sehr ruhig, aber sehr entschieden, daß ich die Einladung des Herrn von Dingelstedt, den Proben beizuwohnen, ganz einfach aufgefaßt hätte, — also anders, als sie offenbar gemeint gewesen sei. Ich sei nach Wien gekommen im guten Glauben, daß ich im Burgtheater einige anregende, lehrreiche Stunden verbringen dürfe, aber nicht unter der Voraussetzung, daß man mich hier ärgern wolle und zu einer komischen Figur zu machen suche. Ich habe mich hierher gesetzt in meiner Eigenschaft als Verfasser des Lustspiels und absolut vergessen, daß ich auch der Verfasser der „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" sei, der Herrn Baron von Dingelstedt vielleicht einige unangenehme Augenblicke bereitet habe. Da mithin alle meine Voraussetzungen nicht zuträfen, sei ich entschlossen, meinen Irrtum so schnell wie möglich wieder gutzumachen. Ich würde also weder den späteren Proben noch der Vorstellung beiwohnen und ... „ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

Dingelstedt war wie umgewandelt. Er bat mich in der artigsten Weise, mit ihm beiseite zu treten, er setzte mir auseinander, daß ich ihn vollkommen mißverstanden hätte. Er habe sehr bedauert, daß ich von dem unzweifelhaften Rechte des Autors, bei der Einstudierung eines seiner Stücke ein ernstes Wort mitzureden, trotz seiner wiederholten Aufforderung keinen Gebrauch ge-

macht hätte; und aus diesem Grunde allein habe er sich versagt, seinerseits einzugreifen. Besonders angenehm sei ihm aber gewesen, daß ich den Verfasser der „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" erwähnt hätte. Denn er gäbe ohne weiteres zu, daß er die Unannehmlichkeiten, die ich ihm früher bereitet, nicht ganz vergessen habe. Er hätte geglaubt und erwartet, daß ich als Schriftsteller ihn, den Schriftsteller, „als Kollege ihn, den Kollegen" — dabei sah er mich mit den treuherzigsten Augen von der Welt an — aufsuchen würde, um den kleinen Zwischenfall durch ein begütigendes Wort zu beseitigen. Er gestehe, es habe ihn geärgert, daß er mich erst auf der Bühne kennen gelernt habe. Meine Erwiderung, daß ich ja erst gegen Mitternacht des Vorabends eingetroffen sei, überhörte er, um gleich hinzuzusetzen, daß die Sache nun abgetan sei und daß wir jetzt mit vereinten Kräften zusammenarbeiten wollten.

In seiner Sprechweise lag etwas — wie soll ich sagen? — etwas Sirenenhaftes, Loreleisames. Ich war wie verhext. Inzwischen war der Umbau zum zweiten Akt vollendet, er legte seinen Arm gemütlich um meine Schulter und führte mich, ehe ich noch ein vernünftiges Wort hätte erwidern können, nach meinem Platze zurück.

Von nun an war er geradezu reizend. Das Interesse am Stück schien plötzlich in ihm erwacht zu sein. Er machte Dutzende von klugen Bemerkungen, zog mich in feiner, unauffälliger Weise zur Mittätigkeit heran, kurzum, ich war ganz entzückt von ihm.

Im nächsten Zwischenakte, zwischen dem zweiten und dritten Aufzuge, nannte er mich bereits „Paule", und zwischen dem dritten und vierten Akte lustwandelte er, während er wieder den Arm um meine Schulter legte, mit mir längs der Rampe auf und nieder und lud mich schließlich zum Kaffee auf Nachmittag um fünf Uhr ein — recht laut, daß es die anderen ja hörten.

Als er mich losgelassen hatte, trat mein Freund Ernst Hartmann an mich heran und flüsterte mir zu: „Iß nur Eier! Wenn er so reizend ist, vergiftet er dich sicher."

Die Probe zu meinem Lustspiel bot mir übrigens nicht die günstigste Gelegenheit, Dingelstedt in seinen wahren Vorzügen als Regisseur kennen zu lernen. Da gab es für ihn nicht genug

zu tun. Dazu war das Stück zu einfach. Nur im dritten Akte, der im Foyer eines Theaters spielt, zeigte er an der Inszenierung lebhaftes Interesse; und es war ein Vergnügen, ihn zu beobachten, mit welcher virtuosen Kunst er die verschiedenen Gruppen der Foyerbesucher durcheinanderwirbelte, mit welcher feinen Berechnung er den Bühnenraum für die verschiedenen Arten der Gespräche ausnutzte, wie er dem Matten und Schwerfälligen Frische und Schwingen gab. Er hatte nur die Gesamtheit des Bildes im Auge und opferte der Gesamtwirkung ohne Bedenken diese oder jene Einzelheit, die ihm für diese Wirkung schädlich erschien. Irgend einen Satz, der ihm nicht recht zusagte und den er mit Rücksicht auf die Empfindlichkeit des Autors wiederum nicht streichen wollte, ließ er in einer lächelnden Gruppe im Hintergrunde irgendwo und irgendwie sprechen, wo man ihn allenfalls verstehen konnte, wenn man wollte, aber nicht zu verstehen brauchte.

„Sie gehören doch hoffentlich nicht zu den Autoren," sagte er mir nebenher mit einem unverkennbaren Stich auf Laube, „die Wert darauf legen, daß das Publikum unter allen Umständen erfahren muß, was sie sich an ihrem Schreibtisch gedacht haben?" Und er freute sich offenbar darüber, daß ich ihm vollständig freie Hand ließ.

In allen seinen Anordnungen trat eines glänzend hervor, was bei dem korrekten, gewissenhaften Laube manchmal vermißt werden mußte: feinster Geschmack. All die tausend Kleinigkeiten, denen das Publikum kaum Beachtung schenkt, die es als selbstverständlich hinnimmt und die tatsächlich so schwer auf der Bühne durchzusetzen und von so großer Bedeutung sind, regelte Dingelstedt mit wunderbarem Feingefühl. Wann und wo die Schauspieler sich zu setzen, wann sie aufzustehen haben, wann für den Stellungswechsel der richtige Augenblick da ist, wie sie zuhören, wie sie sich in unbeschäftigten Augenblicken benehmen müssen — es war ein wahres Vergnügen, zu belauschen, wie geschickt er alles das einrichtete.

In seinem eigentlichen Elemente war er jedoch erst, wenn sich ihm größere szenische Schwierigkeiten entgegenstellten; wenn er mit Massen arbeiten konnte, aus denen dieser oder jener sich

loszulösen hatte, wenn er den Eindruck irgend eines hochdramatischen Momentes auf eine große Versammlung reflektieren ließ und dabei die einzelnen Individuen je nach ihrer Eigenart an der Handlung beteiligte. Das habe ich namentlich bei einer der letzten Proben zu einer großen Römertragödie von Adolf Wilbrandt, „Nero", bewundern können. Da sprach aus jeder seiner Weisungen nicht bloß das feinste Verständnis und die gründlichste Bildung, sondern auch die dem Dichter nachdichtende Phantasie des Bühnenleiters.

Ganz im Gegensatz zu Laube, dessen Bühnenbild immer die schärfsten Umrißlinien in der Zeichnung und im Kolorit die klarste Helligkeit und Bestimmtheit aufwies, arbeitete Dingelstedt vielmehr darauf hin, die Konturen zu verwischen und die Farbe zu einer Art von Corotscher Unbestimmtheit abzutönen. Laube forderte stets die unbedingte Verständlichkeit, Dingelstedt genügte es unter Umständen schon, wenn er ein ahnungsvolles Erfassen hervorrief. Stimmung galt ihm als das höchste Ziel der Bühnenkunst, während Laube diese sogenannte „Stimmung" als ein vergebliches Abmühen dilettantischer Impotenz geradezu verwarf. Dingelstedt machte seiner Regie alle äußeren Hilfsmittel zur Erzielung der Wirkung dienstbar: die von Laube so verachteten Tapeziererkünste, künstlerische Dekoration, den Individualitäten angepaßte Interieurs, Landschaftsbilder in Übereinstimmung mit den Vorgängen, charakteristische und zweckentsprechende Möbel und Geräte, Beleuchtungseffekte, im gegebenen Falle feine Abstimmung der melodramatischen Illustrierung. Alles das wußte Dingelstedt glücklich zu verwenden, während Laube diese Dinge von oben herab als Schnickschnack und Brimborium, im günstigsten Falle als nebensächliche, gewöhnlich aber als geradezu störende, weil zerstreuende Momente behandelte; und zerstreuend nannte er logisch einseitig alles, was nicht im Buche stand.

Für Laube war also das dichterische Werk die unbedingte Hauptsache. Für Dingelstedt stand das Bühnenwerk als solches, das sich auf dem Werk des Dichters aufbaute, in der vordersten Reihe. Der Respekt vor der reinen Dichterarbeit, der die Grundlage der Laubeschen Regietätigkeit bildete, war bei ihm nicht ganz unbedingt. Das zeigen ja auch seine ebenso geist-

vollen wie mitunter vermessenen, ja tollkühnen Bearbeitungen der Shakespearedramen. Aber bei allen seinen Eigenmächtigkeiten hatte er immer den segensreichsten Regulator: den ausgewählten künstlerischen Geschmack.

* * *

Wie oft habe ich an Ernst Hartmanns scherzhafte Warnung vor der überwältigenden Liebenswürdigkeit seines Chefs denken müssen, an seine Mahnung, mich von seinen Reizen nicht einfangen zu lassen und bei ihm nur Eier zu verzehren; denn wenn er so nett sei, werde er mich sicher vergiften.

Er hat mich nicht vergiftet! Vom ersten Tage unserer Bekanntschaft bis zu seinem letzten Atemzug war er mir gegenüber immer derselbe liebenswürdige Mann und Berater, ja derselbe fördernde gute Freund. Und immer kehrten die Mahnungen wieder, dem schlauen Fuchs nicht zu trauen! Was wollten nur die Leute von ihm? Als ich über diese Frage grübelte, fiel mir ein Erlebnis ein: Einer meiner Bekannten, ein höherer Offizier, verheiratete sich mit einer gleichaltrigen, vermögenden und klugen, im übrigen aber sehr reizlosen Dame. Die Freunde des jungen Ehepaars konnten sich über die offenkundige „Vernunftheirat" in des Wortes unangenehmster Bedeutung gar nicht beruhigen. Der Offizier aber hielt es für seine Pflicht, seine Wahl zu rechtfertigen. Er behandelte seine Frau mit der rührendsten Aufmerksamkeit, mit liebevollem Respekt. Was er dabei empfunden haben mag, betrachtete er als seine Privatsache, um die sich niemand zu kümmern habe. Er machte seine Frau wahrhaft glücklich; glücklich hat sie gelebt, und glücklich ist sie gestorben.

An diese Geschichte mußte ich immer denken, wenn meine dankbaren Äußerungen über Dingelstedts Herzlichkeit mir gegenüber bei meinen Freunden spöttisches Lächeln und ungläubiges Achselzucken hervorriefen; wenn ich dann von ihnen hören mußte, der hinkende Bote werde schon hinterdreinkommen und den Pferdefuß zeigen. Ich habe schließlich die guten Freunde reden lassen und mir gesagt: ob der gute Dingelstedt den Dolch im Gewande trug, weiß ich nicht und geht mich auch nichts an. Mir

hat er die biedere Rechte gereicht und mir tatsächlich nie etwas zu Leide getan, aber recht viel zu Freude.

Als ich jetzt, um meine Erinnerungen aufzufrischen, das dicke Konvolut seiner von mir aufbewahrten Briefe an mich wieder zur Hand nahm und durchblätterte, war ich wirklich gerührt von all der Güte, die er mir gegenüber nicht bloß zur Schau getragen, sondern unablässig bewährt hat.

Er war ein sehr fleißiger Korrespondent. In der verhältnismäßig kurzen Zeit unseres Verkehrs — 1874 hatte ich ihn kennen gelernt, und schon im Jahre 1881 sollte er von uns scheiden — hat er weit mehr als hundert Briefe an mich geschrieben.

Schon seine ersten Briefe waren überaus freundlich, wenn er sich zunächst auch — namentlich in der Anrede und im Schlußkompliment — den formalen Zwang einer gewissen Zurückhaltung auferlegte. Aber das änderte sich sehr bald. Er schlug immer wärmere Töne an, wurde immer intimer und machte mir als „erstes Weihnachtsgeschenk" den Vorschlag, in der Anrede den „sehr verehrten Herrn" und am Schluß den „in vorzüglicher Hochachtung ergebensten" zu streichen und auch brieflich mit ihm zu verkehren als „Lindau tout court" mit „Dingelstedt tout long."

Über jedes Stück, das er von mir brachte, schrieb er mir zehn-, zwölfmal eingehend, bisweilen noch viel öfter. Er schrieb über den Eindruck, den er beim ersten Lesen empfangen, über die Besetzung, über die Wirkung auf der Leseprobe und den ersten Bühnenproben, riet zu dieser oder jener Änderung — und alle seine Vorschläge waren vortrefflich —, er berührte auch seine eigene literarische Tätigkeit, seine Mitarbeiterschaft an den von mir herausgegebenen Zeitschriften „Gegenwart" und „Nord und Süd". Besonders aber beschäftigten ihn die Zukunftspläne, die er für mich und meine schriftstellerische Tätigkeit im Auge hatte.

Ich kann es mir nicht versagen, aus dem Vielen hier Weniges herauszugreifen.

Er hatte sich in den Kopf gesetzt, daß ich nach Wien kommen müsse — und zwar ans Burgtheater, zunächst als sein Adlatus; später solle ich seine dramaturgische Erbschaft antreten. Von diesem Projekte sprach er, als ich die erste Tasse Kaffee bei ihm

trank. Ich blieb meiner Sinne Meister und sagte nichts. Besonderen Spaß machte es mir, daß er für das mir zugedachte Amt, das einstweilen nicht in der Luft, sondern nur in seinem Schädel schwebte, bereits einen schönen Titel für mich ersonnen hatte. Darauf kam er oft zurück, und in den Sommerferien, die er seiner Erholung gönnen sollte, schrieb er mir eingehender darüber.

Helgoland, 15. August 1875.

Da sei Gott vor, daß ich einen so braven Brief wie den Ihrigen, lieber Lindau, länger unbeantwortet ließe, als der Anstand es erfordert. Nachdem diesem nun mit einer vierwöchentlichen Kunstpause ein Genüge geschehen, säume ich keine Minute mehr, Ihnen die Hand zu drücken und Euch zu sagen, daß ich Euch seit den Berliner Tagen tief im Herzen trage. Ferner: daß es nach langen gegenseitigen Mißhandlungen mir gelungen ist, mit meinem rechten Hinterfuß wieder auf einen ziemlichen Fuß zu gelangen; ich wanke nur noch so viel wie ein feiner Hofschauspieler als Mephisto. Endlich: daß ich, nachdem ich drei Generationen meiner Weiber: Frau, Tochter, Enkelin, im Römerbad patriarchalisch installiert, der Länge nach durch Deutschland gehumpelt bin und mich in die Nordsee gestürzt habe. Hier sitze ich seit vier Wochen, langweile mich heilsam — trotz Gouverneur, der Sie grüßen läßt, — und denke an Aufbruch. Am 1. September muß ich zu Hause sein. „Zu Hause?" frage ich mit Clärchen.

Die Saison droht streng zu werden. Der allgemeine Notstand steigt aus den Börsenkreisen, wo er großenteils gemacht ist, nun wirklich in Bürgerhäuser und Adelspaläste. Außer der politischen Auflösung Österreichs die soziale Dekomposition Wiens mitansehen müssen — es ist hart!... Dazu die Vorarbeiten für den wachsenden Neubau des alten Burgtheaters.

„Abgelöst," möchte ich rufen, wenn ich Sie aufziehen lassen könnte. Da Förster weg ist, sind Sie der einzige, dem ich mein Reich nach einem Jahre gemeinsamer Arbeit gerne vererbte. Sie haben alle guten und viele schlechten Eigenschaften, die zum Theaterdirektor gehören. Sie würde mein Chef und mein Personal akzeptieren. Fleißig, wie Sie sind, vermögen Sie neben dem Steuerruder auch die Schreibfeder zu führen. Tauschen Sie die Berliner „Gegenwart" gegen eine Wiener Zukunft. Ich führe Sie. Wir gehören, wir passen zu einander. So manche Überlieferungen aus einem reichen Leben, die ich schriftlich nicht niederlegen mag, würde ich im persönlichen Verkehr Ihnen geben. Was erreichen Sie in Berlin? Was tun Sie in Schandau? Für Hofmanns Mumienkabinett arbeiten?*) Das überlassen Sie uns alten jungen

*) Ich hatte an einer Biographie „Alfred de Musset" gearbeitet, die in der von Gneist und Werder veranstalteten Sammlung „Allgemeiner Verein für deutsche Literatur" im Verlage von A. Hofmann u. Co. in Berlin erschien.

Deutschländern, die wir keine lebendigen Jungen mehr zur Welt zu bringen vermögen. Wer noch Kinder machen kann, darf keine adoptieren. So sagt das römische Recht, und hat Recht, wie immer. Also nach Wien kommen! Bald! Gleich!

Die Badestunde schlägt. Ein herzliches Lebewohl denn! Ich umarme Sie in Liebe und Treue.

Ihr

Fr. von Dingelstedt.

Im Oktober, also gleich nach seiner Rückkehr nach Wien, schickte ich ihm mein nächstes Schauspiel „Tante Therese", dessen Aufführung er mit Charlotte Wolter in der Hauptrolle für Ausgang November 1875 bestimmte. In seiner Einladung schrieb er mir, ich könne gleich über Weihnachten bleiben oder „noch vernünftiger, am besten, Sie richten sich gleich aufs Dableiben ein und kehren dem undankbaren Norden für immer den Rücken. Sagt' ich Ihnen doch schon bei unserer ersten Begegnung: ‚Sie taugen für Wien, Wien für Sie.'"

Auf Helgoland hatte er meinen Bruder Rudolf kennen gelernt, den er, wie er mir schrieb, „rasch, wachsend und dauernd" in sein Herz geschlossen hatte. Auch ihm gegenüber hatte Dingelstedt von seinen Plänen für meine Wiener Zukunft gesprochen, aber nicht die von ihm erhoffte Unterstützung gefunden. Mein Bruder hatte mir darüber ausführlichen Bericht erstattet und mir seine ernsten Bedenken gegen meine Übersiedlung von Berlin nach Wien sehr eingehend ausgesprochen und begründet. Ich schwankte noch immer. Wien hatte so viel Verlockendes! Aber ob ich eingewurzelter Norddeutscher im Wiener Walde gedeihen würde? ... Was mein Bruder dagegen sagte, hatte doch viel für sich. Ich war beinah schon entschlossen, dem Rate meines erfahrenen und besten Freundes zu folgen, und schrieb in diesem Sinne noch etwas zögernd an Dingelstedt. Darauf trat er entschiedener auf und schrieb mir in seinem nächsten Briefe:

Entscheiden Sie sich in der zwischen uns schwebenden Personalfrage! Rudolf, so gescheit er ist, kennt weder Wien noch Berlin. Letzteres mag in Staats- und Kriegssachen erstes und voraus sein; in Theaterdingen ist es das letzte, bleibt Wien das erste.

Damit war das Kapitel Wien eigentlich abgeschlossen. Von den zahlreichen Nachschriften brauche ich nicht zu sprechen.

Dingelstedt kehrte übrigens noch öfter nach Helgoland zurück, wo es ihm sehr gut gefiel, und er hat dort ein schönes dichterisches Vermächtnis hinterlassen. Bei einem Gewitter war eine junge beliebte Schauspielerin vom Blitz erschlagen worden. Das reizende Kind wurde auf dem Kirchhof im Oberland beigesetzt — unter den Gräbern „mit schöner Aussicht", wie der Helgoländer Küster die Ruhestätten nennt, die neben der Kirche nach dem Meere zu liegen. Auf den Stein hat Dingelstedt das rührend einfache Gedicht gesetzt, das ihm ein dauerndes Denkmal geworden ist:

Hier ruht, vom goldnen Lebensbaume
Geknickt durch einen Wetterschlag,
Still eine Knosp' im Blütentraume
Zur Reife für den Jüngsten Tag.

Bevor ich die Mappe mit meinen Dingelstedtbriefen schließe, nur noch eines: Über die kleinen Malicen und geharnischten Bosheiten, mit denen er ihm unangenehme Personen und leidige Zustände bedenkt, die zu vielen Dutzenden in diesen intimen Aufzeichnungen enthalten sind, will ich hinweggehen. Nur noch einige Zeilen aus einem seiner letzten Briefe, vom 23. Januar 1879, die seinen tiefen Unmut erkennen lassen und zugleich einen unheimlich prophetischen Blick bekunden:

Ging' es nach mir, so würden alle Theater zu Kasernen und Spitälern umgewandelt, alle schöngeistigen Bücher und Blätter à la Omar zur Pferdestreu oder zum Heizmaterial benutzt. Die Welt gehört noch auf fünfzig Jahre lang den Soldaten und Staatsmännern. Wir sind überflüssig geworden. Ich beneide Ihren Bruder Rudolf und gäbe mit tausend Freuden meinen „Ruhm" auf der Bühne für einen frischen fröhlichen Krieg auf der Tribüne oder im Kabinett, wenn ich mittäte.

Zu guter Letzt noch einen Blick auf das Bild Dingelstedts, das neben dem Laubes in meinem Arbeitszimmer steht und das ich nicht ohne Bewegung betrachte. Er galt als unzuverlässig. Mir gegenüber war er, wie ich nur wiederholen kann, besser als sein Ruf. Ich bewahre ihm ein dankbares Gedenken übers Grab hinaus. Viele haben ihn verkannt, viele ihn auch beneidet um den Glanz seiner Stellung, seinen Ruhm, sein Glück. Er hatte es ja auch durch seine Klugheit, Begabung und Bildung, durch seine weltmännische Gewandtheit so weit wie möglich gebracht.

Der bescheidene hessische Gymnasiallehrer war zum obersten Leiter der damals vorbildlichen Bühne Deutschlands aufgestiegen; er hatte Auszeichnungen aller Art erhalten, war in den Adelstand, später in den Freiherrnstand erhoben worden. Es gab keinen anregenderen Gesellschafter — und doch ... in all der Fröhlichkeit, die er zu erwecken wußte, war eine gewisse latente Traurigkeit, so etwas wie eine Art müder Enttäuschung über ein verfehltes Dasein. Man neidete ihm seinen Ruhm. In seinem letzten Briefe sagt er ehrlich, wie hoch er seinen Ruhm anschlägt ...

Und sein Glück? ... Auf die Rückseite seines Bildes hat er mir ein trübseliges Geständnis gemacht. Die Widmung lautet:

An Paul Lindau, den Verfasser meines künftigen Nekrologes.

Wenn ihr mich möglichst spät begrabt,
Sei dies auf meinem Stein zu lesen:
Er hat zeitlebens Glück gehabt,
Doch glücklich ist er nie gewesen.

Adolf Wilbrandt

Das Gedicht, mit dem ich meine Erinnerungen an Wilhelm Busch abgeschlossen habe, hatte er mir für das Gedenkbuch zu Adolf Wilbrandts siebzigstem Geburtstag, August 1907, gegeben. Als einer der ältesten und intimsten Freunde Wilbrandts und der Seinen, durfte ich mich wohl als berufenen Herausgeber dieser Blätter der Freundschaft ansehen. Und alle ihm Nächststehenden: Verwandte, Freunde, Berufsgenossen, Künstler und Verleger, an die ich mich wandte, folgten freudig meinem Rufe. Unsere Vereinigung durfte sich rühmen, dem siebzigjährigen Dichter mit den nachdenklichen Kinderaugen und dem fröhlichen Kinderherzen die größte Geburtstagsfreude bereitet zu haben. Und er hat es uns sogar schriftlich gegeben.

Daran mußte ich denken, als ich — nach einem Jahrzehnt — die schöne Widmung von Wilhelm Busch: „Immerhin" wieder las. Ich dachte auch daran, daß ich mich an jenem Gedenkbuch nicht bloß als Herausgeber und Sammler, sondern auch als Mitarbeiter beteiligt hatte. Und da ich allmählich bei der Sichtung und Veröffentlichung meiner Erinnerungen zu der Überzeugung

gelangt war, daß alle meine guten Vorsätze, die kaum zu bewältigende Fülle des Stoffes logisch zu ordnen und systematisch zu gliedern, zunichte wurden, hatte ich es schließlich als eine leidige Notwendigkeit erkannt, daß ich in der Ordnung eine gewisse Willkür walten lassen müsse. Bei einer starren Rubrizierung nach den Normen von Ort und Zeit hätte ich das größere Übel, Zusammengehöriges auseinanderzureißen und ganz Verschiedengeartetes miteinander zu verbinden, beklagen müssen.

Was sollte ich zum Beispiel mit dem guten Wilbrandt anfangen, der in meinem Leben eine so große Rolle gespielt hat, für den ich aber weder zeitlich noch örtlich die „gehörige Stelle" ausfindig zu machen vermochte? — Wir waren uns vierzig Jahre ununterbrochen, mit unserem Schaffen wie freundschaftlich, immer und überall begegnet: in Wien und Berlin, in Leipzig und Dresden, in Meiningen und Rostock, in voller Tätigkeit für die Bühne und auf der Bühne wie in den herrlichen Mußestunden unserer Ferien — überall, „Hopheisa bei Regen und Wind!"

Wollte ich ihm aber in meinen Erinnerungen einen einigermaßen angemessenen Bezirk anweisen, so gehörte er doch wohl nach Wien. Da waren wir ja auch zum erstenmal persönlich zusammengetroffen, da war er jahrzehntelang der eigentliche „Dichter des Burgtheaters", einige Zeitlang auch dessen Direktor gewesen, da hatte er auch in der entzückenden Künstlerin und treuen Freundin Auguste Baudius seine Lebensgefährtin gefunden und unter den Wiener Künstlern, wie namentlich Adolf Sonnenthal und Charlotte Wolter, verständnisvollste Freunde und für seine Dichtungen die stärksten und nützlichsten Anregungen gewonnen. In Wien hat ihm auch die dramatische Dichtung die größten und dauerhaftesten Erfolge gebracht. Das reizende Lustspiel „Die Maler", die wirksamen Dramen, wie „Gracchus", „Arria und Messalina", „Nero", sind in Wien entstanden, und auch später geschriebene Werke, wie zum Beispiel „Der Meister von Palmyra", weisen in ihrem Ursprung auf Wien hin. Ich meine also, daß ich ihm hier neben Laube und Dingelstedt, Dichtern, Regisseuren und Burgtheaterdirektoren wie er, seinen Platz anweisen darf. Und da ich meinen Lesern ebenso ungern wie mir gegenüber Versteck spiele, wiederhole ich ganz

einfach und ehrlich, „mit Quellenangabe", was ich damals — im Jahre 1907 — geschrieben habe: im Wilbrandt-Gedenkbuche, von dem recht viele wahrscheinlich recht wenig wissen werden. Ich behalte die gemütliche Form der Ansprache „an den Freund" bei. Was ich heute nicht anders schreiben könnte als damals, möge also hier folgen. Da ist es!

* * *

„Nel mezzo del cammin di nostra vita . . ."

Es stimmt wirklich ganz genau! Just auf der Hälfte des Lebenswegs, den Du bis jetzt zurückgelegt hast, im Frühherbst 1872 sind wir uns zum ersten Male begegnet. Du zähltest damals also schon fünfunddreißig Jahre; ich, der viel Jüngere, war erst dreiunddreißig Jahre alt. Verkehrt hatten wir allerdings schon früher. Durch Julius Rodenbergs „Salon" hatte ich Deine Bekanntschaft als Schriftsteller gemacht. Deine dichterische Art war mir ungemein sympathisch, und als ich im Herbst 1869 ein im selben Verlage in Leipzig erscheinendes Wochenblatt begründete, schrieb ich an Dich und bat Dich, mir etwas für „Das Neue Blatt" zu geben. Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit folgtest Du meiner Einladung, zu deren Annahme schnöde Gewinnsucht Dich wohl kaum veranlassen konnte; denn ich hatte von allen meinen Mitarbeitern, zu denen ich tüchtigste zählen durfte, zu erwarten, daß sie mehr auf gute Behandlung als auf hohen Lohn sähen. Aber lange Zeit kannte ich Dich doch nur aus Deiner ebenmäßig schönen, zierlich geschwungenen Handschrift und dem freundlichen Wesen, das sich in Deinen Briefen offenbarte. Und erst drei Jahre später lernten wir uns von Angesicht zu Angesicht kennen.

Die Eröffnung des Stadttheaters hatte mich nach Wien geführt. Ich hatte, abgesehen von meiner innigen Verehrung für den mir so wohlgesinnten alten Heinrich Laube, auch ein starkes persönliches Interesse daran, sein neues Theater und die Künstler, die den verlockenden Flötentönen des wohlbekannten Rattenfängers und Vortragsmeisters Alexander Strakosch gefolgt waren, kennen zu lernen. Denn Laube hatte

mich in seiner barschen Herzlichkeit dazu angeregt, meine Schandauer Sommerferien „zu etwas Vernünftigerem als zum Faulenzen", wie er mir schrieb, zu benützen. Ich hatte also in guter Laune an der alten Elbe, mit deren Wasser ich getauft bin und an der ich unter Fischer- und Schifferjungen aufgewachsen war, wirklich ein Stück fertig gebracht; Laube hatte Gefallen daran gefunden; meine Freunde vom Burgtheater, Förster und Sonnenthal, interessierten sich für meine Arbeit, und mir machte es natürlich eine besondere Freude, sie ihnen vorzulesen und ihr Urteil darüber zu hören.

Zu der Zeit hattest Du gerade mit Deinem Lustspiele „Die Maler" einen echten und starken Erfolg am Burgtheater errungen, mit der entzückendsten aller „Motten", mit Auguste Baudius, in die sich der Dichter unweigerlich verlieben mußte. Geschah denn auch.

„Ob Wilbrandt wohl kommen würde, wenn ich ihn einlüde?" fragte ich Förster. „Ich möchte ihn gern persönlich kennen lernen."

Also ich schrieb Dir, und Du kamst.

Ich hatte das Manuskript bereits aufgeschlagen, und meine Zuhörer — die beiden vom Burgtheater, mein Verleger Georg Stilke und seine junge, frische Frau Elly — saßen, des Überfalls gewärtig, mir gegenüber, als Du in das kleine Zimmer des Hotels Meißl eintratst. Bei gesellschaftlichen Förmlichkeiten hielten wir uns nicht lange auf. Ich reichte Dir die Hand, und schon der erste Augenblick führte uns nahe aneinander: „Sie sind Adolf Wilbrandt, ich heiße Paul Lindau, die anderen kennen Sie. Also, bitte, setzen Sie sich! Es kann losgehen ... Erster Akt. Ein mit übertriebenem Luxus ausgestatteter Salon. Die Bühne ist leer. Erste Szene. Johann, der Diener, öffnet die breite Mitteltür und meldet: Herr Professor Laurentius!"

— — Nach der Vorlesung, die doch wohl gegen drei Stunden in Anspruch nahm, wurde zunächst natürlich über das Stück gesprochen, dann aßen wir zusammen und schwatzten weiter, bis der grundgescheite, liebe dicke Förster und der unerreichte Stimmungslacher Sonnenthal ins Theater mußten; schwatzten auch noch, als das junge Stilkesche Ehepaar, das solchen Strapazen nicht gewachsen war, sich zurückgezogen hatte, und freuten uns

gegenseitig über unsere Dauer- und Seßhaftigkeit. Die Sitzung dauerte noch lange, sehr lange; und als wir sie aufhoben, war es recht spät, und wir waren Freunde geworden.

* * *

Und sind's geblieben, bis auf den heutigen Tag.

Es beunruhigt mich eigentlich, wenn ich mir klar mache, daß wir in unserem steten, unausgesetzt intimen Verkehr dieser fünfunddreißig Jahre nicht ein einziges Mal in ernsterem Widerspruch aneinandergeraten sind. Wir haben uns nicht einmal gekabbelt, obwohl ich mir vorstellen kann, daß wir beide zu den Leuten gehören, mit denen sich unter Umständen gut zanken läßt. In unseren Zuneigungen und Antipathien waren wir immer einig, in sachlichen und persönlichen. Der Barometerstand unserer Freundschaft wies unveränderlich auf schönes Wetter. Merkwürdig, daß der ewig wolkenlose Himmel, der sich über uns breitete, uns auf die Dauer nicht langweilig geworden ist. Aber gelangweilt haben wir uns nie zusammen. Wie mir scheint, war es unser gegenseitiges, uneingestandenes Bestreben, den Ton unseres Zusammenseins auf harmlose Heiterkeit zu stimmen — oder vielmehr, wir brauchten uns gar nicht strebend zu bemühen, es machte sich ganz von selbst.

Es war ja auch das Natürliche in unseren jüngeren jungen Jahren.

Wir dürfen's uns ruhig eingestehen: als uns das Schicksal zusammenführte, waren wir beide recht glückliche, beneidenswerte Menschenkinder. Was wir bis dahin durchlebt hatten und was jetzt „morgendlich in rosigem Scheine" hinter uns lag, war doch nur ein leuchtender Vorfrühling gewesen. Erst jetzt waren wir in der vollen Maienblüte des Lebens, von stählerner Gesundheit, unermüdlich, glücklich in unserem Beruf und taumelten von der Freude an der Arbeit in die Freude am Bummeln; neidlos erquickte sich der eine am Erfolge des anderen, als gute Kameraden gingen wir nebeneinander her, Schritt vor Schritt; unsere Freunde waren uns gemeinsam, ob wir Feinde hatten, wußten wir nicht, denn sie kamen uns damals noch nicht in den Weg.

Ist's da zu verwundern, daß wir keine Griesgräme und Kopfhänger waren und uns des Lebens freuten? So war denn die Fröhlichkeit in unserem Zusammensein uns zur Gewohnheit geworden, und die haben wir in den langen Jahren, die uns gar nicht lang geworden sind, beibehalten. Und als das tückische Alter uns mit der Krücke treffen wollte, schlug es daneben.

Wir leben jetzt überhaupt schneller und mehr, meine ich, und altern langsamer und weniger als unsere Eltern.

„Der siebzigste Geburtstag!" — Ich erinnere mich noch sehr wohl des Eindrucks, den das rührend innige Gedicht des biederen Voß auf mich machte, als ich es in der Schule auswendig lernte. Jeder Siebziger war für mich ein redlicher Tamm, „auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens", und ist es lange geblieben. Mit dem siebzigsten Geburtstag verband sich für mich immer die Vorstellung des Feierlichen und Ehrwürdigen, des mild abgeklärten Greisentums.

Und jetzt? — — Wenn ich Dich ansehe, wenn ich mit Dir spreche — alles mögliche sehe ich, nur kein Samtkäppchen auf Silberlocken, alles mögliche empfinde ich, nur keinen schonenden Respekt vor dem gebrechlichen alten Herrn. Siebzig Jahre! Du lieber Himmel, davon ist nicht viel Aufhebens zu machen. Fast alle, die mir nahe stehen, haben die Siebzig schon überschritten oder sind hart an sie herangerückt; und die sehen alle ganz anders aus als der redliche Tamm. Niemals habe ich einen von ihnen, auf die Postille gebückt, auf dem Lehnstuhl am Ofen hocken sehen. Dich auch nicht.

Aber früher wird das Bild, wie es der alte Voß gemalt hat, wohl ähnlich gewesen sein. Ob nicht die Gleichmäßigkeit und Ruhe im Dasein unserer Voreltern sie vorzeitig alt machte? — Ich halte es ja überhaupt für ein Vorurteil, daß pedantisches Innehalten der ein für allemal festgesetzten Tagesordnung mit der pünktlichen Zeiteinteilung für Arbeit und Erholung, Essen und Schlafen gesundheitsfördernd sei. Ist's nicht vielmehr das Unvorhergesehene, Unberechnete, sind es nicht vielmehr Wechsel und Erregungen, die uns in Spannung, die uns frisch und munter erhalten? —

Da ich mir vorgesetzt habe, mit Dir heute nur von unserem

Gemeinsamen zu sprechen, nur von unseren persönlichen Beziehungen zueinander, muß ich im Dialog immer mitsprechen und wie der „confident" der französischen Tragödie Dir beständig auf die Ferse treten. Eine undankbare Rolle! Glaube mir, ich ließe Dich viel lieber monologisieren. Vor Dir brauche ich mich nicht vor dem Verdacht vordringlicher Eitelkeit zu verwahren, und Du wirst's verstehen, wenn ich für die Behauptung, daß Unrast nicht ermattet und eine gewisse Unregelmäßigkeit das leibliche Wohlbefinden des Individuums sogar fördert, mit eigener Erfahrung eintrete.

Was habe ich mich, ohne zu den professionellen Globetrotters zu gehören, auf unserem „taumelnden" Ball herumgetrieben! Wenn Du Freundesbriefe aufhebst und durchblätterst, könntest Du vielleicht Briefe von mir von den Lofoten bis Neapel, von Athen bis Konia und Rhodos, von Sevilla bis Warschau, von St. Paul bis Yuma, von Vancouver-Island bis Mexiko finden. Das hätte früher ein Menschenleben ausgefüllt und aufgezehrt. In meinem Dasein sind es nicht mehr als interessante Zwischenspiele gewesen, lohnende Ausflüge, deren längster nicht mehr als ein halbes Jahr in Anspruch genommen hat.

Und gerade so, wenn auch auf einem kilometrisch begrenzteren Gebiete, hast Du's getrieben, und es ist Dir gerade so gut bekommen. Ich habe wenigstens niemals an Dir Spuren vorzeitiger Ermüdung wahrgenommen.

Wenn wir beide zusammensaßen — Du, der verständnisvollere, genußfrohere Weinschmecker, ich, der Dir pyramidal überlegene Raucher — und wenn wir uns im stillen darüber freuten, daß ich Dir Deinen Rüdesheimer nicht wegtrank und daß Du mir meine Zigaretten nicht wegrauchtest, und wenn wir uns dabei von Dingen erzählten, die wirklich keine Eile hatten, und lebhaft darüber diskutierten — haben wir da je nach der Uhr gesehen?

Unsere Nokturnen ... es ließe sich ein Buch darüber schreiben.

* * *

Erinnerst Du Dich noch, wie wir einmal lange nach mitternächtiger Stunde aufbrachen und von meiner damals am westlichen Rande des Tiergartens gelegenen Wohnung nach dem

Herzen von Alt-Berlin steuerten? Ich hatte Dir von der Marienkirche und dem romantischen Reize der anliegenden engen Gassen, die längst als Opfer der Hygiene und der Grundstückspekulation gefallen sind, etwas vorgeschwärmt. Du kanntest das Viertel nicht, wenigstens nicht so, wie es von Dir gekannt zu sein verdiente. Es war heller Mondenschein, eine Kleistische Frühlingsnacht „mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend". Wir nahmen unsere Hüte, schlossen das Haus auf und schlenderten durch den menschenleeren Tiergarten, bis uns die erste Nachtdroschke mit abgetriebenem Gaul entgegenrumpelte. Wir fuhren langsam, wie es Tierfreunden geziemt, durch die Stadt. Vor der Marienkirche stiegen wir aus, betrachteten den schönen Bau des Gotteshauses, der sich in scharfer schwarzer Silhouette vom hellgraubläulichen Himmel abhob, und bogen dann in eine der nächsten kleinen Gassen ein — mit ihren alten, baufälligen Häuschen aus dem Zeitalter der Dürftigkeit und Bedürfnislosigkeit, die am Tage vielleicht recht häßlich waren, nun aber, vom Mondlicht übergossen, wundervoll wirkten. Dann in eine zweite, dritte ...

Dem Nachtwächter, der uns seit einiger Zeit beobachtete, wie wir — um diese Stunde wohl die einzigen wachen Menschen seines Reviers — mit gedämpfter Stimme uns eifrig unterhielten, von Zeit zu Zeit vor dieser oder jener unansehnlichen Behausung stehen blieben und uns auf dies und das aufmerksam zu machen schienen, kamen wir zunächst nicht recht geheuer vor. Er begleitete uns in einiger Entfernung vorsichtig auf unserer unbegreiflichen nächtlichen Wanderung. Da wir uns aber ganz gesittet benahmen, ließ er uns unbehelligt. Er hielt uns wohl bloß für Verrückte, die nicht gemeingefährlich sind. Und er hatte am Ende gar nicht so Unrecht. Es mag ihn indessen doch wohl beruhigt haben, als er uns endlich in die Droschke einsteigen sah, die geduldig auf uns gewartet hatte und nun im Zotteltrab davonfuhr.

Da wir auf dem Heimwege natürlich an der Langen Brücke hatten halten lassen, um uns an der herrlichen Ostfront des alten Schlosses an der Spree und an Schlüters Großem Kurfürsten zu erfreuen, dessen eherne Größe geringschätzig — heute mehr denn je — auf das plastische Gehudel unter sich blickt, war es recht spät geworden, als wir vor dem Café Bauer ausstiegen.

Da stürzten uns johlend drei, vier junge Leute entgegen, die ersichtlich nicht bloß Kaffee getrunken hatten. Einer erkannte mich, umfing mich in jubelndem Ungestüm und sang mit Stentorstimme in höchster Tenorlage — vielleicht eine Terz höher als das Original — und in einem Fortissimo, das Mascagnis ffff erstickt hätte: „Heil, König Heinrich!"

Es war Emil Götze im Freudenrausche. Er war am selbigen Tage zum Königlichen Kammersänger ernannt worden. Ich habe nie einen Menschen gesehen, der dem Überschwange seines Glücks einen so hinreißenden Ausdruck gegeben hätte. Der schmetternde Wohllaut seines Heilrufs zittert mir noch in den Ohren.

Der Überselige mit seinen schwankenden Begleitern zog von dannen, singend, bis ein ganz unmusikalischer Schutzmann von der Kranzlerecke her über den Fahrdamm kam und ohne alles Verständnis für eine derartige Ehrung, bei der sich der Mann mit der Dienstschnalle nichts denken konnte, den Kammersänger auf der Straße zur Ruhe verwies.

Wir tranken im Café nur noch einen Schlummerpunsch und nahmen die erste Droschke, die wir gerade faßten. Bei den Nachtdroschkenkutschern erfreute ich mich zu jener Zeit einer gewissen Popularität. Auch der unserige begrüßte mich artig als alten Bekannten und brauchte mich nicht nach meiner Adresse zu fragen. Es fiel mir indessen auf, daß er nicht den nächsten Weg nahm, sondern durch die Charlottenburger Chaussee fuhr und in die Siegesallee einlenkte. Da ließ er sein Pferdchen langsamer gehen und hielt plötzlich still, ohne daß ich ihn dazu aufgefordert hätte. Ich wunderte mich darüber und verstand ihn auch nicht, als er mit der Peitsche nach rechts wies. Aber bald gab er mir des Rätsels Lösung. Wir hörten in der stillen Nacht das sehnsüchtige Schluchzen und brünstige Verlangen zweier Nachtigallen — die eine ganz nahe am Wege, die andere tiefer im Walde —, die sich im schwindenden Lichte des Mondes beim Heraufblauen des jungen Morgens ihr Liebesleid klagten.

Das Gedächtnis des alten Kutschers mußte ich bewundern. Vor Jahr und Tag hatte er mich einmal um dieselbe Jahres- und Tageszeit durch die Siegesallee gefahren. Damals gab es

dort noch keine Vogelſcheuchen. Ich hatte Nachtigallen ſchlagen hören und ihn eine Weile halten laſſen. Meiner Erinnerung war die Epiſode entſchwunden; er hatte es nicht vergeſſen.

* * *

Es war nicht die einzige ſtimmungsvolle Nacht, die wir miteinander im nüchternen Berlin verbracht hatten. Noch vor wenigen Wochen haſt Du mich zufällig an eine andere, freilich ganz anderer Art erinnert.

Wir kamen aus der erſten Vorſtellung eines Deiner Stücke. Es war ein unbeſtrittener Erfolg geweſen, und wir waren beide ſehr aufgeräumt. Wären wir unſerer Neigung gefolgt, ſo hätten wir's vielleicht wie der Kammerſänger Götze gemacht und die Nacht durchjubelt. Mich aber rief das Pflichtgefühl nach Hauſe. In der nächſten Abendnummer des „Tageblatts" mußte meine Kritik erſcheinen; und da mir die ſchriftſtelleriſche Arbeit zu früher Stunde als Beginn des Tages — „auf nüchternen Magen" — ebenſo unangenehm, wie ſie mir in den Morgenſtunden als unmittelbarer Anſchluß an den Abend und in logiſchem Zuſammenhange mit dem Tage vorher angenehm iſt, hatte ich die Gewohnheit angenommen, meine Feuilletons gleich nach der Vorſtellung zu ſchreiben und nach getaner Arbeit auszuſchlafen. Wir wohnten zuſammen, und Du wollteſt mich nicht allein laſſen. — Nach dem gemütlichen Abendeſſen ſetzte ich mich alſo artig an mein Pult. Du nahmſt aus dem Regal den erſten beſten Band der „Gegenwart", ſtreckteſt Dich auf die Chaiſelongue und laſeſt, während ich ſchrieb.

Geraume Zeit verhieltſt Du Dich vollkommen geräuſchlos. Ich hätte vergeſſen können, daß der Dichter, deſſen Drama ich beſprach, das Zimmer mit mir teilte. Als ich aber mitten in der knifflichen Analyſe des Schauſpiels war, vernahm ich hinter mir ein leiſes Lachen, das mich einigermaßen ſtörte. Als höflicher Wirt unterdrückte ich indeſſen jede Äußerung meines leichten Unwillens und ſchrieb unverdroſſen weiter.

Es dauerte aber gar nicht lange, da lachteſt Du laut, lauter, immer lauter, wirklich ſtörend laut, und nun machte ich kein Hehl mehr daraus, daß mir Dein Vergnügen kein Vergnügen bereitete.

Ich wandte mich um und zitierte das einem bekannten Dramatiker zugeschriebene Wort, dessen Tragödie ausgelacht worden war: „Ich werde Dir mein neues Lustspiel zu lesen geben. Dann wird Dir das Lachen wohl vergehen ... Was liest Du denn eigentlich? ... Ist's so komisch?"

„Friederike Kempner!" riefst Du unter Tränen. „Deinen sommerlichen Brief über Friederike Kempner:

Laß mich in die Wüste laufen,
Wo die vierzig Palmen sind,
Wo die Dromedare saufen ...

Mensch! Wo hast Du diese Wohltäterin der Menschheit entdeckt?"

„Das erzähle ich Dir nachher ... In einer halben Stunde ... wenn ich mit Dir fertig bin. Bis dahin mußt Du Dich aber hübsch ruhig verhalten, sonst dauert's länger. Die Messiade steht links, im zweiten Regal, ganz oben."

Und nachher erzählte ich's Dir auch. Und nun lachten wir zusammen, als wir uns die Situation klar machten: wie Du als lieber Leser eines Opus von mir und ich als Kritiker Deiner Dichtung in schamloser Gemeinschaft wie Brüder einträchtig unter demselben Dach beieinander wohnten. Ohne Arg und ganz gemütlich, unter jeglicher Verleugnung des natürlichen Gegensatzes zwischen Hund und Katze, wie es dem Rezensenten dem zu Rezensierenden gegenüber frommt.

Welch ein Beitrag zur Entsittlichung der Kritik! Zur Entlarvung höchst verwerflichen Cliquenwesens!

* * *

Aber den Berichten über unsere bis zum Morgengrauen verlängerten Abende muß ich Einhalt tun, sonst wird wirklich das Buch daraus, mit dem ich vorhin gedroht hatte. Wir haben ja überall, wo wir immer zusammengetroffen sind, unsere Unterhaltungen nach Sonnenuntergang über die Polizeistunde ausgedehnt — in Meiningen sogar unter dem zwei Mark schweren Drucke eines munizipalen Strafmandats.

Und merkwürdig! Obwohl wir niemals ständige Einwohner

derſelben Stadt geweſen ſind, haben uns unſere Wege immer wieder zuſammengeführt, und wir ſind in ununterbrochen intimem Zuſammenhange geblieben. Wie Ruth zur Naëmi durften wir zueinander ſagen: „Wo Du hingehſt, da will ich auch hingehen; wo Du bleibſt, da bleibe ich auch. Dein Volk iſt mein Volk, Dein Gott iſt mein Gott.“

In Wien fing's alſo an. Wie viel köſtliche, unvergeßliche Stunden haben wir da mit unſeren Freunden verbracht! Mit dem alten Heinrich Laube, der in der Operngaſſe in einem ungezählt hohen Stockwerke dicht unterm Sternenzelt als Nachbar des Donners ſchwebte, der ſich damals mit meiner „Maria und Magdalena“ beſchäftigte, um dann Deinen „Grafen von Hammerſtein“ zum Siege zu führen. — Je älter ich werde, deſto verehrungswürdiger erſcheint mir der liebreizende Brummbär in ſeiner ſpröden Güte.

Und unſere Freunde vom Burgtheater, von dem ſich der grollende Exdirektor, jetzt nur noch polemiſche Organiſator ſeines neuen Stadttheaters, zeitweilig abgewandt hatte: Auguſte Baudius und Charlotte Wolter, Auguſt Förſter und Adolf Sonnenthal, Baumeiſter und Lewinsky, die Ehepaare Hartmann und Gabillon, Schöne und Thimig und all die anderen trefflichen Menſchen und hervorragenden Künſtler!

Und unſer Zuſammenſein in der märchenhaften Pracht der wundervollſten Malerwerkſtatt mit Hans Makart, der kein Meiſter leichter Unterhaltung zu ſein brauchte, um uns zu feſſeln, mit Franz Lenbach, dem geiſtſprühenden Original, dem bewundernswerten Selbſtlerner und Selbſtdenker, dem herrlichen Manne mit dem goldenen Herzen; mit dem Grafen Albrecht Wickenburg und ſeiner bildſchönen, reichbegabten Frau Wilhelmine, die der Liebe der Ihrigen und der Verehrung aller, die ſie kannten, ſo früh entriſſen worden iſt; mit Ernſt von Teſchenberg, dem kunſtfreudigen, grundgeſcheiten Diplomaten und feinſinnigen Publiziſten, der in Gemeinſchaft mit unſerem Freunde Ludwig von Dóczy unter Andraſſy während langer Jahre in der auswärtigen Politik Öſterreichs eine hervorragende Rolle geſpielt hat. Die lebhafte, ſchwarzäugige,

geistvolle und anmutige Italienerin, Prinzessin Marie von Camporeale, damalige Gattin des jetzt verstorbenen Grafen Dönhoff, jetzige Fürstin Bülow, hatte ich erst einige Jahre später die Ehre bei Dir kennen zu lernen.

Wie schnell wir intim geworden sind, wird mir erst klar, wenn ich mir vergegenwärtige, daß ich schon im Herbste, der unserer ersten Begegnung folgte (1873), Deine Gastfreundschaft annehmen durfte und in Deine leerstehende schöne Wohnung am Kolowratring zog. Du warst unterwegs, und Deine Einladung war mir um so willkommener, als man in dem unglücklichen Ausstellungsjahr mit dem großen Krach auch für sehr viel Geld und gute Worte in den Hotels miserabel untergebracht wurde.

In Deinem geräumigen, luftigen, hellen Zimmer war ich gut aufgehoben, und mit Rührung denke ich an die Freundlichkeit Deiner Wirte, die alles taten, was sie mir an den Augen absehen konnten: an Dr. Weisbrodt, der seit Jahren als politischer Korrespondent unermüdlich tätig war, und seine gefällig mitteilsame Frau. Wir blieben in freundlichen Beziehungen, und bei jedem meiner Besuche in Wien machte ich es mir zur Pflicht, einen Abend mit den zwar nicht aufregenden, aber unendlich lieben Leuten zu verbringen.

Pflichtschuldig hatte ich ihm also auch angezeigt, daß ich zu einer Aufführung im Burgtheater nach Wien kommen würde. Wie ich es nicht anders erwartete, suchte er mich gleich nach meiner Ankunft im Hotel auf.

Als er in mein Zimmer trat und mir mit gewohnter Freudigkeit die Hand reichte, überfiel mich eine fast schreckhafte Überraschung. Was mußte ich sehen?! Einen älteren Mann mit klugen, ehrlichen Augen, dessen runder Schädel mit dichtem, aufstarrendem, schneeweißem Haupthaar besetzt war, hatte ich vor einem Jahre verlassen; eine tragikomische Charge, in der ich den würdigen Charakter des wohlbekannten Gesichts kaum zu erkennen vermochte, stand mir gegenüber.

Sein Silberhaar war smaragdgrün geworden, einem wohlgepflegten englischen Rasen vergleichbar. Bei näherer Betrachtung gewahrte ich, daß die saftig grünen Spitzen in ein merkwürdiges Lila übergingen und daß die Haare unten an der Wurzel weiß

waren — eine trikolore Helmraupe, die des Schädels Rundung umhüllte.

Wenn es meiner Selbstbeherrschung auch gelang, den Aufschrei gelinden Entsetzens zu ersticken, so brachte ich es doch nicht fertig, meine Bestürzung, in der tragischer Schauder und unwiderstehlicher Lachreiz miteinander rangen, mit gespielter Gleichgültigkeit des Ausdrucks zu übertünchen. Der gute Doktor war ja auch viel zu klug, um nicht zu wissen, daß unsere erste Begegnung nach seiner Metamorphose zum Zirkusonkel nicht ohne eine notgedrungene Aufklärung vorübergehen konnte.

Wehmutsvoll nickte er mir zu, seufzte und sprach alsdann im Tone eines ertappten Sünders: „Ja ... wie Sie mich hier sehen ... ich bin das Opfer ehelicher Hingabe und einer frevelhaften Reklame! ... Was Sie entsetzt, ist die Wirkung eines Haarfärbemittels, dessen verschönernde Kraft und völlige Ungefährlichkeit durch erste Autoritäten der medizinischen Fakultät beglaubigt wurde. Meiner Frau zuliebe — Sie wissen ja, ihre Beredsamkeit ist unwiderstehlich! — sie wollte mich durchaus noch einmal brünett sehen, wie ich's vor zwanzig Jahren gewesen bin — sie behauptete, brünett hätte mich so gut gekleidet ... Ich hab's getan!! Für acht Gulden habe ich ein Flakon der Höllenmixtur gekauft, und um die Unfehlbarkeit der Wirkung zu erzielen, noch ein zweites für denselben Preis. Unter ängstlich gewissenhafter Beobachtung der in der Gebrauchsanweisung verzeichneten Vorschriften habe ich das experimentum in corpore vili gemacht. Die ersten Tage erglänzten meine Haare wirklich in lieblich warmem Kastanienbraun. Ich kam mir ein bißchen lächerlich vor, aber meine Frau fand es hübsch, und ihre Blicke ruhten mit beängstigender Zärtlichkeit auf dem kräftigen Braun meiner struppigen Tolle. Aber die Herrlichkeit währte nicht lange. Das Braun wurde allmählich stumpfer und hellte sich auf. Alle Versuche rationeller Nachfärbung mißglückten kläglich. Es wurde lichter von Tag zu Tag, bis es sich in tadellosem Ziegelrot auf einige Wochen zu beruhigen schien. Schön war es nicht, aber es war noch nicht das schlimmste. Bei genauerer Untersuchung meines leider noch zu üppigen Haarwuchses konnte es mir nicht entgehen, daß der untere Nachwuchs grasgrün aussah. Ich lief zum Haarschneider ... Ach, ich wünsche

Ihnen für Ihr Luſtſpiel einen ſolchen Heiterkeitserfolg, wie ich ihn bei meinem Coiffeur davontrug. Als er nämlich auf mein Verlangen die Oberhaare ratzekahl abgeſchoren hatte, war mein Schädel einheitlich wie mit grünem Plüſch überzogen. Ich war ſcheuſälig vor aller Welt und ſah aus wie ein ſchlecht bezahlter Clown auf dem Jahrmarkt. Ich war verzweifelt. Ich beſchwor den Haarſchneider, mir Mittel und Wege anzugeben, wie ich für meine Haare die ehrliche weiße Farbe der Unſchuld und meines Alters wiedererlangen könne. ‚Auswachſen laſſen!‘ war der einzige, wenig tröſtliche Beſcheid, den er mir geben konnte. Er machte mir klar, daß der verruchte Farbſtoff bis tief in die Haarwurzeln eingedrungen ſei, daß die alſo gefärbten Haare in ihrem Wachstum die künſtliche Färbung erſt allmählich aufbrauchen müßten, bis ein noch unberührtes Geſchlecht, ein ſpäterer Nachwuchs, der ſich des Pigments völlig entledigt habe, mein Haupt mit dem ehrwürdigen Weiß zieren werde.

„‚Das kann wohl lange dauern?‘ fragte ich bangend.

„‚Wenn die Farbe gut und die Färbung gründlich vorgenommen iſt, unter Umſtänden recht lange!‘ ... Ah, die Farbe wird ſchon gut geweſen ſein! Drei Monate habe ich mich in einem entlegenen Vororte verſteckt. Aber ich konnte doch ſchließlich wegen des zu langſamen Farbenkonſums meiner Haare meine Stellung bei der ‚Allgemeinen Zeitung‘ nicht aufs Spiel ſetzen ... Na, jetzt bin ich wieder guten Mutes. An die erſtaunten Geſichter meiner Bekannten habe ich mich gewöhnt. Die mir Näherſtehenden kennen alle mein Unglück. Meine Frau ſchämt ſich; ich habe der Tochter Evas verziehen. Mein Coiffeur, mein Freund, der Coiffeur — er iſt mir ein Freund geworden! — iſt des Vertrauens voll. Die Zeit meiner ſchweren Prüfung geht ihrem Ende entgegen. In den nächſten Tagen will er mir die grünen Spitzen abmähen. Die mittlere lila Schicht iſt von geringer Mächtigkeit. Sehen Sie genauer hin: unten zeigen ſich ſchon die pigmentloſen Keime der Rückkehr zur weißen Behaarung. Hoffentlich bleiben Sie hier, bis ich wieder weiß werde.“

Aufs Weiß habe ich allerdings nicht warten können, aber lila war der gute Doktor ſchon wieder geworden, als ich mich damals von ihm verabſchiedete.

* * *

Es war mir jedesmal eine große Freude, wenn Dich die Premiere eines Stückes von Dir nach Berlin führte. Und auch da haben wir so manche liebe lange frohe Stunde verbracht — zu zweien und im Kreise guter Freunde. Ich mag die einzelnen hier nicht aufzählen; ich habe ohnehin schon zu viel Namen von Lieben, die von uns geschieden sind, hier nennen müssen und will die Verlustliste nicht noch länger machen.

Aber einer unserer Freundinnen muß ich doch gedenken — der unvergeßlichen Frau, über die in verschwenderischer Laune die gütige Natur das Füllhorn ihrer anmutigsten Gaben ausgeschüttet hatte: Schönheit des Leibes, funkelnden Geist, sonnigen Frohsinn. Sie erinnerte an die gute Fee im Märchen, aus deren Fußspuren auch auf steinernem Boden Rosen, Veilchen und Maiglöckchen aufsprießen. Blumenduft und Sonnenstrahl strömte sie aus, allüberall.

Eine vollkommenere Virtuosin der Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr mag es wohl kaum je gegeben haben. Welch ein Talent in der Kunst des Erzählens! Diese Beobachtung, diese Gabe der Charakterisierung mit einem Worte, der Veranschaulichung mit einer Geste, einem Blick! Und alles das vornehmlich im Dienste der köstlichsten Laune, des keckſten Übermuts!

Als sie uns eines Abends in vertrautem Kreise eine lange, unsagbar lächerliche Geschichte, die sich in einer allbekannten Urberliner Familie des Tiergartens abgespielt hatte, in ihrer unbeschreiblichen Weise erzählte und wir alle uns die Seiten hielten, wanden und krümmten — sie brauchte, wie so viele gute Komiker, um voll zu wirken, den Resonanzboden einer dankbaren Zuhörerschaft —, fiel einer ihrer begeisterten Bewunderer vor Lachen vom Stuhle. Nicht figürlich gesprochen, tatsächlich. Er mußte über den Vortrag der blödsinnigen Geschichte aus dem Munde der Erzählerin mit dem edlen Profil und den wundervollen schwermütigen Augen so lachen, daß er von seinem Sessel auf den Teppich herabrutschte. Du wirst's mir bezeugen können. Denn Du warst es selbst.

Keiner von uns, der sie in ihrer prangenden Blüte gekannt, hat sie sich ohne den Reiz der lachenden Jugend vorstellen können. Noch weniger hat man es fassen können, daß diese alle entzückende

Frau so jammervoll enden mußte. Von einer tückischen Krankheit langsam aufgerieben, zurückgezogen von der Gesellschaft, deren belebender Geist und lieblichste Zierde sie so lange gewesen war, leidend und ihrer Schönheit beraubt, ist sie gestorben; und in der Dämmerstunde eines grämlichen Wintertags haben wir Grete Begas begraben. —

Noch eine andere darf ich nicht unerwähnt lassen, wenn ich unseres Zusammenseins in Berlin in früheren Jahren gedenke. Die umsichtige Eurikleia meines Hauses gehörte zwar nicht „unserer Klasse" an; aber ihre aufopfernde Ergebenheit, ihre Selbstlosigkeit und felsenfeste Treue, gepaart mit hellstem Verstande und einem Herzenstakte, den niemand wärmer gewürdigt hat als Du, verwischte bis zur Unkenntlichkeit die Unterschiede der Herkunft. Wir zählten sie zu den Unseren. Wie sie war und was sie uns war, hast Du in Deinem Roman „Hermann Ifinger" mit so liebevoller Innigkeit geschildert, daß ich nichts mehr zu sagen habe. Du hast in Deiner Dichtung der guten Christel ihren wahren Namen gelassen, den keiner der älteren Freunde meines Hauses vergessen wird.

* * *

Aber nicht bloß in Wien und Berlin haben wir ungezählte heitere Stunden verbracht.

Denkst Du daran, mein tapferer Lagienka, als ich Dich in Hallein aufsuchte? Du wohntest oben, ganz oben auf dem Berge — in frischer starker Luft und in einer Behausung ... jetzt muß ich einen der wenigen Punkte berühren, über die wir uns nie recht haben einigen können.

Vor mir sehe ich langgestreckte, ziemlich niedrige und dunkle Räume, die mir gar nicht gemütlich erschienen. Da hattest Du Dich mit den Deinigen einquartiert. Davon abgesondert sehe ich einen unmotivierten Turm, über dessen ursprüngliche Bestimmung Du hartnäckig jede Auskunft verweigert hast. „Es ist eben ein Turm." Mehr habe ich aus Dir nie herausbringen können. Man muß ihn gesehen haben; ich bin sicher, wir verdanken diesem Turm den „Baumeister Solneß". Das allein könnte mich mit ihm versöhnen.

Da arbeiteteſt Du. Ich habe ſchon manches kurioſe Arbeitszimmer in meinem Leben geſehen, ein kurioſeres als dieſes Turmgemach wohl kaum. Und die mit allerlei Querbalken unerklärlich verbaute Zelle eines verrückten Mechanikers in Dalldorf, der wieder einmal das Perpetuum mobile erfunden hatte, habe ich nicht vergeſſen. In Deiner Turmſtube waren ringsum Fenſter, die dem Naturfreunde freien Ausblick auf die liebliche und großartige Landſchaft des Salzkammerguts gewährten. So weit war alles ſchön und gut; und ich fand es auch ſchön, denn ich bin auch ein Naturfreund. Über die Treibhaushitze bei Sonnenſchein will ich auch nicht klagen. Ich bin wirklich ein Naturfreund.

Aber auf einmal ging einer jener heftigen Regengüſſe nieder, die gerade in dieſer herrlichen Gegend zu den regelmäßigen Zerſtreuungen der Touriſten gehören. Ich fuhr auf. Ich meinte, die Hölle habe alle ihre Teufel losgelaſſen. Das raſſelte und praſſelte, klipperte und klapperte, platſchte und klatſchte an die klirrenden Scheiben in der Runde, daß einem Hören und Sehen verging. Ich fühlte mich wie in einem von Schnellgewehrfeuer beſchoſſenen Fort und brüllte Dich an, nachdem ich das akuſtiſche Wunder genügend auf mich hatte wirken laſſen: „Stört Dich denn der Mordſkandal nicht bei der Arbeit?“

„Das bißchen Regen?“ antworteteſt Du im vollen Regiſter Deines kräftigen Baritons. „Ich habe den Regen ſehr gern, und ich höre das Rauſchen auch gern.“

„Rauſchen“ nannteſt Du das, Du unverbeſſerlicher Euphemiſt!

„Geſchmackſache!“ zeterte ich. „Ich würde hier verrückt!“

„Weswegen ſchreiſt Du denn ſo?“ dröhnteſt Du.

„Was ſagſt Du?“

„Weswegen Du ſo ſchreiſt?“ poſaunteſt Du wie ein Nebelhorn.

„Weil Du mich ſonſt nicht verſtehen würdeſt!“ heulte ich.

„Aber ich bitte Dich ... Du brauchſt die Stimme gar nicht zu erheben. Ich verſtehe ja jedes Säuſeln,“ donnerteſt Du.

„Ich nicht!“ kreiſchte ich. ...

In der Tonart und Tonſtärke ging's weiter — ſoweit meine Stimmittel es mir geſtatteten.

Ich weiß sehr wohl, in späteren Jahren hast Du die Richtigkeit meiner Wahrnehmungen bestritten, wenn ich Dich über Deine unbegreifliche Vorliebe für den Kanonadenturm in Hallein interpellierte. Dir hat's gefallen, und Du bist ja viele Jahre hintereinander dahin zurückgekehrt. Das ist, wie gesagt, eine der wenigen Differenzen in unserem Verkehr, die wir nun wohl nicht mehr ausgleichen werden. Wir müssen versuchen, auch ohne den Ausgleich miteinander auszukommen. —

Eine freundliche Erinnerung habe ich an den Tag des Bombardements von Hallein (das Wort „Trommelfeuer" war damals noch nicht erfunden) doch bewahrt. Dort lernte ich durch Dich einen jungen Mann kennen, namens Richard Voß. Ich hatte ein Buch gelesen „Scherben. Vom müden Manne", als dessen Verfasser „Richard Voß" bezeichnet wurde. Ich weiß nun nicht mehr, woher es kam, daß sich in mir die Wahnvorstellung festgesetzt hatte, dieser Richard Voß existiere entweder überhaupt nicht, oder der müde Mann sei ein Frauenzimmer — eine enttäuschte Aristokratin in Pommern oder so was. Kurzum, als Du mich in ein tiefer gelegenes Gemach Deines sonoren Verlieses führtest und sich da von einer Art von Lotterbett ein junger Mann erhob, den wir vermutlich aus seinem Mittagsschläfchen aufgeschreckt hatten — der typische deutsche Dichter, wie ihn sich junge Damen in der Selekta vorstellen, mit langwallendem blonden Haar, losem blonden Vollbart und schwärmerisch klugen und guten Augen — und als Du mir den Fremdling als den leibhaftigen Richard Voß vorstelltest, war ich so perplex, daß ich ungefähr das Törichteste herausbrachte, was man sagen kann: „Richard Voß? — Ich dachte, den gäb's gar nicht ... oder Sie wären zum mindesten eine Ricarda."

Zu meiner großen Freude habe ich mich im Laufe der Jahre noch recht oft von seiner liebenswürdigen Realität zu überzeugen Gelegenheit gehabt und mit dem sympathischen Dichter der „Alexandra" und „Eva", der Trauerspiele „Schuldig" und „Der König" und so vieler anderer Dramen, so vieler Gedichte und Romane freundschaftlich und auch beruflich manche vergnügte Stunde verbracht.

* * *

Denkst Du daran, mein tapferer Lagienka, wie wir in Leipzig uns trafen — um dieselbe Zeit herum, im Herbste 1877 meine ich. An den Vormittagen warst Du im Stadttheater mit den Proben zu Deinem neuen Schauspiel, in dem Deine Gustel gastierte, beschäftigt — „Auf den Brettern", nicht wahr? —, und ich kam aus Dessau mit dem Manuskript meines Lustspiels „Johannistrieb", unter das ich eben den Schlußstrich gezogen hatte. Ich hatte mir Dein Stück auf der Probe angesehen, Du warst liebenswürdig genug, mich zu bitten, Dir das meinige vorzulesen. Nebenher erzähltest Du mir, daß Du noch ein anderes Schauspiel geschrieben habest: „Natalie", das Emil Claar für das Residenztheater erworben habe und in einigen Wochen, ebenfalls mit Deiner Frau in der Hauptrolle, zur Aufführung bringen werde.

Du saßest nun bei Hauffe mir und meinem Manuskript gegenüber, und wieder gab mir Deine lebendige Teilnahme die rechte Stimmung zum Lesen. Während des ersten Aktes.

Im zweiten Akt schlug's um. Bei Situationen und Wendungen im Dialog, von denen ich eine freundliche Wirkung erhofft hatte, verzogst Du keine Miene. Du machtest auf mich den Eindruck des Zerstreuten; Du schienst gar nicht bei der Sache zu sein. Das wirkte natürlich ansteckend auch auf mich, verstimmend.

„Es gefällt Dir wohl nicht?" fragte ich ziemlich kleinlaut nach dem zweiten Aktschluß.

„Doch, doch! Es gefällt mir sogar sehr gut!" entgegnetest Du. „Bitte, lies nur ruhig weiter und laß Dich durch meine Haltung nicht verwirren! Wir sprechen nachher darüber. Ich erkläre Dir alles. Also, bitte, fahre fort! Ich höre sehr aufmerksam zu, und ich wiederhole Dir: es gefällt mir bis jetzt sehr gut ..."

Ich las also weiter, freilich weniger zuversichtlich, als ich begonnen hatte, las bis zum Schluß und wartete nun wie ein Truppenführer im Manöver auf die Kritik.

„Also ... Du darfst zufrieden sein. Ich halte den Erfolg für gesichert," sagtest Du im Tone aufrichtiger Überzeugung, der mich etwas beruhigte. Du erhobst Dich, gingst langsam durch das Zimmer — ich merkte Dir an, daß Du noch etwas auf dem Herzen hattest — und begannst nach einer ziemlich langen, schwülen Pause: „Und nun will ich Dir auch die versprochene Erklärung

meines Verhaltens geben. Höre und staune! Das Stück, das du mir eben vorgelesen hast, habe ich auch geschrieben. Ja, wir haben dasselbe Stück geschrieben — jeder hat's auf seine Weise natürlich gemacht, aber in der Handlung, im Konflikte, in den Hauptcharakteren, sogar im wesentlichen des szenischen Aufbaus ist's dasselbe Stück. Ich würde mich anheischig machen, Dir die Fabel meines Stückes in allen Hauptzügen so zu erzählen, daß Du glauben dürftest, ich spräche von Deinem Schauspiel ... Du wirst's ja lesen, Du wirst's ja auch sehen — im Residenztheater ... Ist das nicht sonderbar?"

„Sonderbar ... allerdings," erwiderte ich. „Wieder einmal die bewußte Duplizität der Ereignisse. Aber da Du wahrscheinlich, ebensowenig wie ich durch ein bestimmtes Geschehnis angeregt, die Handlung frei erfunden und sicher ebensowenig wie ich einen schon vorhandenen Stoff ‚teilweise frei benutzt' hast, da Dein Stück Dir und mein Stück mir gehört, sollen uns die zufälligen Übereinstimmungen, die ja doch nur äußerlich sein können, nicht weiter kümmern. Du hast's ja schon gesagt: Jeder auf seine Weise. Das ist das allein Entscheidende. Und duo quum faciunt idem ..."

Du stimmtest mir vollkommen bei. Wir nahmen die Sache, die natürlich im ersten Augenblick eigentümlich auf Dich hatte wirken müssen, ganz und gar nicht tragisch. Wir brauchten keine öffentliche Erklärung loszulassen, brauchten uns nicht gegenseitig zu attestieren, daß wir uns nicht bestohlen hatten, veranstalteten keinen Wettlauf zwischen Hasen und Swinegel, ängstigten uns nicht, wer zuerst ankommen würde, und richteten es so ein, daß die beiden Stücke ihre Berliner erste Aufführung etwa gleichzeitig hatten. Und dann machten wir's, wie es gute Kameraden immer machen sollten: wir tauschten die Waffen und ließen sie ruhen. In der Buchausgabe widmetest Du mir „Natalie", und ich widmete Dir den „Johannistrieb".

Das Spaßhafteste an der ganzen Sache war, daß kein Mensch die wirklich sehr auffällige Ähnlichkeit zwischen den beiden Stücken bemerkt hat — kein Mensch außer uns beiden.

* * *

Und abermals: denkst Du daran, wie Du im Winter 1895 meiner Einladung nach Meiningen folgtest, wo ich Dein Schauspiel „Viola", für das ich stets eine besondere Vorliebe gehabt habe, als eine der ersten Vorstellungen in meiner Eigenschaft als Bühnenleiter und Intendant zur Aufführung brachte? Wir kannten uns damals schon seit mehr als zwei Jahrzehnten und hatten doch nie zusammen auf den Brettern gestanden, niemals am selben Regietische gesessen.

Wie freudig und fruchtbar war gleich unsere erste gemeinsame dramaturgische Arbeit! Wie gut verstanden wir uns, wie arbeiteten wir uns in die Hände! Oft mußten wir lächeln, wenn wir — unabhängig voneinander, ohne stillschweigende Verständigung, der eine rechts, der andere links — wie auf Kommando uns gleichzeitig erhoben, um den Darsteller auf irgend etwas aufmerksam zu machen, das uns aufgefallen war. Wir brauchten nur einen Blick zu tauschen, um uns darüber zu versichern, daß wir dasselbe gewollt hatten; und willig trat der eine dem anderen das Wort ab.

Erst damals lerntest Du den Herzog und die Baronin von Heldburg persönlich kennen, obwohl sie schon vor langen, langen Jahren für Deine ausgezeichneten Übersetzungen und Bearbeitungen der Sophokleischen Tragödien Dir fruchtbare Anregungen gegeben und ihre fördernde Teilnahme Dir geschenkt hatten.

Der Herzog war von Deinem Drama, das er in seiner dichterischen Bedeutung nicht einen Augenblick unterschätzt hatte, zunächst etwas befremdet. Aber von Tag zu Tag erwärmte er sich mehr dafür. Seine Briefe darüber aus Altenstein wuchsen immer mehr — in Umfang und Bedeutung — zu fesselnden dramaturgischen Abhandlungen heran.

Nur über eines konnte der Herzog nicht recht hinwegkommen: die Verkörperung des Gewissens in der Gestalt der Viola, die Vision aus Fleisch und Blut, mit Stimme und Geste — bald hätte ich geschrieben: der materialisierte spirit — wollte ihm nicht in den Sinn. Die Erscheinung selbst ließ der Herzog gelten; aber die Stimme des eigenen Gewissens, meinte er, könne doch nur aus der Brust des geängstigten Individuums selbst herauskommen. Mit den groben Veranschaulichungsmitteln der Bühne sei die

Glaubhaftigkeit des Gespenstischen, Körperlosen unter den vom Dichter gestellten Bedingungen nicht zu erreichen. Die Wilbrandtsche Viola würde auf den Brettern immer als handelnde Person, wie sie neben den anderen auf dem Zettel steht, wirken, nicht aber wie ein vom schuldbewußten Helden erzeugtes Phantom, das in Wirklichkeit nur für ihn da ist, nur von ihm gesehen und gehört wird. Was sie zu sagen habe, müsse sich der vom Gewissen Gepeinigte selbst sagen. Auf die naheliegende Einwendung, daß sich der Dichter der „Viola" auf Shakespeare berufen dürfe, gebe es nur eine Antwort, eine höchst einfache: es sei eben Shakespeare, und hinter „Hamlet", „Macbeth" und „Cäsar" solle ein modernes Drama lieber keine Deckung suchen. Wie das nun mit „Viola" zu machen sei? ... Das sei nicht seine, das sei des modernen Dichters Sache.

Wir dürfen uns ruhig eingestehen, daß diese kritischen Bedenken durch die Aufführung nicht zerstreut worden sind, obwohl wir uns wirklich redliche Mühe gegeben hatten, durch Erscheinung, Beleuchtung, melodramatisches Gesurre und alle anderen Stimmungsmacher, die uns die technischen Hilfsmittel der Bühne gewähren, der Viola die Wirkung des geheimnisvoll Wesenlosen, Unirdischen zu geben.

* * *

„Viola" hatte in Meiningen einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich es auch als Direktor des Berliner Theaters (Herbst 1900) auf die Bühne brachte. In der Aufführung mit Eduard Le Seur, Leo Connard, Willi Rohland, Artur Wehrlin, Hilda Hofer und Toni von Seyffertitz, die schon in Meiningen die Titelrolle gespielt hatte, übte das Stück auf das Publikum dieselbe starke Wirkung wie an der Werra aus; aber die Kritik verhielt sich spröde und dämpfte die Aufnahme auf den mißlichen sogenannten Achtungserfolg herab.

Um so stärker und unzweideutiger war der Erfolg Deiner überaus glücklichen Bearbeitung der Aristophanischen Komödien zu einem neuen Lustspiel „Frauenherrschaft", das wir — wenn wir den Umstand berücksichtigen, daß es als Stoff und Behandlung auf die große Menge eine starke Anziehungskraft zu üben

nicht geeignet ist — verhältnismäßig oft und immer vor dem dankbarsten Publikum haben geben können.

Leider war es Dir versagt, Adele Sandrock als hervorragende Darstellerin Deiner Messalina bei uns zu sehen. Erst „Timandra" führte uns zu einheitlicher Regietätigkeit im „Berliner Theater" wieder zusammen. Es war mir eine frohe Genugtuung, Dir für die drei Hauptrollen: Timandra, Platon und Sokrates mit Agnes Sorma, Harry Walden und Ernst Pittschau eine glänzende Besetzung stellen zu können.

Diese drei Stücke: „Viola", „Frauenherrschaft" und „Timandra" waren es also, die uns willkommenen Anlaß boten zu gemeinsamer frischer und fröhlicher Arbeit auf der Bühne — auch in Berlin, wohin ich im Herbst 1899 zurückgekehrt war.

Da fiel uns ein, daß unsere Wohnsitze jetzt nahe aneinandergerückt waren, daß uns die Bahn in wenigen Stunden von Berlin nach Rostock und umgekehrt von Rostock nach Berlin bringt. Und diese Erkenntnis sollte während der letzten acht Jahre unsere freundschaftlichen Beziehungen noch verstärken und recht viel straffer zusammenziehen.

Aber nicht bloß die geographische Lage unserer Wohnsitze förderte unsere Intimität. Bedeutsameres wirkte mit.

Unsere Söhne, im selben Monat desselben Jahres (August 1875) geboren, waren zu Männern herangewachsen. Die Gleichalterigen hatten gleichzeitig das Abiturientenexamen gemacht und im selben Semester promoviert. Dein Robert mit einer Dissertation über Platon, mein Hans mit einer Dissertation über Fichte. Die Freundschaft der Alten hatte sich auf unsere Jungen vererbt. Und als Dein Robert mit der jungen, frühlingsfrischen Lisbeth sich einen eigenen Herd gründete und sich als Privatdozent an der Königlichen Universität zu Berlin habilitierte, richtetest Du Dir bei ihm ein Absteigequartier ein und kamst nun alljährlich fünf-, sechsmal auf kürzere oder längere Zeit nach Berlin.

Du hattest also vollen Anspruch auf unseren Gegenbesuch, den ich Dir noch immer schuldig geblieben war. So ist es denn gekommen, daß wir Berliner seit 1900 fast alljährlich einen großen Teil unserer Sommerferien in Rostocks Vorstadt an der See, in Warnemünde, verbracht haben.

Waren es nicht echte Freuden- und Feiertage in gemütlichster, heiterster Stimmung mit unseren nächsten Verwandten und besten Freunden, die uns wechselseitig gleich lieb sind? War es nicht herrlich, wenn wir Warnemünder allwöchentlich einmal mit dem kleinen Dampfer „Vorwärts" zu Euch hinüberfuhren und wenn Ihr Rostocker — ebenfalls regelmäßig einmal in der Woche — uns besuchtet?

War's nicht wunderschön, wenn wir an sonnigen Sommernachmittagen unter dem Schatten der Bäume vor dem „Pavillon", angefächelt von der Frische der See, die ihr geheimnisvolles Lied mit der unendlichen gewaltigen Melodei rauschte, um den großen Tisch saßen und Heinrich Schulz, einer der wenigen, die zu den „guten Leuten und guten Musikanten" gehören, Dir zu Ehren Deine Lieblingsnummern als „Einlagen" in das Programm seiner ausgezeichneten Kapelle einfügte: Händels „Largo" und „Geschichten aus dem Wiener Wald" unseres unvergeßlichen Johann Strauß? Eine merkwürdige Zusammenstellung vielleicht, über die sich aber nur unmusikalische Leute wundern können. Deine ehrliche Genußfähigkeit reicht eben weiter als das Pensum der Nachempfinder und umschlingt Goethe und Wilhelm Busch, Dürer und Oberländer, Händel und Johann Strauß mit der gleichen zärtlichen Innigkeit.

Wenn wir dann allesamt zur „Spille" wanderten und bis zur Spitze der Mole vordrangen — Ortsunkundigen hoffe ich mit diesem Satze zu imponieren. Du weißt leider, daß es sich um einen Spaziergang handelt, den man gemächlich in einer Viertelstunde bewältigen kann; für mich aber hat er seine Bedeutung, denn es ist ungefähr der einzige, zu dem man mich während meiner Sommerferien an der Ostsee hat verleiten können, — wenn wir da bei ruhigem Wetter die Sonne in unbeschreiblicher Farbenpracht hinter Wolken untergehen und den allmählich erblassenden kupferig-goldenen Widerschein auf dem endlosen Wasserspiegel zittern sahen, — wenn wir an stürmischen Tagen uns nicht trennen konnten von dem gewaltigen Schauspiel der aufgepeitschten tiefgrünen Wellen mit ihren weißen Schaumkämmen in wildem Kampfe widereinander und in vereintem Ansturm gegen die steinerne Mole, — wenn wir die paar Spritzer

des hochaufspringenden Gischtes ins Gesicht lächelnd in den Kauf nahmen und auch eine ungesuchte gründlichere Dusche, die uns bis auf die Haut durchnäßte, nicht scheuten, — und wenn wir dann „die Hände zum lecker bereiteten Mahle erhoben" und schwatzten und schwatzten, bis der Hausdiener, der alte Friedrich mit den blauen Seemannsaugen, als Mahner an der Tür auftauchte, um uns im schönsten Singsang des mecklenburgischen Platt zu melden, daß es die höchste Eisenbahn sei und der letzte Zug nach Rostock in einer knappen halben Stunde abgehe — war es nicht schön?

Und morgen fahren wir wieder nach Rostock.

* * *

Rostock! Da werdet Ihr uns wieder auf der Brücke, an der unser kleiner Dampfer anlegt, mit wehenden Tüchern und Hüteschwenken begrüßen, und wir werden an der Warnow entlang gehen, in die zweite Straße einbiegen und dort in das dritte Haus links eintreten: Schnickmannstraße 25.

Ein altes Rostocker Patrizierhaus. Zweistöckig. Im Erdgeschoß Deine verwitwete Schwester mit ihren Töchtern, im zweiten Stock die Frau Deines verstorbenen Bruders mit ihrer Tochter, und im ersten Du als der einzige männliche Wilbrandt in diesem Wilbrandthause.

Hausflur und Treppen sind ziemlich dunkel. An den Wänden stehen alte Schränke und Truhen mit Messingbeschlägen. Auch im Vorraume zu Deinem Arbeitszimmer muß eine ewige Lampe für die nötige Helligkeit sorgen. Da hast Du wohlgeordnet in geschmackvollen Einbänden den größten Teil Deiner stattlichen Bücherei untergebracht — wie der Schriftsteller und Gelehrte sie ordnet, der Bücherfreund sie aufstellt.

Aus der traulich behaglichen, von der Hängelampe doch nicht völlig verscheuchten Dämmerung dieses Vorzimmers ins helle Tageslicht der Werkstatt — in die Klause des fleißigen Arbeiters, wie sie im Buche steht. Ein Schreibtisch an dem einen, ein Stehpult am anderen Fenster. Auch hier Bücher ringsum, vornehmlich Lexika und die unentbehrlichen Nachschlagebücher, Mappen und Kästen, auf dem Tische Zeitschriften, die neuesten Romane, Dramen, wissenschaftlichen Werke. Und Du Beneidenswerter

findest ja in dem gebenedeiten Rostock, wo der Tag vierundzwanzig Stunden zählt, nicht bloß Zeit zum Schreiben, sondern auch noch so viel Muße zum Lesen! ... Und überall, auf dem Sims der Regale, an den Wänden und sogar an den Türen plastische und bildliche Reproduktionen von Meisterwerken der Kunst aus allen Zeiten und Ländern — in Bronze, Gips und Terrakotta, in den vollendeten Photographien, die durch ihre pietätvolle Treue für das künstlerisch gebildete Auge nahezu den Reiz der unerreichbaren Originale besitzen, Holzschnitte, Stiche, Radierungen. Dazu bildliche Erinnerungsblätter von Stätten, die Dir lieb geworden sind, Bildnisse der Dir Teuren.

Nur wenige Originale. Aber man soll sie wägen und nicht zählen — nicht weniger als drei L e n b a c h s: Bildnisse von Dir aus dem Heranreifen, aus der Reife, aus der reiferen Reife.

Nirgends wird in Deiner Werkstatt der schweifende Blick durch das sinnlose Walten des Zufalls gestört. Kein Hochzeitsgeschenk, keine heraldischen Löwen aus cuivre poli, die die Zunge herausstrecken und dadurch bekunden, sie seien Renaissance, keine Vase aus Zinkguß mit sezessionistischer Ornamentik — Makkaroni mit Frostbeulen. Alles so, wie es Dir gefällt, nur so, mit „persönlicher Note", wie man sich heutzutage an gebildeten Stammtischen ausdrückt.

Da sitzest Du nun in Deinem eigensten Heim, Deiner festen Burg, umgeben von Liebem und Schönem, und dichtest und trachtest, wenn Du Dich nicht auf der Brücke, die fünfzig Schritt von Deinem Hause entfernt in die Warnow vorspringt und die Du in dichterisch-freier Verleugnung fiskalischen Eigentums „Deine Brücke" nennst — wenn Du Dich nicht gerade auf Deiner Brücke vom frischen Hauche der nahen See, den der Wind zu Euch trägt, durchwehen lässest.

Da sitzest Du in Deiner Werkstatt, weltentrückt, losgelöst von allem, was Dich langweilt und anödet, in innigem Zusammenhange mit allem, was Dich freut. Und schreibst und liest; und liest die nützlichsten Sachen und behältst so schrecklich viel!

Geradezu unheimlich sind mir Deine s t a t i s t i s c h e n K e n n t n i s s e! Ich habe Deine verächtlichen Blicke wohl bemerkt — obwohl Du Dir sichtliche Mühe gabst, durch gütig nachsichtiges

Lächeln Deine Mißachtung meiner Unbildung in schonendes Mitleid umzusetzen —, wenn ich mich zum Beispiel bei Angabe von Einwohnerzahlen manchmal um ein paar Millionen irrte.

Und Deine Vertrautheit mit taktisch-strategischen Militarien! Du kennst den Feldzug gegen Frankreich, als ob Du Moltke als Adjutant beigegeben gewesen wärest und den Waffenrock mit himbeerroten Aufschlägen nie ausgezogen hättest. Du hast das Werk des Großen Generalstabs unter gewissenhafter Benutzung des kartographischen Materials gründlichst studiert; und ich habe Dich mit einem zum Generalstab kommandierten Hauptmann über die Schlachten um Metz diskutieren hören, daß ich wirklich meinte, Ihr hättet die Rollen getauscht: der tüchtige, sehr tüchtige, militärisch gebildete Berufssoldat und der gelehrte in allen Einzelheiten bewanderte Amateur. Du wußtest ganz genau, an welchem Tage, zu welcher Stunde, auf welchem Quadratkilometer, welche Division unter welchem Führer ins Gefecht eingegriffen hat — für mich lauter graeca quae non leguntur. Und dabei gerietst Du in Feuer, und Deine gewöhnlich sanft gerundeten Burgtheaterbewegungen wurden kantig. Du strahltest, wenn es Dir nach heißem Ringen schließlich gelang, den friedlichen Gegner von der unumstößlichen Richtigkeit Deiner Angaben zu überzeugen, ihn gewissermaßen zur Kapitulation zu zwingen.

Wenn Du auf Krieg und Wehrkraft und Vaterland zu sprechen kamst, verstandest Du keinen Spaß. Eigentlich war doch Dein ganzes Wesen auf Freundlichkeit, Sanftmut und Milde gestimmt. Du warst wie der „Sohn der Götter" unseres heißblütigen Dichters, der Dir's schon in Deinen jungen Jahren angetan hat, „so mild ... der Frühling kann nicht milder sein". Wird aber der Deutsche in Dir angerührt und ein wenig unsanft angefaßt, dann vollzieht sich in Dir jählings eine seltsame Wandlung, dann steigt's in Dir auf, und wie Er wirst Du „schrecklich, ein Schlossenwetter" und „Blitze speit Dein Antlitz". Leidenschaftlich erregt, in Wallung, die sich zum Zorn steigern konnte, habe ich Dich nur gesehen, wenn Du Dich in Deinem Deutschtum, in Deinem vaterländischen Gefühl verletzt fühltest. Und auch in der Beziehung bist Du mit den Jahren immer jünger geworden.

* * *

Du hast ganz Recht gehabt, nachdem Du Dich in der Welt umgetan hast, Deinem alten Neste wieder zuzuflattern und da hübsch mollig und warm Dein verständiges und nützlich anständiges Leben zu leben.

* * *

Auch in der Kunst des Lebens und Lebensgenusses hast Du es zur Meisterschaft gebracht. Du schlürfst das Dasein wie edelsten Wein — bedächtig, verständnisinnig und mit himmlischem Behagen. Durch das Widerwärtige schlägst Du Dich tapfer hindurch und lässest das Überwundene am Boden liegen, ohne Dich danach umzusehen. Jeder frohen Regung aber siehst Du mit forschendem Auge durch und durch, damit im Grunde etwa noch verborgenes Freudiges Dir nur ja nicht entgehe. Du wärst der letzte, der mit dem Teufel einen Faustpakt hätte schließen dürfen!

Du hast Dir die Freude am Dasein angewöhnt, wie sich der Trinker den Alkohol. Ein leidenschaftlicher Lebensgenießer bist Du geworden! Und — labor ipse voluptas — zu Deinen höchsten Lebensgenüssen gehört die geistige Tätigkeit: die unausgesetzte Befestigung und Erweiterung Deiner Kenntnisse durch gutes Lesen, das dichterische Schaffen.

Fröhlich in der Arbeit und in der Muße, fröhlich im Empfangen und Geben, unterwegs und daheim, in der Geselligkeit und allein — so warst Du's von je, und so bist Du's geblieben.

Dein ganzes Sein ist eben ein langes Genießen mit Bewußtsein, ein unablässiges Bestreben, die Freude der Gegenwart zu erkennen, zu empfinden, festzuhalten.

Halte sie fest, mein alter junger Freund!

* * *

So schrieb ich zu Adolf Wilbrandts siebzigstem Geburtstag, im Hochsommer 1907, in Warnemünde. Zwei Jahre später kam er zu mir nach Berlin, um mir zu meinem siebzigsten zu gratulieren. Er lachte mich aus, als ich ihm im Vertrauen gestand, daß es mit der unverwüstlichen Jugendfrische, die höfliche Leute uns nachrühmen, eigentlich wirklich nicht weit her sei. Nicht bloß Patroklos, der alte Nestor war ja auch gestorben.

„Du bist wohl nicht recht gescheit!“ erwiderte Wilbrandt, halb verdrießlich, halb scherzhaft. „Ist dir wirklich schon einmal der Gedanke ans Ende gekommen? ... Mir nie! Ich fühle nicht die geringste Abnahme meiner Lebenskraft. Und ich sehe gar nicht ein, weshalb ich nicht — sagen wir mal: hundertdreißig Jahre alt werden sollte! Daß meine Statistik, über die du dich immer lustig machst, in unserem Kreise noch keinen Hundertdreißigjährigen verzeichnet, beweist gar nichts. Dann werde ich eben der erste sein. Ich werde hundertdreißig Jahr alt, verlaß dich drauf! Vielleicht noch älter. Und wenn ich dann sterben sollte — an der Cholera oder sonst einer Epidemie, werde ich mich sehr darüber wundern. Ich konsultiere keinen Arzt, ich nehme keine Medizin, ich esse, wenn ich Hunger habe, alles, was mir schmeckt, und solange es mir schmeckt; und wenn mich dürstet, trinke ich — nicht übermäßig, aber gerade genug, um mir zu vergegenwärtigen, wie Recht der alte Gleim hat, wenn er sagt: ‚Der Wein erfreut des Menschen Herz.‘ Will, weil ich mich erkältet oder überarbeitet habe, die Maschine nicht recht klappen, dann kuriere ich mich als mein eigener Hausarzt auf meine eigene, höchst einfache Art: Ich lege mich ins Bett und warte, bis ich einschlafe, um auszuschlafen, nehme zur Zimmergymnastik meine schwereren Hanteln, laufe spazieren, wenn ich in den Bergen bin, oder lasse mich daheim auf meiner Brücke tüchtig durchwehen. Unbewußt befolge ich manchmal wohl auch eine gewisse Diät, wie sie mir meine Natur vorschreibt; ich esse und trinke vielleicht weniger, ohne daß ich mir Rechenschaft davon ablege. Nach ganz kurzer Zeit ist die Maschine dann wieder im Gange. So ein Intermezzo ist mir gewöhnlich gar nicht unerwünscht, denn ich fühle mich nachher immer wohler als zuvor. So geht's, und weshalb sollte es nicht so weitergehen?“

Leider ist es nicht mehr lange so weitergegangen. Wiederum genau zwei Jahre später — es stimmt fast auf den Tag — am 10. Juni 1911 schloß der Poet, der diesmal kein Prophet gewesen war, seine unvergeßlich sinnigen, dunkeln Augen. Bis zum letzten Augenblick seines Bewußtseins hatte er fest geglaubt, daß es sich um eine ganz einfache Erkältung handle, deren er wie in früheren Fällen in kürzester Frist spielend Herr sein würde. Er verbat sich

auch energisch den Besuch eines Arztes, den die besorgten Seinigen dringend empfohlen hatten. Ohne auch nur einen Augenblick von einem beklommenen todesbangähnlichen Gefühl befallen zu sein, voll Vertrauen auf seine baldige Gesundung, lächelnd und gelassen schlummerte er ein, um nicht wieder zu erwachen.

Wir alle, die den sonnigen, lauteren Lebenskünstler gekannt, haben ihn von Herzen liebgewonnen und werden ihn auch nie vergessen.

Abschied von Wien

Ludwig Anzengruber — Ferdinand Kürnberger — Daniel Spitzer

Abschied von Wien

Der Raum, den ich in meinem Entwurfe dem Kapitel Wien (und was dazu gehört) zugedacht hatte, ist längst überschritten. Und nun muß ich die unbehagliche Wahrnehmung machen, daß ich vieles ungesagt gelassen habe, was ich hatte sagen wollen und sollen, und wie mir nichts anderes übrig bleibt, als an ganzen Gruppen lieber Menschen scheu vorbeizuschleichen, ohne die Augen aufzuschlagen, weil ich sonst so oft stehen bleiben und mit ihnen und über sie plaudern würde. Aber da hilft nun einmal nichts. Ich denke an die Warnung, die ein kluger Schriftsteller nicht bloß seinen uns jetzt verfeindeten Landsleuten eingeschärft hat: „Das sicherste Mittel, alle Welt zu langweilen, ist alles zu sagen," und noch mehr an die Worte, die unser Goethe dem bequemen „Parterre" in den Mund legt:

Lose, faßliche Gebärden
Können mich verführen;
Lieber will ich schlechter werden
Als mich ennuyieren.

Wieviel hätte ich über meine Freunde vom Burgtheater noch sagen können, über Friedrich Mitterwurzer, mit dem ich 1869 in Leipzig mich angefreundet und dessen genialer Darstellung ich fünfundzwanzig Jahre später den vielleicht stärksten Bühnenerfolg zu danken hatte — er war in meinem Schauspiel „Der Andere" in München und später in Berlin der erste Darsteller des Staatsanwalts Haller —, insbesondere über Adolf Sonnenthal, mit dem ich durch Jahrzehnte in ununterbrochen freundschaftlich innigstem Verkehr gestanden habe, und über Josef Kainz! Von seinen ersten, nur von wenigen beachteten Anfängen an bis zu seinem Aufstieg zu strahlender Höhe sind wir in freundschaftlicher Fühlung miteinander geblieben. — Und noch später! Nicht ohne geheimen Schauder kann ich daran denken, wie ich Zeuge seines unaufhaltsamen Dahinsiechens gewesen bin und an seinem Sterbelager in gespielter Sorglosigkeit

wehmütig traurigste Stunden und Tage verbracht habe. Noch heute verfolgt mich sein unbeschreiblicher Blick beim Abschiede — es war acht Tage vor seinem Tode —, als er die grausig abgemagerte Hand mir reichte und auf mein unbefangen gefärbtes „Auf Wiedersehen" ungläubig lächelnd erwiderte: „Wer weiß?"

Mancher anderer mir sehr werter Freunde habe ich in meinem Zwiegespräche mit Wilbrandt, dem auch sie nahestanden, mit einigen Worten gedenken können. Eine mir liebste Freundin, Auguste Wilbrandt-Baudius, stand ihm, als Gattin des Dichters, sogar am nächsten. Auch unsere Berufe hatten uns zusammengeführt. Als Meininger Intendant brachte ich es fertig, sie von ihren anstrengenden Gastspielen auf allen möglichen Bühnen wieder zu einer festen Stellung als Mitglied des Meininger Hoftheaters zurückzuführen. Sie fühlte sich da sehr behaglich. Den Übergang zum „älteren Fach" hatte sie schon vorher gefunden; und die künstlerische Arbeit mit ihr gewährte mir stetes und ungemischtes Vergnügen. Mit einer gewissenhafteren, bis in die geringfügigsten Einzelheiten akkurateren Schauspielerin habe ich nie zu tun gehabt. Vor der Probe zu einem neuen Stück suchte sie mich gewöhnlich im Direktionszimmer auf, um sich von mir die Zustimmung zu gewissen „willkürlichen Änderungen", die sie sich in ihrer Rolle erlaubt habe, zu erbitten. Das erstemal bekam ich einen Schreck. Ich kannte die in allen Rollen nachdichtenden Darsteller. Aber ich beruhigte mich, als ich von ihren „Willkürlichkeiten" Kenntnis erhielt.

„Ich habe da zu sagen," begann Freundin Gustel ihren Vortrag, „hier gleich zu Anfang, Seite 3: ‚Den Menschen kann ich nicht leiden. Er hört kaum zu. Ihm ist offenbar alles gleichgültig.' Darf ich da sagen: ‚Den Menschen kann ich nicht ausstehen'? Weißt du: ‚leiden' und ‚gleichgültig' — das doppelte ‚ei', das gefällt mir nicht."

„Also sage nur ‚ausstehen'! Wenn's dir Spaß macht, darfst du auch sagen: ‚Ihm ist offenbar alles einerlei!'"

„Um Gottes willen! Das würden ja drei ‚eier'!" rief Auguste ganz entsetzt: „‚Leiden' — ‚einerlei'? — Ach, und dann habe ich noch etwas auf dem Herzen. Gleich darauf heißt es in meiner Rolle: ‚steht auf'. Ich habe mich aber noch gar nicht gesetzt ..."

„Wenn du schon stehst, brauchst du natürlich nicht aufzustehen."

„Ich danke dir," erwiderte Gustel sichtlich gerührt über meine direktoriale Toleranz.

Es würde meinen Absichten durchaus nicht entsprechen, wenn die von mir hier angeführten Einzelheiten dazu verleiten könnten, auf die in Wahrheit sehr bedeutende, geistvolle und vornehme Künstlerin ein falsches Licht zu werfen. Ich habe nur in möglichst drastischen Beispielen dartun wollen, wie tief der ihr wohl von Laube eingeimpfte Respekt vor den Worten und Vorschriften des Dichters in sie eingedrungen war.

Sie wurde uns natürlich nach kurzer Zeit vom Burgtheater, von dem sie sich ohnehin nicht leicht getrennt hatte, wieder entführt und ließ, als sie von uns schied, bei uns eine Lücke, die, solange ich das dortige Hoftheater leitete, nicht ausgefüllt werden konnte.

Noch ein anderer Künstler aus meiner Meininger Zeit ist neuerdings ans Burgtheater übergesiedelt: Ludwig Wüllner, der interessante singende Schauspieler oder, wenn man will, rezitierende Sänger.

Zahlreicher sind die Schauspieler, mit denen ich in Berlin als Direktor des „Berliner" und des „Deutschen Theaters" tüchtig und erfolgreich zusammengearbeitet habe und die jetzt am Hofburgtheater wirken: Ernst Arndt, Hans Siebert und Harry Walden mit seinem einschmeichelnden Organ und seinem sympathischen Wesen; den prächtigen Ernst Pittschau nicht zu vergessen, der leider in noch jungen Jahren von einer tückischen Krankheit dahingerafft worden ist.

* * *

Es bedarf wohl kaum einer Erklärung, daß zu meinen näheren Bekannten und Freunden in Wien meine schriftstellerischen und journalistischen Berufsgenossen ein starkes, vielleicht das stärkste Kontingent stellten. Und von denen habe ich eigentlich noch gar nicht gesprochen. Laube und Dingelstedt gehören sicherlich mehr zum Theater als zur Schriftstellerei; und daß ich

Wilbrandt, dessen geistige Tätigkeit über dies Gebiet hinausreicht, als Burgtheaterdirektor diesen beiden gleich angereiht habe, wird mir auch wohl nicht als künstlich verschleierte Willkür verargt werden können.

Von meinen früheren Chefs und Kollegen in der Presse, wie von den Herausgebern der „Neuen Freien Presse", Max Friedländer, Michael Etienne, Eduard Bacher und Moriz Benedikt, und dem Altmeister des Wiener Feuilletons, Hugo Wittmann, der sich in seinen nicht mehr jungen Jahren, in seiner geradezu unwahrscheinlichen Fruchtbarkeit die knospende Frische bewahrt hat, sowie von seinem witzigen Kollegen Julius Bauer, deren gemeinsamer Arbeit wir einige unserer besten Operettenbücher verdanken, habe ich so gut wie gar nichts gesagt. Und über den erfreulichen Nachwuchs überhaupt nichts — so über die talent- und geistvollen Feuilletonisten und Dramatiker, die dem alten Manne, der von Erinnerungen berichtet, wohl zeitlich zu nahe stehen — ich nenne nur Raoul Auernheimer, Felix Salten und Hans Müller. Vergessen habe ich sie aber wahrhaftig nicht. Und sollte ich diese Aufzeichnungen so weit führen können, wie ich es mir in vielleicht glücklicher Selbsttäuschung vorgesetzt habe, wird sich mir wohl noch die Gelegenheit bieten, sie davon zu überzeugen, daß ich mein oft überschätztes gutes Gedächtnis wenigstens für liebe Leute, denen ich liebe Stunden verdanke, mir bewahrt habe. So hoffe ich denn auf ein gelegentliches Wiedersehen — wie Schillers wegemüder Greis, der noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzt.

Nur bei drei spezifisch Wiener Schriftstellern, zu denen ich in persönlich nahen Beziehungen stand, möchte ich noch verweilen, bei drei schriftstellerischen Charakterköpfen, die bei aller Verschiedenheit ihrer Eigenart doch manche Gemeinsamkeit haben: Ludwig Anzengruber, Ferdinand Kürnberger, Daniel Spitzer.

Zunächst und hauptsächlich: alle drei sind geborene Wiener — echte Wiener „von einer ganz eigenen Rass'" —, aber nicht in dem Sinne, in dem sich die Bänkelsängerin ihrer Herkunft wie eines besonderen Glücksfalles überschwenglich freut und rühmt.

Am lebenslustigen Wien geht Anzengruber meist schweigsam vorüber, vielleicht im Gedanken an seine harte, freudlose Kindheit. Um froh zu sein in seinem Schaffensdrange, flüchtet er aufs Land, verbrüdert sich mit den Bauern, für die städtische Reize nichts Verlockendes haben. Das bäurische Wesen fesselt sein psychologisches Studium, und er schildert den Dörfler mit einer Treue und packenden Echtheit wie kein zweiter, ohne alle Schönfärberei. Man darf indessen nicht glauben, daß Wien seiner Dichtung überhaupt keine Anregung gegeben hätte. Eines seiner ergreifendsten Dramen wurzelt ganz und gar auf Wiener Boden: „Das vierte Gebot". Von der heiteren Phäakenstadt an der blauen Donau aber mag er nichts wissen. Sie ist ihm geradezu widerwärtig; ihr schillerndes Gewand ist ihm elender, putzsüchtiger Plunder, und dem, was er darunter erblickt, steht er als unduldsamer Richter gegenüber.

Für den düsteren Ferdinand Kürnberger ist Wiener Frohsinn und Gemütlichkeit erst recht eitler Schnickschnack, mit dem er sich so wenig wie möglich befassen mag. Was er gelegentlich über Wiener Zustände und Persönlichkeiten sagt, ist grollendes Unwetter.

In allerschärfster, schonungsloser Polemik tritt Daniel Spitzer seiner Vaterstadt gegenüber auf. Gerade das, was die anderen abstößt, muß den Satiriker am meisten anziehen. Es genügt ihm nicht, von den Verführungskünsten der sonnigen Schöne sich nicht einfangen zu lassen; er bleibt bei der lieblichen Wegelagerin stehen, geht ihren verlockenden Reizen auf den Grund, und weil er ihre Nichtigkeit zu erkennen glaubt, lodert helle Empörung in ihm auf. „Das immer wache Gewissen Wiens" nennt ihn sein Biograph Max Kalbeck. „Das böse Gewissen" wäre vielleicht richtiger gewesen.

Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Noch eines, außer ihrer gemeinsamen Geburtsstätte und ihrem harten Urteil über sie, ist diesen dreien gemeinsam: die rührende Bescheidenheit ihrer Lebensführung, ihr williger Verzicht auf eine behagliche, der individuellen Neigung angepaßte

Umgebung daheim. Alle drei hausten und wirkten, als ich sie kennen lernte, in ungastlichen, finsteren Räumen, in alten, baufälligen Baracken oder in charakter- und leblosen Mietskasernen der inneren Stadt oder einer der alten Vorstädte. An die Einrichtungen etwa gleichwertiger Kollegen „aus dem Reiche" darf man nicht denken, wenn man sich eine verstimmende Parallele ersparen will.

Ludwig Anzengruber

Unter dem tiefen Eindruck, den der „Pfarrer von Kirchfeld" und in noch höherem Grade der „Meineidbauer" und „G'wissenswurm" auf mich gemacht hatten, hatte ich dem Dichter geschrieben, daß es mir eine besondere Freude sein würde, wenn er mir für die von mir gegründete Zeitschrift „Nord und Süd" etwas geben wollte; zugleich hatte ich ihn gefragt, ob ich ihn bei meinem nächsten Aufenthalt in Wien aufsuchen dürfe. Er antwortete mir umgehend und zustimmend, ungemein herzlich. Bald darauf lernte ich ihn kennen.

Er wohnte in einem uralten Hause von eigentümlicher Bauart, wie ich sie nur in Wien gesehen zu haben mich erinnere. Anzengrubers Wohnung ging auf den Hof hinaus, um den sich längs der verschiedenen Wohnräume in den beiden Stockwerken eine Galerie zog, zu der man von der dämmerigen Stube aus gelangte. Bei günstiger Witterung mag dieser Vorbau wohl den einzig erträglichen Aufenthalt gewährt haben. Das enge Gemach unter Dach und Fach, das ich zunächst betrat, lag im schummerigen Halbdunkel, war unaufgeräumt und schlecht gelüftet. Ich hatte eine gewisse Scheu, mich umzusehen. Obwohl ich mir große Mühe gab, den Eindruck, den ich empfangen hatte, nicht zu verraten, schien es mir, als ob auch Anzengruber sich in einiger Verlegenheit befand. Er öffnete die Tür und führte mich auf die Galerie. Da setzten wir uns und schwatzten, unbekümmert um die lärmenden Kinder, die unten im Hofe tobten.

Anzengruber wirkte auf mich durchaus sympathisch. Er sah genau so aus, wie ich ihn später bei näherer Bekanntschaft befand: klug und bescheiden, schlicht und wahr, aber unfroh und sorgenvoll. Sein blasses Gesicht mit der feingeschnittenen Nase war

von rötlichbraunem Vollbart umrahmt. Menschenscheu, wie man ihn mir geschildert hatte, fand ich ihn nicht. Er war ein stiller Mann, sprach nicht mehr als nötig, aber seine Zurückhaltung hatte nichts Unfreundliches, nichts Ungeselliges. Es war wohl mehr der Ausdruck der Ergebung in Unvermeidliches. Im übrigen war er die Liebenswürdigkeit, ja Herzlichkeit selbst.

Mein erster Besuch dehnte sich denn auch ganz programmwidrig über Stunden hinaus. Und als ich nach verschiedenen mißglückten Versuchen endlich aufbrach, mußten wir wohl beide das Gefühl haben, daß wir uns noch mancherlei, das ungesagt geblieben war, zu sagen hatten; denn ich brachte es mühelos fertig — was von meinen Wiener Kollegen als ein besonderes Kunststück angestaunt wurde —, daß er meine Einladung für den nächsten Tag zu einem Mittagsmahle in irgendeiner Bierstube ohne weiteres annahm.

Bis zu seinem vorzeitigen Tode — er starb als Fünfzigjähriger — blieben wir in naher, ununterbrochen freundlicher Fühlung. Er gab mir für „Nord und Süd" drei Skizzen zur Psychologie der Bauern — drei Meisterwerke, die, wie ich überzeugt bin, dem dramatischen Dichter des „Meineidbauer" und der „Kreuzelschreiber" auch in der zeitgenössischen erzählenden Literatur eine oberste Stelle sichern.

Mündlich und brieflich erklärte er mir rücksichtsvoll, wie er oft längere Pausen in seiner Mitarbeiterschaft eintreten zu lassen genötigt sei — öfter, als uns beiden lieb war. — Trotz seiner starken Bühnenerfolge, die für die Theater sicherlich erfolgreicher gewesen sind als für den geschäftsunkundigen Dichter, trotz des großen Schillerpreises, der ihm 1878 verliehen worden ist und dem sich neun Jahre später der Grillparzerpreis anschloß, wurde ihm das Dasein durch allerlei Mißhelligkeiten vergällt. Er verzettelte in der Redaktionsarbeit für Familienblätter und Kalender seine kostbare Zeit. Ein unglücklicher Hausstand, der zum öffentlichen Skandal ausartete, bereitete ihm tiefen Kummer. Und dazu kam nun noch ein schwerer Unfall, der ihn lange Zeit in seiner dichterischen Arbeit lahmlegte.

Alles das sagte und klagte er mir in denkbar diskretester Weise, um sich wegen seiner scheinbaren Lässigkeit vor dem Herausgeber

von „Nord und Süd" zu rechtfertigen. Die Wahrheit aber, die eigentliche und hauptsächliche Ursache seines Unmutes darüber, in dem ihm am meisten zusagenden geistigen Schaffen sich nicht betätigen zu können, verschleierte er. Und die nackte Wahrheit war eben, wie man aus den Zeitungsklatschereien zur Genüge ersehen konnte, daß er, wenn er die Feder zur Hand nahm, beständig spürte, wie ihm die gräßliche Qual der Geldsorge im Nacken saß.

Er sagte mir, daß er an seinen psychologischen Bauernskizzen mit wahrer Leidenschaft arbeitete, und das merkte man ihnen auch an. Ursprünglich hatte er die Grenzen des Stoffgebiets, das er behandeln wollte, sehr weit gezogen. Er wollte das Verhältnis des Bauern zum lieben Gott und zum lieben Nächsten schildern — also ein Gesamtbild des einfältig biederen und des pfiffig verschmitzten Landmannes geben. Gerade die Schilderung dieses letzteren reizte den Dichter besonders: das Verhältnis des Bauern vom Hofe zu den Seinigen, zu Weib und Kind, zu Knecht und Magd, das Treuherzige und Pharisäische, das in ihm steckt, seine oft höchst sonderbare Geschäftsmoral, das Selbstverständliche, den getreuen Nachbar übers Ohr zu hauen, und die Abfindung des Übervorteilten mit der unvermeidlichen Schädigung.

Über den ersten Abschnitt, das Walten des religiösen Empfindens in der Bauernseele, ist Anzengruber in den Beiträgen, die er mir gab, leider nicht hinausgekommen. Das Thema hat er in drei erzählenden Skizzen behandelt, von bescheidenem Umfange und großer dichterischer Bedeutung, die ich in „Nord und Süd" veröffentlichen durfte: „Wie der Huber ungläubig ward", „Der gottüberlegene Jakob" und „Die fromme Kathrin". Was er uns damit hat sagen wollen, mag hier in Anzengrubers eigenen Worten aus seinen Briefen an mich folgen:

... Es wird mir immer sehr schwer, eine Skizze einer Arbeit zu geben. Nicht, daß ich nicht wüßte, was ich zu schreiben vorhabe, aber darum, weil es kaum möglich ist, dem Leser der Skizze den Begriff davon beizubringen, *wie* ich es schreiben werde — worauf es mir doch hauptsächlich ankommt. — Schon „im Anfang" fehlt mir das Wort und will nicht „Fleisch" werden. Was ich geben will, ist eigentlich keine Novelle; es geschieht nichts, was einer Handlung gleich

sieht. Es sind Vorgänge in der Seele eines Bauers. Dieser Haupt- und einzigen Figur starb sein Weib, und über die verschiedenen Grabkreuzaufschriften, welche den einen Toten in Frieden ruhen, den anderen im besseren Jenseits sein lassen und dem dritten die Auferstehung verheißen, kommt er ins Grübeln und verliert den Glauben. Er bescheidet sich zu leben — und weiter nichts. Der stramme, rüstige Bauer, in dessen Seele diese Vorgänge spielen, wird selbstverständlich von realistisch gezeichneter Dorf- und Hofstaffage umgeben sein. Es ist nur eine Art Genrebild, doch habe ich die Absicht, gar keine Bezeichnung unter den Titel zu setzen, den ich daher etwas weitläufig mit „Wie der Huber ungläubig ward" angesetzt habe.

Die zweite Skizze nannte Anzengruber

„Der gottüberlegene Jakob" — welcher Jakob nämlich ein sehr frommer Bauer sein wird, der den lieben Gott, der gegen seine Gebete taub ist, durch heiße Andacht zu verschiedenen Heiligen und deren Fürsprache herumkriegt, daß er ihm doch seinen Willen tut. So bildet sich nämlich der Biedere ein, daß es hergegangen sei.

Meine nächste Skizze wird „Die fromme Kathrin" heißen, und mit der Zeichnung eines alten, frommgläubigen Bauernweibes bester Sorte soll die Galerie der ungläubigen, abergläubischen und treuglaubenden Seelen vorläufig abschließen.

* * *

Über allen seinen Briefen wie über seinem Wesen überhaupt lag drückende Schwermut, die er sichtlich vor anderen verbergen und allein mit sich herumtragen wollte. Aber einmal fiel doch ein freudiger Sonnenschein auf sein trübes Dasein. Das war eben der Schillerpreis, von dem er vielleicht die längst ersehnte Wendung seines Schicksals erhoffen konnte. — Irgend ein kleiner Verleger hatte sich ungehörig uns gegenüber benommen; daran anknüpfend schrieb er mir am 14. November 1878, also gleich nach der Veröffentlichung der Schillerpreisträger: „Das könnte mich verdrießen, wenn ich jetzt, gegenwärtig, zur Stund, überhaupt gelaunt wäre, mich etwas verdrießen zu lassen. Der Schillerpreis und der behaglich warme Erfolg der ‚Trotzigen' verhindern das ganz und gar."

Das sind wohl die fröhlichsten Worte, die ich in unserem langjährigen und umfangreichen Briefwechsel herausgefunden habe. Aber der hinkende Bote kam bald hintendrein, und dem glücklichen Traum folgte beim Erwachen der schlimme Kater.

Der Dichter, von dem man nicht viel mehr wußte, als daß er sich nicht die geringste fünffüßige Jambentragödie hatte zuschulden kommen lassen, stand überhaupt nicht auf der Liste der Olympier, und die Wahl, die der scharf- und tiefsinnige Erich Schmidt durch seine energische Unterstützung endlich durchgesetzt hatte, erregte großes Erstaunen — das freudigste bei allen Geschmackvollen, Unbeteiligten, aber gehässige Kritik bei allen Enttäuschten, Neidern und Philistern. Anzengruber nahm sich das viel zu sehr zu Herzen. In seinem nächsten Briefe, Januar 1879, klagte er mir sein Leid:

Es ist nicht etwa Stolz, der meinen Busen schwellt; denn wozu wäre eine weise lenkende und erziehende Kritik in der Welt, als durch ein sanftes Vorrücken der Schwächen den Hochmut der Autoren zu dämpfen? Und mit welch feinfühlender Übereinstimmung geschieht das! Während der eine uns wohlwollend versichert, wenn wir eben zu den der Aufmunterung würdigsten Produzenten gehörten, so wäre die ganze Nation mit der Entscheidung der Kommission einverstanden; man würde uns die Ehren und das Gold gönnen, — da kommt ein anderer und erklärt, daß uns zwar die Nation nicht kenne, wenn aber auch die Ehre in Wegfall käme, so sei uns doch das Geld zu gönnen; ein dritter meint nun, daß uns weder die Nation noch die Preiskommission kenne, und somit Ehre und Geld an eine sehr fragliche Adresse gelangt sei; indessen halte er (Referent) zu geschehenen Dingen immer das Beste zu sagen für geboten — was er hiermit geleistet habe. Kurz, erhielte man nicht auch mitten darunter Beglückwünschungsschreiben von Freunden und ab und zu die Anerkennung Unbekannter, — man möchte sich vor lauter Ehre in die Erde verkriechen. So hält einen gerade noch der leise tröstende Zuspruch der Anerkennung aufrecht, wenn einem von allen kritischen Kathedern laut vor aller Welt die Klassen gelesen werden. — Es ist auch nicht der mir zufallende Mammon, der mich etwa auf die Idee brächte, mich zur Ruhe zu setzen, wahrhaftig nein! Ich müßte nie den kleinsten Kapitalisten gesehen haben, um auf diesen Gedanken zu kommen. Ich habe noch im Verlaufe des künftigen Monats Dramatisches zu erledigen. Sobald ich aber damit fertig bin, gehe ich an die Arbeit für Sie.

In Dutzenden von Briefen, die er in den folgenden Jahren an mich richtete, spricht er immer wieder sein tiefes Bedauern darüber aus, nicht mehr mit mir für „Nord und Süd" zusammenarbeiten zu können. Seine Tätigkeit für die Bühne nahm ihn sehr stark in Anspruch und erschwerte seine Seitensprünge auf das erzählende Gebiet. Dann kam sein schwerer Unfall, der Beinbruch, der ihn monatelang ans Bett fesselte. „Mein Fuß ist

zwar geheilt," schrieb er mir im Januar 1881, „zeigt aber mit ganz unerwünschter Genauigkeit jeden Witterungswechsel an. Wenn er sehr bös wird, stellt er auch die Kopfarbeit ‚bei Fuß'. Im übrigen wird es damit, wenn auch langsam, doch fortschreitend besser."

Dann übernahm er die Herausgabe der Wiener Wochenschrift „Die Heimat", die ihm mehr Arbeit machte, als er geahnt hatte, und später die Redaktion des Wiener „Figaro". Endlich verpflichtete er sich auch, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb", wie er zitiert, zu dramaturgischer Tätigkeit dem Wiener Volkstheater. So durfte ich mich nicht darüber wundern, daß er meiner Einladung, mich in Berlin zu besuchen, nicht folgen konnte.

L'Arronge hatte im Deutschen Theater einige ganz hervorragend gute Aufführungen Anzengruberscher Bauernstücke, wie „Pfarrer von Kirchfeld", „G'wissenswurm", in wahrhaft glänzender Besetzung herausgebracht. Das Deutsche Theater verfügte zu jener Zeit über eine Schar auserlesener Künstler, die den Dialekt vollkommen beherrschten. Zu den Mitwirkenden zählten Josef Kainz, Gustav Kadelburg, Max Pohl, Otto Sommerstorff, Siegwart Friedmann, Max Pategg, ferner die Künstlerinnen Tereſina Geßner, Berta Hausner, Maria Ortwin — also ein Ensemble, wie es glücklicher kaum gedacht werden konnte. Ich wußte, daß es dem Dichter eine große Freude bereiten würde, sein Werk in dieser Darstellung zu sehen, und ich deutete ihm an, daß es ihm gewiß auch angenehm sein müsse, wenn er sich davon überzeugen könnte, wie sympathisch das norddeutsche Publikum der Dichtung das vollste Verständnis und dem Dichter eine begeisterte Huldigung entgegenbringen würde. Wehmütig antwortete er:

Leider bin ich an den Schreibtisch genagelt, und mir verbleibt keine Zeit, nach Berlin auszufliegen. Ich muß mir dieses Vergnügen versagen. Ich habe übrigens in solcher Art Versagung die Jahre her einige Übung erlangt und schüttle meine Ketten mit Anstand. — Ich kann ja in diesem Falle von meiner Person absehen und mich mit der freudigen Genugtuung bescheiden, daß es mir nun in Berlin gegönnt sein soll, das zu erreichen, was ich in Wien vergeblich anstrebte, — anstrebte von dem Augenblick an, da ich zur Feder griff: nämlich der Kunst zu dienen. Daß dieses Streben nur durch Künstler zu verwirklichen ist, weiß ich. Jedes meiner Werke, wenn es zur vollen Geltung kommen soll, verlangt deren

liebevolle Hingebung; und ich rechne es mir zum Verdienste meinerseits, lohnende Aufgaben geboten zu haben, die auch keiner lösen wird, der nicht der Kunst dient. Ich brauche also gar nicht noch dabei gewesen zu sein, um den Erfolg des „Deutschen Theaters" richtig zu werten und seiner wackeren Künstlerschar in warmem Dankgefühle zu gedenken. Von diesem höheren Standpunkte verschlägt es auch nichts, wenn für meine Person der Erfolg ein wenig verspätet käme. Denn unter uns gesagt: ich fühle mich etwas müde und in den Gelenken steif; ich hoffe übrigens, daß all die freudigen Erfahrungen, die mir in den letzten Tagen zu machen gegönnt war, ermutigend und fördernd wirken werden.

So schrieb mir Anzengruber aus Penzing im November 1888. Er hatte damals sein 49. Lebensjahr noch nicht vollendet, und er fühlte sich schon müde. Resigniert hatte er mit der echten Freude am eigenen Erfolge eigentlich schon abgeschlossen, aber er hoffte — oder wollte mich glauben machen, daß er hoffe — doch noch auf Ermutigung und Förderung. Ein Jahr darauf sollte er von uns scheiden.

Mir war es ein wehmütiger Trost, daß ich während seiner letzten fünfzehn Lebensjahre in unausgesetzten, regen, sich immer herzlicher gestaltenden Beziehungen zu ihm gestanden hatte. Mir ist die Freundschaft dieses guten und bedeutenden Mannes teuer gewesen zeit seines Lebens und geblieben bis zu dieser Stunde. Und ich durfte ihm glauben, wenn er mir schrieb:

Sie dürfen mir Ihre Freundschaft nicht entziehen, und ich habe auf die Unveränderlichkeit derselben gebaut und baue noch darauf. Ertragen Sie mich, wie ich leider jetzt gezwungen bin zu sein, weil ich mich eben derzeit schwer mit Sorgen trage. Ich hoffe mich aus dieser Situation, die leidige Erwerbrücksichten mir aufzwingen, herauszuarbeiten, so daß die künstlerischen wieder allein maßgebend werden. Aber jetzt leide ich an den Folgen jenes Unfalls, des Beinbruchs, der mich für ein halbes Jahr erwerbsunfähig und unproduktiv machte, und an darauf folgendem häuslichem Ungemach. Ich werde Ihrer gedenken, darauf können Sie sich verlassen.

Es ist das erstemal, daß Anzengruber von seinem „häuslichen Ungemach" schreibt, und es ist das einzige Mal geblieben. Wir haben auch mündlich nie ein Wort darüber gesprochen. Die Blätter haben seinerzeit ja ausführlich zu des Dichters lebhafter Bekümmernis darüber berichtet, daß er in recht unglücklicher Ehe lebte. Seine Frau, deren mangelnder wirtschaftlicher Sinn ihm das Dasein ohnehin sehr erschwert hatte, hatte nicht das

geringste Verständnis für die Eigenschaften ihres Mannes, amüsierte sich in schlechterer Gesellschaft besser, und er mußte sich in das traurige Leben eines verehelichten Junggesellen schicken. Um so mehr mag es ihm ein Bedürfnis gewesen sein, sich Freunden, die mit ihm fühlten und sein Wesen erkannten, immer mehr zu nähern. „Mein bester Freund," schrieb er mir in jenen Tagen, „ich nenne Sie so in dankbarer Anerkennung all der mir durch eine Reihe von Jahren bewiesenen Verbindlichkeiten. In unseren Beziehungen soll sich nichts ändern. Wollen Sie sich auf mich verlassen. Wir sind bisher dabei ganz gut gefahren, daß ich Ihnen immer nur mein Bestes für ‚Nord und Süd' zusandte; und wenn ich wieder solches habe, so werde ich es Ihnen senden. Für jetzt vermag ich allerdings nichts zu versprechen. Aber daß ich Sie nicht vergessen werde, darauf können Sie sich verlassen."

Schon einige Zeit vorher hatte er mir sein Bild geschenkt mit den begleitenden Zeilen: „Hier schicke ich Ihnen, was mir in die Feder kam: ich mag nicht länger warten und mich darauf verlegen, auf etwas Besonderes zu passen. Betonen sollen meine Zeilen ja schließlich nur die aufrichtige Anhänglichkeit, welche ich für Sie empfinde. Und so ist die Widmung an den Freund, so schmucklos sie an sich ist, denn doch das Richtige."

Die Widmung lautet:

Wer dieses Dasein zu loben ist gewillt,
Der mag es,
Und wem es dünkt ein eitel Spiel gespielt,
Der klag' es;
Doch der, der gerne für vernünftig gilt,
Der trag' es.

Seinem lieben Paul Lindau

Ludwig Anzengruber.

Ferdinand Kürnberger

Meiner ersten Begegnung mit Ferdinand Kürnberger war ein mehrjähriger Briefwechsel vorhergegangen. Die Anregung dazu gab Laube, der den Wiener Schriftsteller sehr hoch stellte. Er bezeichnete ihn geradezu als den interessantesten und originellsten Feuilletonisten der Wiener Presse und

war recht böse auf mich, daß ich bisher von ihm so gut wie nichts kannte. Am Morgen nach dem mich etwas beschämenden Geständnis schickte er mir einige Zeitungsnummern mit Beiträgen von Kürnberger, die er aufbewahrt hatte, und nachdem ich diese in ihrer draufgängerischen Schroffheit sehr anregenden Aufsätze gelesen hatte, wurde mir allerdings Laubes Vorliebe für den galligen Eigenbrötler durchaus verständlich. Ich wunderte mich darüber, daß dieser närrische Kauz, der so ganz und gar nichts von großstädtischer Politur angenommen hatte, in Wien lebte, in diesem Zentrum rücksichtsvoller Bequemlichkeit und vorbildlicher Zuvorkommenheit; ich hätte ihn eher in irgendeinem dunklen Winkel weltabgeschiedener Einsamkeit gesucht.

Aber ich brauchte ihn nicht erst zu suchen. Kurze Zeit nach Laubes Mitteilung erhielt ich eines Morgens einen sehr langen Brief von mir unbekannter, nicht gerade schöner, aber charakteristischer Handschrift, unterzeichnet „Ferdinand Kürnberger". Ein ungenannter Freund von mir hatte ihm das nur in wenigen Exemplaren gedruckte Bühnenmanuskript meines ersten dramatischen Versuchs geschickt — der Ungenannte konnte natürlich nur Laube sein —, und Kürnberger bereitete mir die nicht geringe Überraschung, mir darüber seine Meinung zu sagen. Er lobte manches, tadelte vieles, und ich hatte alle Ursache, mich über das eine wie über das andere aufrichtig zu freuen.

Den Anlaß meiner Danksagung benutzte ich als emsiger Redakteur, ihn zugleich zu bitten, mir doch, „wenn er nichts Besseres zu tun habe", gelegentlich einmal etwas für das Familienblatt zu geben, das der Paynesche Verlag in Leipzig gegründet und zu dessen Herausgeber er mich ausersehen hatte.

Aber da kam ich bei Kürnberger schön an!

Zunächst flößte ihm der Erscheinungsort meines Blattes und das damit voraussichtlich verbundene Honorar, von dem ich natürlich noch gar nicht gesprochen hatte, ernstes Bedenken ein:

Ihre Einladung zur Mitarbeiterschaft an Ihrem Blatte will ich zwar prinzipiell nicht ablehnen, aber sie wird, wie ich fürchte, materiell unmöglich sein. Wer in Wien konsumiert und für Leipzig produziert, möchte leicht auf Preisdifferenzen stoßen, welche die Leistungen hier mit den Gegenleistungen dort nicht ausgleichen.

Sodann stieß er sich an der Form meiner Einladung — besonders an einer von mir gebrauchten, ganz harmlos gemeinten, vielleicht unbedachten Wendung:

Etwas Ähnliches scheinen Sie selbst zu ahnen, da Sie in dem Ausdrucke: „wenn ich nichts Besseres zu tun habe", offenbar geringe, das heißt wohlfeile Arbeit im Sinne haben. Darauf muß ich freilich mit einiger Unbescheidenheit antworten, daß ich immer „mein Besseres" tue, indem ich Feuilletons schreibe. Ich schreibe sie durch und durch als Artist, — in einer Hand die Feder, in der anderen die Goldwage. Ich schreibe sie eher wie ein Isokrates als wie ein Ernst Kossak, der industriell schrieb, also auch jeden Kunden mit einer gleitenden Skala des Preiskurants berücksichtigen konnte.

Wie Kürnberger gerade auf den braven Isokrates zu sprechen kam, war und blieb mir unerfindlich. Er hat doch gewiß nicht daran gedacht, wie der alte attische Redner einem Ideale zuliebe durch freiwilligen Hungertod aus dem Leben zu scheiden.

Die Honorarfragen und Abrechnungsfristen spielten in allen seinen Briefen eine große Rolle. Obwohl er mein Angebot jedesmal und ohne weiteres dankend angenommen hatte, kam er fast in jedem Schreiben darauf zurück. Er bat um umgehende Einsendung oder nach Abdruck des Manuskriptes oder zu einem späteren Zeitpunkt, den er noch bestimmen wollte, oder auch um einen Vorschuß, eine Akontozahlung und dergleichen. Das langweilte mich mit der Zeit, und ich machte aus meiner ärgerlichen Stimmung ihm gegenüber kein Geheimnis. Da schrieb er mir: „Alles, was Sie sagen, habe auch ich empfunden und es vorausgesehen. Aber — Handelschaft ist immer eine kleine Schelmerei: man fordert zunächst den höchsten Preis und denkt: Warum sollst du dich selbst herunterhandeln? Das werden schon andere tun." Das verhinderte aber nicht, daß er noch zu Dutzenden von Malen immer wieder auf dieselbe Geschichte zurückkam. Zehn Jahre, von Beginn unserer Beziehungen bis zu seinem letzten Lebensjahre, hat sie in unserer Korrespondenz ihr Unwesen getrieben.

Indessen noch mehr als alles das erschreckte ihn die Unterstützung, die ich von ihm als Leiter eines „illustrierten Familienblattes" erbat. Bei dem bloßen Worte „Familie" in der Literatur geriet er schon in wahre Berserkerwut:

Hoch und teuer habe ich es geschworen, mich an der „illustrierten" Wochenbelletristik nicht zu beteiligen, da das Publikum und der geistige Regulator derselben, verschwiegener- oder eingestandenermaßen, immer aber selbstverständlich, die Familie ist, jene unschätzbare moralische Gemeinschaft, welche, zu einer ästhetischen genotzüchtigt, völlig absurd und rein unmöglich wird. Wer nämlich findet eine Durchschnittslinie vom jüngsten Rotzbübchen der Familie bis zum Familienhaupte, zum Manne, der Faustwelten bergen darf? Diese real ganz unmögliche, ideale Durchschnittslinie schneidet sich dann in der Regel bei der Konfirmandin, beim Backfische, bei jenem aus kindlicher Leerheit und beginnender geistiger Erfüllung zwittrig zusammengesetzten Halbwesen und Unding, das mit seinen pikantesten weiblichen Reizen noch nichts anfangen darf. Das Programm der familienhaften illustrierten Wochenbelletristik ist und kann vernünftigerweise kein anderes sein, als diesem Backfische, dieser vielgeschäftigen und nichts-dürfenden moralisch-ästhetischen Fischotter, die weder Fleisch noch Fisch ist, sondern nichts als eine Erziehungsverlegenheit zwischen der Puppe und dem Ehebette, die gefährliche Langweile zu vertreiben, — immer aber so, daß besagte Literatur sich viel näher an die Puppe als ans Bett zu halten habe. — Was man in der technischen Fabriksprache dieser Literatur „streng-sittlich" nennt! Daß die deutsche Literatur, die einen „Faust" erzeugt, in nachgeäffter Mode der englischen family-Prüderie bereits dem überwiegendsten Produktionsmaße nach sich in das Joch dieser Puppenbelletristik spannen ließ und am Siegeswagen des Schulmädchens als ihrer Herrin und Herrscherin zieht, über diesen „modernen Fortschritt" habe ich schon tausendmal in meinem Leben Pfui und abermals Pfui gerufen.

Übrigens konnte ich ihm bald die Versicherung geben, daß auch ich, ohne seine extremen Auffassungen zu teilen, in der Familienbelletristik, die er an einer anderen Stelle noch als „Entmannungsoffizin" bezeichnet, nicht das Ziel meines schriftstellerischen Ehrgeizes erblickte. Auch ich hatte ja die Leipziger Episode nur als ein Übergangsstadium betrachtet und stand bereits in Verhandlungen wegen meiner Rückkehr nach Berlin, wo ich dann mit Georg Stilke, mit dem ich mich eng befreundete, etwas später eine kritische literarisch-politische Wochenschrift begründete.

Während der Vorbereitungen zu diesem neuen Unternehmen, das wir „Die Gegenwart" tauften, kam ich auch nach Wien und suchte Kürnberger auf. Was ich aus seinen langen brieflichen Auseinandersetzungen von ihm wußte und von Wiener Freunden über ihn hörte, hatte mich zur Genüge darauf vorbereitet, daß ich nicht gerade mit einer liebreizenden Persönlichkeit zu tun haben würde.

Er hatte die Ankündigung meines Besuches sehr artig aufgenommen und erwartete mich zur festgesetzten Stunde in seiner Wohnung. Wie es um die Wohnungen einiger unserer Wiener Kollegen — und nicht der wenig bedeutenden — bestellt war, habe ich schon gesagt. Kürnbergers Quartier lag in der Wollzeile, in einem alten, schlecht gehaltenen Hause, so hoch wie nur möglich, im vierten oder fünften Stock. Er empfing mich in seiner Arbeitsstube; sie war der Gipfel der Ungemütlichkeit. Überall Bücher in wilder Unordnung, an den Wänden, auf den Stühlen, die meisten uneingebunden, dazwischen Flugschriften, auf dem Schreibtisch lose Blätter, beschriebene und unbeschriebene in chaotischem Durcheinander. Das einzige Luxusmöbel war ein altes, wackliges Sofa, dem ich an der daneben hingeworfenen und zu einem Haufen flüchtig aufgeschichteten Makulatur ansah, daß er es wohl soeben erst für den erwarteten Gast abgeräumt hatte, — ein Sofa, für das das alte gut deutsche Wort Lotterbett wohl der geeignetere Ausdruck gewesen wäre. Da durfte ich den Ehrenplatz einnehmen, während sich Kürnberger wieder auf den Stuhl an seinem Schreibtisch setzte, von dem er sich bei meinem Eintreten erhoben hatte.

Sein Äußeres stimmte mit dieser Umgebung stark überein. Er sah so aus, wie ich ihn mir gedacht hatte: originell und klug, ungepflegt und borstig, verbittert und unfreudig, der typische „Z'widerwurzen", um ein charakteristisches Wort des spezifisch wienerischen Dialekts zu gebrauchen. Unsere Unterhaltung kam schnell in Fluß. Wenige Tage vorher hatte er mir einen sehr hübschen, fesselnden und geistreichen Aufsatz gegeben, den ich sofort zur Annahme bestimmt hatte. Allerdings hatte ich mir die Erlaubnis erbeten, einige ganz unerhebliche, den Sinn völlig unberührt lassende Änderungen vorzunehmen, über die wir uns demnächst nun mündlich würden aussprechen und sicherlich verständigen können.

Er erkundigte sich nun, was ich eigentlich mit „Änderungen" gemeint habe.

Ich antwortete: „Sie sprechen gleich zu Anfang, in den ersten Zeilen, von der unberufenen Kritik, die jeder beliebige hergelaufene Skribent auch über bedeutende geistige Arbeiten sich herauszu-

nehmen als sein Recht beanspruche. Für diese Burschen, die ich eben als ‚hergelaufene Skribenten' bezeichnete, wählen Sie einen freilich sehr treffenden, aber auch sehr derben Ausdruck; Sie nennen ihn einen Hans. . . . — und nun folgte ein Beiwort, das mich unangenehm berührt hat, und das auch anderen nicht gefallen wird. Dafür wollte ich Ihnen also irgendeine andere ebenso wegwerfende, aber weniger anstößige Bezeichnung vorschlagen, etwa, wenn Sie auf den ‚Hans' besonderen Wert legen, den ‚tintenkleckſenden Hansnarren' oder so etwas — Sie werden sich ja nicht anzustrengen brauchen, um in Ihrem gewiß reichhaltigen Vokabular verächtlicher Ausdrücke irgend etwas Passendes zu finden, das sich mit dem Begriff Ihres ‚Hans' vollkommen deckt. Ihr jetziges Wort würde ich selbst in Gesellschaft sehr freidenkender Damen niemals gebrauchen."

Kürnberger hatte mich mit einem so niederträchtig malitiösen Lächeln angehört, daß ich wirklich in einige Verlegenheit geraten war. Als mir der Hinweis auf die „Damengesellschaft" entschlüpft war, explodierte er mit einem kreischenden: „Aha! . . . Darauf soll's also hinaus? . . . Na, da wären wir ja also glücklich wieder in den Schoß der heiligen Familienliteratur zurückgekehrt! Sie scheinen anzunehmen, daß derjenige, der sich eines solchen Wortes schriftstellerisch bedient, fähig sei, es auch in Gesellschaft zu gebrauchen. Ein starker error conclusionis! Ich hoffe, ich spreche mit Damen ebenso anständig wie jedermann. Heines ‚Romanzero' ist längst in allen Damenhänden, und darin sind doch viel stärkere Worte als das von Ihnen verpönte; er würde sie allerdings schwerlich in Damengesellschaft vorgelesen haben. Das geschriebene Wort ist eben ein anderes als das gesprochene. Aber wohin käme die Schriftsprache, wenn ihre Grenzen die der Damenkonversation wären? Ungefähr zum französischen bon ton, vor dem uns Gott und seine großen germanischen Propheten in Gnaden bewahren mögen — Luther, Shakespeare, Goethe — ja, Goethe! Kennen Sie seinen Vers aus ‚Pater Brey': ‚Malt an jede Wand . . .'?"

„Ich kenne die Fortsetzung," fiel ich ein. „Ich weiß, was er an die Wand malt. Sie könnten aus unserem Goethe noch viel drastischere Beispiele anführen, auf die Sie sich in unserem Falle

berufen dürften — und zwar aus Dichtungen, die uns näher liegen als der jugendlich-übermütige ‚Pater Brey': zum Beispiel auf ‚Götz' mit der wundervollen Abfertigung des Trompeters, der ihn im Namen seines Hauptmanns auffordert, sich zu ergeben, und vor allen Dingen auf den ‚Faust'. Wollen wir ein bißchen zitieren? Ich kenne den famosen Chorus der Hexen, die auf den Blocksberg ziehen, und kenne den Gruß, mit dem die alte Hexe den Ritter mit dem Pferdefuß willkommen heißt. Ich weiß auch, wie kräftig sich Mephisto im zweiten Teil über seine Diener, die Firlefanze, die flügelmännischen Riesen und wie die Satane alle heißen, äußert, als sie vor den jungen Engeln schmählich Reißaus nehmen und — hier kommt wieder so ein Wort, wie Sie es brauchen könnten — sagen wir: Hals über Kopf in die Hölle stürzen. Aber in demselben ‚Faust' sagt derselbe Goethe auch, daß man unter Umständen auch das Recht habe, gesittet Pfui zu sagen, und daß auch die Freiheit des Ausdrucks ihre Grenzen hat: ‚Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können.' Ich denke, wir können es dem braven Loeper überlassen, aus dem ‚Faust' weitere Parallelstellen, die für und wider Sie und mich sprechen, herauszusuchen. Sonst fürchte ich, wir würden zu guter Letzt gerade so weit sein wie in diesem Augenblick."

Das leuchtete dem guten Kürnberger auch ein; wenn man dem Querkopf Zeit ließ, sich auszutoben, wurde er schließlich ziemlich traktabel.

Er selbst brachte alsbald, ohne nach einem Übergang zu suchen, unser Gespräch auf ein ganz anderes Thema: „Ich möchte Ihnen noch einen Beitrag für die ‚Gegenwart' anmelden. Es wäre ein Aufsatz über Stephan Milow, einen österreichischen Lyriker, der auch ein deutscher zu sein verdiente; wenigstens haben wir seit Lenau keinen besseren ..." Natürlich ließ er es nicht bei dieser wohlwollenden Affirmation bewenden. Er setzte sogleich hinzu: „Der ‚elementare Lyriker' Martin Greif, den Speidel entdeckt zu haben glaubt, ist jedenfalls nicht der bessere, am wenigsten darum, weil er Speidels elementarer Kneipbruder ist." Und nun zog er über die Wiener Kollegen her und ließ kein gutes Haar an ihnen. Sein Grimm verschlang sie alle. Da er in

seiner Weise auch auf einen ausgezeichneten und mir sehr befreundeten Journalisten, dem ich persönlich Dank schuldete, zu sprechen kam, fiel ich ihm ins Wort und bat ihn um Schonung; der Betreffende sei eben mein Freund.

Wiederum das grausam spöttische Lächeln: „Ach so!? Ihr Freund? Ihr dicker Freund?" Nun änderte sich der Ausdruck seines Gesichts. Er sah jetzt sehr ernst aus. „Also gut! Lassen wir dies! Aber es erfüllt mich mit gramvollem Schmerz (dies Wort ist mir scharf im Gedächtnis geblieben), daß Sie in rascher, argloser Hingebung in nahe Beziehungen zu einem Menschen getreten sind, dessen Namen zu nennen mich schon Überwindung kostet. Wir kennen uns noch nicht genug, aber wenn ich Sie später wieder einmal in Wien und auf meinem Sofa habe, so will ich Sie das Gruseln lehren über Freundschaften dieser Art."

Zu dieser Belehrung, auf die ich übrigens gar nicht begierig war, ist es nicht mehr gekommen. Als ich mich zum Abschied erhob, erinnerte ich ihn noch einmal an Stephan Milow und sagte ohne irgendwelche besondere Absicht: „Also lassen Sie bald von sich hören!"

Aber im Gespräch mit Kürnberger mußte man sich auch vor Unbeabsichtigtem hüten. Hinter jedem Worte suchte er „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung".

„Ich lasse mich allerdings hören," sagte er. „Aber man will mich nicht hören. Die Welt ist ein Realist, und ich bin ein Idealist."

Ich nahm mich natürlich wohl in acht, etwas zu erwidern. Er aber fuhr unbekümmert fort: „Wäre ich Schriftsteller, das wäre etwas anderes; dann schriebe ich und müßte schreiben mit Rücksicht auf Markt und Publikum. Aber ich habe mich zeitlebens bloß als Amateur betrachtet, der zu seinem eigenen Vergnügen denkt und schreibt. Kann ‚das Geschäft' etwas davon brauchen — gut! Wenn nicht — auch gut! Ich bin ein Produzent wie unsere Alpenbauern, die das, was sie bauen, selbst verzehren; nur sehr beiläufig und zufällig verkaufen sie auch, denken aber nicht daran, sich nach dem Käufer zu richten und für die Nachfrage zu bauen."

Wir hatten uns inzwischen der Ausgangstür genähert. Ich nickte verständnisvoll und reichte ihm die Hand.

„Also Gott befohlen und klar gesehen," sagte er zu mir zum Abschied.

Während ich langsam die Treppe hinabstieg, zog ich unwillkürlich das Fazit unserer ersten Begegnung. Ich glaube, mein Bericht gibt den Eindruck, den ich von dem sonderbaren Gesellen empfangen hatte, nicht getreu und wohl zu ungünstig wieder. Der widerborstige Streithammel war, wie in seinen Schriften, so auch in seinem Gespräch ein Sonderling, der auf niemanden und auf nichts irgendwelche Rücksicht nahm; der auf dem Wege, den er einschlug, keinem Menschen, der ihm in die Quere kam, auswich und jedermann anrempelte, sich über harmlose Schwächen des lieben Nächsten, der für ihn zumeist ein böser Nächster war, nicht bloß ärgerte, sondern wie über die Missetat eines Verbrechers entrüstete, der da, wo ein Nasenstüber genügen würde, einen Faustschlag versetzte, — also ein Mensch, der unseren gesellschaftlichen Gepflogenheiten entrückt, meinethalben sogar ein bißchen verrückt ist — „ein Narr auf eigene Hand", aber dabei eine grundehrliche Haut, eine respektable Persönlichkeit, ein anständiger Mensch, der trotz aller Schrullen doch wirklich Sympathie einflößen konnte. In einem gewissen Grade erinnerte er mich in seinem Gebaren an den prachtvollen Polterer Artur Schopenhauer, wie wir ihn uns nach der zeitgenössischen Überlieferung vorstellen.

Auf eine ähnliche Wertschätzung von seiner Seite wagte ich natürlich nicht zu rechnen. Um so größer war meine Überraschung, als mich an einem der nächsten Tage ein Bekannter, der mit Kürnberger gerade zusammengetroffen war, fragte: „Was haben Sie denn mit Kürnberger angefangen? Der ist ja ganz aus dem Häuschen über Ihre unwiderstehliche Kunst des Besänftigens. Von ihm selbst weiß ich, Sie haben sein Herz gewonnen. Wie haben Sie denn das zuwege gebracht?"

„Ich habe den Mund gehalten," war die einzige Antwort, die ich geben konnte.

Um dieser herzhaften Ehrlichkeit willen wird man Kürnberger auch mancherlei duldsam nachsehen, was ihm von ihm Fernstehenden schwer verdacht werden durfte. Ich meine das Selbstverständliche seines stählernen Selbstbewußtseins. Er schätzte

nicht nur sein Wollen und Können sehr hoch ein; als „Geisteigner", wie er mit dem wohl von ihm selbst erfundenen Worte sich nannte, fühlte er den Drang, seine gute Meinung von sich auch anderen zu offenbaren. Es klingt beinahe selbstparodistisch, wenn er mir eine Erzählung, für die er einen Verleger sucht, also anpreist: „Mein Roman", sagt er, „gibt allen alles; den Sinnlichen, was sinnlich, und den Geistigen, was geistig ist. Wie in zwei wohlausgebauten Schloßflügeln wohnen die beiden Seiten der Menschheit in ihm. Problem: kein e i n seitiger Verleger! Keiner, der sich an dem Anstößigen stößt, sondern ein Mann, der Blickweite genug hat, in der verordneten Giftdosis einen gewissenhaften Doktor und sein wohlüberlegtes Heilmittel zu sehen. Dem wird sich sein Unternehmen dann lohnen. Sein Mut dürfte ihm volle Ernten tragen; denn was ich von dem religiös-philosophischen Gehalte gesagt habe, könnte leicht geeignet sein, das Buch zu einer literarischen Tat zu machen, im Kulturkampfe wenigstens direkt das bedeutendste Wort mitzusprechen. Kapitel 9 hat kein deutscher Romancier je geschrieben. Es klärt alle Halbaufgeklärten ganz auf. Es ist ein Wort für immer."

Das läßt sich, meine ich, wohl kaum überbieten; aber als er mir einige Wochen später (im März 1877) eine Novelle für „Nord und Süd" schickte, fand er in seiner bengalischen Selbstbespiegelung doch noch einige überraschende Züge: „Der Zufall hat diesmal einen so männlichen Kopf wie mich dem spezifischen Frauenleben näher als je gebracht ... Just diese Novelle ist mir vor allem lieb. Nicht weil sie die neueste ist — dazu bin ich viel zu sehr kritischer Selbstrichter —, sondern weil sie meinem Talente fast ein neues Segment ist. Ich sagte mir: Du kannst a u c h d a s!"

So machte sich wie in Kürnbergers Gesprächen auch in allen seinen Briefen, die nach Inhalt und Umfang bei jedem Anlaß den Charakter einer Abhandlung annahmen, nach einem kurzen Auftakte unweigerlich eine starke zentripetale Tendenz geltend, und dieses Zentrum, auf das alle seine Auslassungen hinstrebten, war immer seine eigene Ichheit. Und so war er auch der Gegensatz zu dem still bescheidenen, genügsamen Anzengruber, der sich sein Können kaum einzugestehen wagte und vor dem Publikum

seine Wunde verbarg. Aber wie dem auch sei, im intimen Verkehr mit Kürnberger wuchs aus seiner tiefen inneren Ehrlichkeit doch etwas Versöhnliches hervor, das mich anzog. Über seinem Wesen lag ein grauer Himmel, aber es war ein Sommerhimmel, und man konnte hinter seinen Wolken die leuchtende und wärmende Sonne spüren.

Nur wenige Jahre sollte ich mich seiner freuen dürfen. Auf einem Ausfluge nach München beim Besuche der ihm nahe befreundeten Familie Fritz Kaulbachs starb er im Oktober 1879. Die Frau des Malers, die ihn bis zur letzten Stunde liebevoll gepflegt, hat ihm die Augen zugedrückt.

Daniel Spitzer

Als ich im Herbst 1872 auf eine Einladung von Laube nach Wien kam, um an den Proben zu meinem ersten anspruchsvollen Stücke im Stadttheater teilzunehmen, machten mir meine dortigen Bekannten — ihre Zahl war zu jener Zeit noch nicht groß — angst und bange vor dem beliebtesten und gefürchtetsten Satiriker der Wiener Presse, vor Daniel Spitzer, der in seinen entzückenden und schrecklich boshaften „Wiener Spaziergängen" keinen Menschen verschonte. Ich selbst hatte mich oft königlich über die unbarmherzig witzigen Feuilletons amüsiert, die damals in der alten „Presse", dann in der mit großem Trara angekündigten „Deutschen Zeitung" und schließlich in der „Neuen Freien Presse" erschienen, und als Leser nie daran gedacht, daß der Tag kommen würde, an dem auch ich als Opfer von dem eleganten Würgengel ausersehen werden könnte. Nun war mir bei dem Gedanken, daß auch mein Stündlein schlagen könne, doch ein bißchen unheimlich zumute; aber ich war zu jugendlich selbstbewußt, um den Versuch zu machen, mir das Wohlwollen des Gefürchteten durch persönliche Verführungskünste zu erringen. Ich lehnte daher das liebenswürdige Anerbieten eines Wiener Kollegen, mich mit Spitzer bekannt zu machen und zu einem gemütlichen Essen einzuladen, dankend ab; und meine Zurückhaltung, von der er wohl durch den wohlwollenden Kollegen selbst Kenntnis erhielt, machte ihm, wie ich später hörte, viel

Spaß. Jedenfalls hatte sie zur Folge, daß er sich in seinem der ersten Aufführung von „Maria und Magdalena" folgenden Wochenfeuilleton in der Hauptsache mit anderen beschäftigte, denen er mit verbindlichem Lächeln die größten Unannehmlichkeiten sagte, und mich und mein Stück mit wenigen, keineswegs unfreundlichen Bemerkungen nur obenhin streifte. Erst einige Jahre später machte ich seine persönliche Bekanntschaft.

Spitzer gehörte in seinem Verkehr zu den Humoristen, denen man nicht anmerkt, wie übermütig lustig sie sein können, wenn sie zur Feder greifen. Er hörte aufmerksam zu und sprach wenig, und wenn er einen guten Einfall hatte, verschwieg er ihn vorläufig und brachte ihn lieber in eines seiner nächsten Feuilletons. Er sah klug aus, kleidete sich unauffällig und sehr sorgfältig und trug, im Gegensatz zu Kürnberger, in seinem ganzen Wesen eine Bescheidenheit zur Schau, die man beinahe als Schüchternheit hätte auffassen können. Und so wirkte er nicht bloß bei erster flüchtiger Bekanntschaft.

Im Jahre 1875 suchte er mich in Schandau auf. Wir verbrachten mehrere heiße Tage zusammen, von früh bis spät, nahmen alle Mahlzeiten gleichzeitig ein, machten gemeinsame Ausflüge, und er war und blieb gleichmäßig immer derselbe ruhige, freundlich lächelnde, nicht gerade besonders anregende, aber durchaus nicht langweilige Mensch, mit dem ich in Wien zusammengetroffen war.

Bei aller diplomatischen Kunst, die ich anwandte, um ihn auf eines seiner Lieblingsopfer aus den Kreisen der Wiener Finanzaristokratie und Modedichter zu hetzen, war es mir nicht möglich, aus ihm ein witzig-kritisches Wort über eine dieser Persönlichkeiten, die er vor der Öffentlichkeit mit demselben ruhigen Lächeln abschlachtete, herauszubringen. Das einzige, was ich von ihm erfuhr und was mich im ersten Augenblick sehr überraschte, war das Geständnis, daß er sehr langsam und sehr mühselig arbeitete, unausgesetzt die ganze Woche mit saurem Schweiß an einem der sehr kurzen Feuilletons, die man lächelnd in fünf Minuten von Anfang bis zu Ende gelesen hatte.

Prüft man diese wortkargen, witzreichen, satirischen oder ironischen Bemerkungen über das jeweilige Tagesereignis auf-

merksamer, so merkt man ihnen allerdings an, wieviel Sorgfalt und Mühe auf die stilistische Ausarbeitung verwandt worden, wie gewissenhaft sie gefeilt und von aller Schwatzhaftigkeit gesäubert sind.

Dem Tagesschriftsteller flicht die Nachwelt keine Kränze. Spitzer selbst sagte einmal, auch die Schönheit eines Feuilletons sei oft nicht mehr als die so mancher hübschen Mädchen — eine beauté du diable, die nur so lange währt, wie sie jung sind. Es wäre jammerschade, wenn auch seine Schriften vom grausamen Schicksale der Vergänglichkeit betroffen würden. Deshalb habe ich es mit wirklicher Freude begrüßt, daß Max Kalbeck diese entzückenden kleinen Satiren, für die ich von je eine besondere Schwärmerei gehegt habe, neuerdings im Verein mit O. E. Deutsch gesammelt, bei Georg Müller in München in stattlichen Bänden neu herausgegeben und mit einer liebevoll eingehenden Analyse des Spitzerschen Inhaltes eingekleidet hat. Er nimmt den Mund nicht zu voll, wenn er, das Ergebnis seiner gründlichen Studien resümierend, von Spitzer das von mir schon zitierte Wort sagt: „Er war, wenn auch alles schlief, das allezeit wache Gewissen Wiens."

Sein Spott verschonte niemand, und je höher er zielte, desto sicherer traf er. Der einzige Vorwurf, den man ihm vielleicht machen könnte, wäre der, daß er in der Hinrichtung seiner Opfer wohl nicht wählerisch genug gewesen sei. Er ging manchmal auf die Löwenjagd und schlug unterwegs auch jede Mücke tot, die ihn irgendwie belästigte. Wenn sie ihm lächerlich oder gar gefährlich erschienen, ging er den Großen in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, den Finanzbaronen, Strebern und Protzen gehörig zuleibe, und alle fürchteten ihn; bei der Lauterkeit seiner Gesinnung war dem Unerreichbaren mit unsauberen Mitteln eben nicht beizukommen. Und auch armen Hascherln, die wirklich nicht abgetan zu werden brauchten, da sie eigentlich nie vorhanden gewesen, schenkte er keine Gnade.

Spitzers Spezialität war das knappe Feuilleton, die satirische Besprechung eines Tagesereignisses der letzten Woche — oder vielmehr derjenigen Persönlichkeit, die mit dem „Ereignisse" in Zusammenhang stand und das Tagesgespräch gebildet hatte.

Denn das Sachliche wurde für ihn erst durch das Persönliche interessant. Auf diesem Gebiete der persönlichen Satire hat er Großes geleistet, — ich glaube sogar: das Größte, das unsere neuere Literatur aufzuweisen hat. Sein Witz war geradezu unerschöpflich, wenn er auf die Lächerlichkeiten und Schwächen der in der Öffentlichkeit zu unverdienter Beachtung heraufgepufften fragwürdigen Gestalten zu sprechen kam.

Kalbeck hat in seinen Spitzerstudien eine Auswahl von scherzhaften und witzigen Wendungen aus den „Spaziergängen" zusammengestellt, und diese Auslese füllt mehr als zehn Druckseiten, — lauter „Schlager", um eine jener zeitungssprachlichen Neubildungen zu gebrauchen, die dem feinfühligen Stilisten Spitzer so entsetzlich zuwider waren. Der saubere und nachdenkliche Schriftsteller hat aber sogar diesem Zeitungsdeutsch mit seinen fix und fertigen stereotypen Wendungen einen gewissen Reiz abzugewinnen verstanden und durch die unerwartete Verbindung des Subjekts mit solchem von Schnellschreibern abgenutzten Füllsel starke komische Wirkungen erzielt.

So sagte er von einem Wiener Parvenü, der einen hohen Orden mit dem dazu gehörigen Adel ergattert hatte, daß ihm „von der kompetenten Behörde die Erlaubnis zur öffentlichen Ausübung der Aristokratie erteilt worden ist", vom Rindvieh, das geschlachtet wird: „es erliegt seinen Berufspflichten". Einen Dramatiker, dessen Schauspiele hinter seinem Appetit zurückblieben, bezeichnete er als „den in weitesten Kreisen zum Speisen eingeladenen Dichter". Eine Rede nannte er, ungeachtet ihrer Weitschweifigkeit, einen Torso; sie hatte nämlich „weder Hand noch Fuß". In jedem seiner Feuilletons findet man Dutzende solcher gelungenen stilistischen Scherze, parodistische Umgestaltung feststehender Redewendungen, ungewöhnte und überraschende Paarungen der einzelnen Satzteile, des Hauptwortes mit seinem Prädikat und Verbum, — wie den „sogenannten Busen einer Gouvernante", wie „den von Gott inspirierten Publizisten aus Linz (Bischof Rudigier), der seine Werke in zwanglosen Hirtenbriefen erscheinen läßt und in denselben seit geraumer Zeit die Zivilehe stempel- und kautionsfrei ein Konkubinat nennt". Zu einem Posten im österreichischen Budget im Betrage von 350 Gul-

den, der als „Tabaksgeld für neunzehn in Dalmatien ansässige Kapuziner“ aufgeführt war, machte er die Bemerkung: „Auffällig muß es erscheinen, daß diese Subvention von Rauchern aus dem Stande der Kapuziner nicht unter der weltlichen Budgetrubrik ‚Tabak‘ angeführt wird, sondern unter dem ehrwürdigen Titel 2 des Budgets ‚Staatsvorschuß zum katholischen Religionsfonds‘. Diese Einreihung irdischer Ausgaben unter himmlische Rubriken verblüfft, und es erhält hierdurch der sonst konfessionslose Tabak eine katholische Beize, einen alleinseligmachenden Beigeschmack, den er von Hause aus nicht hat.“

Geradezu vernichtend war sein Sarkasmus, wenn er sich einen der großen Gründer und Schwindler vornahm; da hörte selbst bei Spitzer der Spaß auf. Über den in dem berühmten Betrugsprozesse freigesprochenen Herrn von Ofenheim, Ritter von Ponteuxin, schrieb er mir — ich habe den Brief seinerzeit in der „Gegenwart“ veröffentlicht — „er sei kein Fachmann; er wisse nicht einmal, was ein Betrug ist, da so viele ausgezeichnete Männer Herrn von Ofenheim einen ehrenwerten Mann nennen“. Es ist derselbe Herr von Ofenheim, dessen Biographie er lakonisch in den „monumentalen Klimax“ (das Wort ist von Max Kalbeck) zusammenfaßte: „Eiserne Stirn, eiserne Kasse, eiserne Krone.“

Zu Spitzers Lieblingen gehörte — man darf beinahe sagen: selbstverständlich — Richard Wagner. „Der kühne Reformator, der verlangt, daß der Zopf, den man bisher hinten getragen, von nun an vorn getragen werde.“ ... „So wie die Damen, welche häßliche Füße hatten, die Schleppkleider, und die angehenden Mütter die Krinolinen ersannen, so haben auch die Farbenblinden in der Malerei die Schule begründet, welcher die Farbe als Zopf gilt, und die Melodielahmen jene Schule, welcher die Melodielosigkeit den Fortschritt bedeutet. Man spricht zwar von einer ‚unendlichen‘ Melodie, das klingt aber geradeso, als ob man ein großes stehendes Wasser eine unendliche Tauperle nennen wollte.“ Gelegentlich der Aufführung der „Meistersinger“ bemerkt Spitzer vom Publikum: „Man kam während der Vorstellung über die Verbalinjurien nicht hinaus, wobei freilich die Wagnerianer oft jedes Maß vergaßen und so einem sehr an-

ständigen Zischer das Schmähwort: Mendelssohn-Bartholdy! einem anderen den groben Schimpfnamen: Meyerbeer! ins Gesicht schleuderten. Der konfessionelle Charakter des musikalischen Krieges trat aber zurück, und so konnte man christlich-musikalische Germanen zischen hören, während man anderseits die Besitzer von Nasen, welche die Wucht des Semitentums schwer gebeugt hatte, applaudieren sah." Eine Textstelle nennt er „den Schwanengesang des gesunden Menschenverstandes". — Man mag die musikalische Auffassung Spitzers entschieden verurteilen und eingefleischter Wagnerianer sein und darf dennoch an dem Witze des Ausdrucks seine helle Freude haben.

Einige Auszüge aus dem Artikel „Selbstschau" mögen die Reihe der Zitate, die vielleicht schon zu lang geraten ist, beschließen. Hinter der selbstironisierenden Schminke wird man doch einige charakteristische Züge des wahren Gesichts erkennen können. Auf ein Inserat, in welchem eine „junge, schöne und geistreiche Dame" den Wunsch ausspricht, mit einem Herrn in Korrespondenz zu treten, fühlte sich Spitzer zu folgendem offenen Briefe veranlaßt:

„Junge, schöne und geistreiche Unbekannte! Ich bin keine kriegerische Natur. Meine Handschuhnummer beträgt kaum $6^3/_4$, und ich liebe daher nicht das Faustrecht. ... In der Politik habe ich mir den Ausspruch eines englischen Staatsmannes zu Herzen genommen, der nachgewiesen hat, daß die Minorität zuletzt immer Recht behalte. In neuester Zeit fange ich an, große Vorsicht an den Tag zu legen, da ich die Bemerkung gemacht habe, daß das Schimpfen auf die Majorität bereits die Majorität für sich hat, und nur die Minorität es noch mit der Majorität hält ... Was meine religiösen Anschauungen betrifft, so ziehe ich meine irdische, wie ich zugeben muß, ziemlich schlecht dotierte Jammerfiliale des Himmels dem Hauptsitz des Unternehmens, von dem uns seit geraumer Zeit keine Ausweise mehr zukommen, entschieden vor und bin bescheidener als die alten Betschwestern, welche glauben, daß sie für den lieben Gott immer noch gut genug sind. ... Ich bin nicht mehr ganz jung, trage dies aber den Jüngeren nicht nach. Ich schmeichle mir, daß ich nicht zu jenen gehöre, denen man auf den ersten Blick ansieht, welche Mühe es ihnen kostet, nicht auf allen vieren zu gehen. ... Meine Nase

ist nicht klein, sie gehört aber auch nicht zu jenen Großnasen, bei welchen man, wenn die Sonne sie bescheint, niemals die Besorgnis unterdrücken kann, diese würde auf ihr, wie in dem Reiche Karls des Fünften, niemals untergehen. ... Da es, wie man behauptet, mehr Talent erfordert, das Gute anzuerkennen als das Mittelmäßige zu tadeln, so begnüge ich mich mit der bescheideneren Aufgabe des schwächeren Talentes. ... Ich bin zwar nicht so allgemein bekannt wie der geheime Plan eines Generals, zähle jedoch unter den wenigen, die mich kennen, sehr viele Feinde. Namentlich haben meine häufigen Kämpfe mit den gefeierten Schöngeistern der Residenz öfter den Unwillen zarter Leserinnen erregt. Sowie man jedoch das schöne Geschlecht auch das schwache nennt, sollte man diese Schöngeister lieber Schwachgeister nennen, und man würde dann mein Vorgehen weniger verdammenswert finden. ... Ich bin endlich nur noch mit meinem Gutachten über die Ehe im Rückstande. Ich war aber leider nie verheiratet und bin es glücklicherweise noch immer nicht. Es fällt mir nur ein, daß ich vor langen Jahren einmal einer Dame Treue bis in den Tod geschworen habe, wobei ich jedoch ausdrücklich hervorheben muß, daß damals die Cholera sehr stark grassierte."

Im Jahre 1874 hatten wir uns kennen gelernt. Als damaliger Herausgeber der „Gegenwart" legte ich natürlich Wert darauf, einen so geistreichen Mitarbeiter für mein Blatt zu gewinnen; er gab mir auch eine verklausulierte Zusage, aber er machte mich gleich darauf aufmerksam, daß er sehr schwerfällig und langsam arbeite und eigentlich alles, was er überhaupt zu sagen habe, in der „Neuen Freien Presse" sage. Früher, als ich gehofft hatte, erfüllte er jedoch meinen Wunsch. Im März 1875 schickte er mir einen sehr reizenden Beitrag. „Sollten Sie", schrieb er im Begleitbrief, „den Schluß, welcher den wegen eines unsittlichen Inserats verurteilten russischen Hofrat behandelt (er beruhigte die Dame, die sich ihm anvertraute, daß er sie vor Kindern bewahren wolle), zu gewagt finden, so streichen Sie ihn immerhin. Ich kenne nicht die sittliche Temperatur von Berlin und weiß nicht, wie weit man gehen darf, ohne daß einem von den Damen die Augen ausgekratzt werden." Ich habe natürlich kein Wort

gestrichen, und Spitzer, der mich bald darauf in Berlin besuchte, wird sich überzeugt haben, daß unsere Fräuleins dem braven Knaben alle Höflichkeit erwiesen.

Es traf sich so, daß der Wiener Spaziergänger immer unterwegs war, wenn ich nach Wien kam, und so vergingen Jahre, bis ich seinen Besuch erwidern konnte. Als ich ihn aufsuchte, hauste er (wie seine beiden vorerwähnten schriftstellernden Kollegen) in einem alten, eingewohnten Hause, und seine damalige Wohnung war die Ungemütlichkeit selbst: langweilige Möbel, eine unansehnliche Bibliothek, kein Zimmerschmuck, der ihn hätte erfreuen können — nicht das geringste, das auf eine Liebhaberei des Bewohners dieses ungastlich-finsteren Raumes hätte schließen lassen — nichts, das auch nur den Wunsch verriet, sich eine freudige Umgebung zu schaffen. Ich nahm an, daß Spitzer, wie viele Wiener, sein Behagen vorzugsweise im Kaffeehause suchte und fand. Aber meiner Voraussetzung wurde widersprochen. Man sagte mir, er sei eben ein Sonderling, er habe gar nicht das Bedürfnis nach Erfreulichem, er mache auf seine nächsten Bekannten den Eindruck, als ob er ein geheimes Leiden mit sich herumtrüge.

Die alte häßliche Wohnung wurde ihm gekündigt, und er bezog nun in einer weitläufigen Mietskaserne, dem sogenannten Schottenhof, ein langes besonderes Zimmer, das auf einen stillen Seitenhof hinausging. Da scheint es gemütlicher gewesen zu sein. Denn Kalbeck berichtet uns, daß ein kostbares Aquarell von Rudolf von Alt, das ihm ein reicher Verehrer einmal zum Präsent gemacht hatte, ein Stich von Chodowiecki und ein Porträt von Lawrence Sterne, der ihm gewiß besonders sympathisch gewesen sein muß, die Wände geschmückt haben.

Mit den Jahren wurde er immer einsamer. Die Schwarzseher hatten Recht: er war schon leidend, unheilbar. Im April 1888 hatte er mir sein Bild geschickt, mit den Worten: „Ich hoffe, daß Sie auch noch in meinem jüngsten Bilde erkennen werden Ihren alten D. Spitzer.“ Ich schrieb ihm, ich würde mich mündlich dafür bedanken, da ich in wenigen Wochen nach Wien zu kommen gedächte und ihn natürlich aufsuchen würde. Umgehend erhielt ich folgende Zeilen: „Lieber Freund! Lassen Sie es bei Ihrer guten Absicht bewenden! Ihr Besuch würde die

Freuden Ihres Aufenthaltes in Wien nicht erhöhen. Ich sehe keinen Menschen. Wenn's mir besser geht, sollen Sie's von mir hören. Bitte, keine Kondolenz. Herzlich grüßend Ihr alter D. Spitzer." Es wollte mir nicht gelingen, festzustellen, was dem armen Teufel eigentlich fehlte. Man gab mir achselzuckend ausweichenden Bescheid.

Erst zwei Jahre später erfuhr ich die traurige Wahrheit. Max Kalbeck berichtet sie in schlichten, ergreifenden Worten: „Im Februar 1891 erkrankte Spitzer plötzlich unter sehr bedenklichen Symptomen. Merkwürdig, daß das Leiden, das ihn ergriff, in ähnlicher Form auftrat wie die Krankheit, vor der er Zeit seines Lebens in beständiger Angst schwebte: der Gesichtskrebs. Zwar wurde durch die ersten Autoritäten der Wiener medizinischen Fakultät die ‚Gutartigkeit' der Neubildungen konstatiert, die im Zellengewebe der Haut und im Knorpel der Backenknochen sich ausbreiteten. Aber der unglückliche Patient, der mehr als vierzig schmerzhafte Operationen überstehen mußte, litt unter dieser ‚gutartigen' Krankheit die entsetzlichsten Qualen. Ein Bild des Jammers und gleichgültiger Selbstverwahrlosung, hockte er mit verbundenem Kopf, einen Korkstöpsel zwischen den Zähnen, in einer Sofaecke und wartete mit übermenschlicher Geduld auf den Erlöser, den einzigen, der ihn aller Not entheben konnte."

Am 11. Januar 1893 ist er in Meran gestorben. Da hat er auch seine letzte Ruhestätte gefunden — fern von Wien, der Wiener Spaziergänger.

Herzog Georg von Meiningen
Sein Theater und seine Gäste
Henrik Ibsen

Meine Beschäftigung mit Laube und Dingelstedt als Burgtheaterdirektoren besonders in ihrer dramaturgischen Tätigkeit auf den Proben hat meine Gedanken immer wieder auf den bahnbrechenden Neuerer in der künstlerischen Veranschaulichung des Dramas auf der Bühne gelenkt — und zwar sicherlich auf einen der nicht weniger bedeutenden: ich meine den Herzog Georg von Meiningen, den Mann, der die Bezeichnung „Meininger" zu einem Ruhmes- und Ehrentitel in unserer deutschen Bühnenkunst erhoben hat.

Beim ersten Gastspiel der Meininger in Berlin stimmte ich nicht in den Chorus der tobenden Enthusiasten ein. Ich verkannte keineswegs die erstaunliche Sorgfalt der Einstudierung und war für die blendenden Schönheiten des gebotenen Bühnenbildes gewiß nicht blind. Aber ich glaubte doch die Fäden, an denen die einzelnen Figuren gelenkt wurden und sich bewegten, und im Vortrage das Echo der Weisungen, die ein unsichtbarer „Einpauker" erteilt hatte, wahrzunehmen. Und das störte mich. Bei dem Gedanken, daß andere das nachmachen möchten — Direktoren, die sich nicht in der begünstigten Ausnahmestellung des fürstlichen Bühnenleiters befanden —, fühlte ich mich verstimmt. Ich witterte für die Zukunft die Gefahr der zu scharfen Betonung der ersten Silbe im Worte „Schauspiel", fürchtete, daß man auf dem hier eingeschlagenen Wege schließlich dazu kommen könne, aus dem Drama eine Reihe von malerisch-schönen lebenden Bildern mit untergelegtem und verbindendem Texte zu machen.

Diese Gedanken, die sich bei den Meiningern als grundlos erweisen sollten, haben sich übrigens in jüngster Zeit in verstärktem Maße mir aufgedrängt. In gewissen als Offenbarungen gepriesenen Inszenierungen nach allerneuestem Schnitt habe ich das, was ich ehedem besorgte, wirklich veranschaulicht gesehen. Und ich habe mich mit diesen Glanzleistungen der Beleuchtung leider nicht befreunden können; geblendet war auch ich, und vielleicht fallen mir später noch die Schuppen von den Augen. Ich würde mich glücklich schätzen; denn bekanntlich ist im Himmel mehr Freude über einen bekehrten Sünder denn über neunundneunzig Gerechte.

Allerdings dauerte es ziemlich lange, bis ich mich zu den Meiningern bekehrte. Das war wohl erst bei ihrer zweiten oder gar dritten Berliner Kampagne. Den Ausschlag gab die unvergessene Aufführung der „Jungfrau von Orleans" in der glänzenden Besetzung mit der bildschönen jungen Amanda Lindner als Jungfrau, „herrlich in der Jugend Prangen, wie ein Gebild aus Himmelshöhn", und dem glaubhaftesten aller Jünglinge auf den Brettern, in die ein schwärmerisches Mädchen sich verlieben kann, mit Alexander Barthel als Lionel. Ebenso unverhohlen, wie ich meine kritischen Bedenken geäußert hatte, gab ich nun auch meiner ehrlichen Bewunderung Ausdruck.

Wenige Tage nach dem Erscheinen dieser Besprechung erhielt ich aus Meiningen einen Brief von mir unbekannter, ungewöhnlich schön geformter, energischer Handschrift; zu meinem nicht geringen Erstaunen unterzeichnet: Georg Herzog von Sachsen-Meiningen. Der hohe Herr begann mit dem scherzhaften Satze, daß ich es ihm nicht leicht gemacht hätte, seine „Gunst" zu erringen. Er dankte mir sehr herzlich für meinen Aufsatz, der ihn besonders erfreut habe, und schloß mit einer ungemein artigen Einladung, ihn doch einmal zu besuchen, wenn mein Weg mich nach Thüringen führte; er möchte mich gern kennen lernen. Erst nach längerer Zeit war es mir vergönnt, den mir sehr willkommenen Ausflug zu machen.

Stellung des Herzogs zur Regie

Der Herzog und seine Gemahlin Freifrau Helene von Heldburg erwarteten mich in der für mich bereitgestellten Wohnung im Erdgeschoß des alten, in seinen riesigen Verhältnissen imposanten Schlosses. Der Empfang war so herzlich wie irgend möglich.

Auf jedermann mußten die Persönlichkeiten des Herzogs und seiner Gemahlin einen imponierenden Eindruck machen. Der Herzog hatte die Gestalt eines Recken aus der germanischen Vorzeit; er war sehr groß, breitschultrig, von gebieterischer Haltung. Man mußte, wenn man ihn in seiner bequemen Hausjoppe vor sich sah, annehmen, daß er die Rüstung im Vorzimmer abgelegt habe. Im Ansatz an den vorzeitig von Haaren nahezu entblößten

Scheitel wirkte die ohnehin mächtige, gewölbte Stirn besonders hoch. Ein wohlgepflegter üppiger, grauer, von weißen Strähnen schon durchzogener Vollbart umrahmte das energisch geschnittene Gesicht, und unter ungewöhnlich starken, buschigen Brauen glänzte das kluge, dunkle Auge in durchdringendem Blick, oft streng, ja finster, wenn von Sachlichem, aber immer unendlich gütig, wenn von Persönlichem die Rede war.

Auch Frau von Heldburg hatte eine sehr schöne, stattliche Figur und eine ungewollt vornehme Haltung. Der Ausdruck ihres Gesichtes, das sich die freundliche weibliche Anmut der Jugend bewahrt hatte, war überlegene Klugheit, Güte und gewinnende Freundlichkeit. Und dieser Ausdruck wurde noch verstärkt durch ihr wundervolles, weiches und sympathisch klangvolles Organ.

Nach freundlichem Willkommen und nachdem wir uns beim Tee, der in meinem Zimmer aufgetragen war, über alles mögliche an- und ausgeschwatzt hatten, überließen mich meine Wirte meinem Schicksal, da ich mich zum Theater zurecht zu machen hatte. Der Herzog hatte nämlich mir zu Ehren mein Lustspiel „Johannistrieb" angesetzt und für den Abend, wie gewöhnlich, wenn er einen Autor zu Gast hatte, für die Ausstattung ganz besondere Anstrengungen gemacht. Die für mein Lustspiel angeordneten Neuerungen im Bühnenbilde übertrafen an Kostbarkeit wohl so ziemlich alles je Dagewesene. Kaum dürfte jemals auf einer Bühne Geichwertiges geboten worden sein. Für den zweiten Akt, das Atelier eines geckenhaften Modemalers, der durch Samtjackett und Barett in den schönsten Farben, die kühn geschlungene, mächtige Künstlerkrawatte und die prunkhafte Ausstattung seiner Werkstatt im Stile Makarts und mit all dem dort zusammengehäuften Firlefanz den Leuten weismachen möchte, er könne ebensoviel wie der Meister von Salzburg, hatte der Herzog seinen herrlichen Privatbesitz geplündert und zum Zimmerschmuck Schätze seiner Galerie hergegeben. Die Wände zierten und auf den Staffeleien standen echte wundervolle Werke der älteren Italiener und Niederländer, ein Heiligenbild von Giovanni Bellini, Landschaften von Hobbema und Ruisdael, ein Stilleben von Hondecoeter. Echte alte Teppiche bedeckten den Boden oder umkleideten die Türen. Interessante

alte Musikinstrumente in merkwürdigen Formen, Waffen von auserlesener Schönheit lagen und standen überall herum. Mit einem Worte, schon der Blick auf diesen entzückend behaglichen künstlerischen Raum war ein Genuß und konnte die Modelle über die schlechten Bilder, die jetzt da entstanden, hinwegtrösten. Dem guten Ludwig Chronegk wurde die reine Freude an der vortrefflichen Aufführung, die den Autor des Stückes beglückte, dadurch einigermaßen getrübt, daß ihn beständig die Frage beunruhigte, wie all die Herrlichkeiten nach der Aufführung wieder heil ins Schloß zurückgebracht werden würden.

Nach diesem ersten Besuch, dessen ich mich gern erinnere, entspann sich zwischen den Meininger Herrschaften und mir ein lebhafter Briefwechsel. Als eifriger Leser der „Gegenwart" erteilte mir der Herzog mehrfach Zensuren über meine in diesem Blatt erschienenen Theateraufsätze, gewöhnlich zustimmend, bisweilen auch widersprechend, immer belehrend. Aber gerade die kritischen Glossen brachten mir eine Kundgebung des Herzogs, die mich besonders interessierte. In der Aufführung eines klassischen Werkes hatte der Direktor eines angesehenen Berliner Theaters dem Herzog seine Intentionen, wie er räuspert und spuckt, wohl abgesehen, aber gerade dadurch das Werk des Dichters schwer geschädigt. Das bot mir Anlaß, meinen Standpunkt, der sich in der Hauptsache nicht verrückt hatte, noch einmal scharf zu präzisieren und vor unverstandener Meiningerei zu warnen.

Ich führte aus, daß der Herzog wohl von der Malerei seinen Ausgangspunkt genommen und über die Malerei den Weg zur Bühne gefunden habe. Erst da sollte sich sein Künstlertum zu vollster Bedeutung entfalten. In meiner Auffassung bestärkte mich die Tatsache, daß schon die frühesten Regiebemerkungen des damals noch jungen Erbprinzen über theatralische Aufführungen samt und sonders das Bühnenbild betrafen. Wenn er auch mit klugen Worten Dichtung und Darstellung berührte, so verweilte er doch vor allem bei dem zur Schau gebotenen Bilde. Da griff er mit überraschender Entschlossenheit ein, rügte das Geschmackwidrige, Unschöne, Fehlerhafte in der Zusammenstellung der Farben, in der Führung der Linien, in der Gruppierung und gab zur Abhilfe positive und praktische Ratschläge, die schon eine

erstaunliche fachmännische Kenntnis bekundeten. Da trat er eben mit der vollen Autorität des überlegenen Künstlers auf.

Daß diese malerischen Qualitäten, die bei Anbeginn der Bühnentätigkeit des Erbprinzen die vorwiegenden und für seine Liebe zum Theater vielleicht sogar die bestimmenden sein mochten, sich später nur als einer der Bestandteile in die Bühnenkunst des Herzogs eingliederten und das zunächst angestrebte künstlerisch Wohlgefällige des Äußerlichen dem Gesamtkunstwerk der Darstellung sich dienstbar unterordnete, soll ohne weiteres zugestanden werden. Auch für den Herzog rückte das Wesen der Dichtung in die vorderste Reihe. Die Veranschaulichung durch die Darstellung kam zu ihrem vollen Rechte, und die malerischen Mittel — sagen wir kurz, wenn auch den Begriff nicht erschöpfend: die Ausstattung — wurden nur noch als stimmunggebend aufs sorgfältigste verwertet.

Ich habe schon das Geständnis gemacht, daß ich dieser Umwertung zunächst skeptisch gegenüberstand. Von den Aufführungen der Meininger während ihrer ersten Gastspielperiode hatte ich den Eindruck empfunden und bewahrt, daß hier in betreff dieser Ausstattung des Guten doch wohl zu viel geschehe, daß der Glanz ablenkend wirke und daß somit das Werk des dramatischen Dichters dabei zu Schaden komme.

Möglich, daß die starke Persönlichkeit des Mannes, dem ich die ersten Anregungen in praktischer Dramaturgie zu verdanken habe, daß Heinrich Laube in mir mehr als richtig nachgewirkt hat; möglich, daß der Schüler in den nicht ungewöhnlichen Fehler verfallen ist, bei der Aneignung der Lehren gerade die anfechtbaren Eigenschaften des Meisters am tiefsten in sich aufzunehmen und womöglich noch zu übertreiben.

Laube betrachtete ja, wie ich ausführlich auseinandergesetzt habe, das Äußerliche der Darstellung im Theater als nebensächlich, ja sogar als verderblich; verderblich, wenn mit diesen Äußerlichkeiten der Verismus auf der Bühne angestrebt werde. Man weiß ja: „Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen“ und so weiter. Er war auf seinem Regiestuhle ganz Ohr und gar nicht Auge.

Dem dankbaren und überzeugten Laubeschüler boten aber die Meininger fürs Auge zunächst gar zu viel; er konnte sich von der Besorgnis nicht freimachen, daß diese Art Regie, von weniger

geschickten Händen und geringerer künstlerischer Gewissenhaftigkeit geübt, die Gefahr mit sich bringe, die Dichtung durch die Vorführung zu veräußerlichen anstatt zu verinnerlichen.

Der seiner einsichtsvollen Künstlerschaft so bewußte, sichere Herzog brauchte allerdings für seine Person vor der Gefahr, daß unter seiner Leitung das Schauspiel jemals auf schiefer Ebene zum Schaustück herunterrutschen würde, keine Angst zu haben. Und als ich in meiner oben erwähnten kritischen Besprechung der Aufführung in nachgeäffter Meiningerei als den „leitenden Gedanken der Meininger" das Bestreben bezeichnet hatte, „die Dichtung in einen ihrer würdigen Rahmen zu stellen und zum Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen", nahm der Herzog die Gelegenheit wahr, über die vielumstrittene Frage, was das eigentliche Wesen der Meininger Darstellungskunst ausmache, mit bemerkenswerter Schärfe sich auszusprechen. Zu meiner Bemerkung über den „Glanz und Schimmer" der Meininger Aufführungen schrieb mir nun der Herzog aus Liebenstein am 23. Oktober 1879:

Dies, sehr geehrter Herr, ist ganz gewiß nicht das Ziel meines Strebens, obgleich ich nicht leugnen will, daß es mir nicht gleichgültig scheint, in welcher Schale eine goldene Frucht dargeboten wird. Ich will auch keineswegs behaupten, daß ich mich nie in der Grenze, bis zu welcher man im einzelnen Falle mit der Ausstattung gehen darf, irre; die Ansichten über diesen Punkt sind ja selbstverständlich sehr subjektiver Natur! Das kann ich Sie aber versichern, daß mir das Malerische, die Ausstattung nie Hauptsache ist einem Dichtwerke gegenüber, daß im Gegenteil ein derart auf das Äußerliche sich konzentrierender Sinn in mir den entschiedensten Gegner finden würde. Die Erörterung der Frage, wie es trotzdem kommt, daß die Ausstattung bei der Beurteilung der Meininger seitens der Freunde wie der Feinde eine so große Rolle spielt, verspare ich mir auf die persönliche Begegnung, der ich mit besonderem Vergnügen entgegensehe.

Wenn also, wie ich meinte, das malerische Moment des Herzogs Freude am künstlerischen Schaffen für die Bühne geweckt hätte, so wäre doch jedenfalls der Herzog bei seinem Weiterschreiten auf dem Boden der Bühnenkunst von dem Ziele, das ihm zunächst vorgeschwebt haben mochte, abgeschwenkt, und es hätte sich in seiner Auffassung der Hierarchie der für die Bühne mittätigen Kräfte eine heilsame Verschiebung vollzogen, insofern in seinem Programm nunmehr die Dichtkunst den ihr gebührenden ersten Platz

einnehmen sollte, unter deren Oberherrschaft Malerei und Darstellung als zwar mächtige, aber nicht mehr übermächtige Bundesgenossen und Vasallen Heeresfolge zu leisten hätten.

Und dieser Bund der so geordneten Künste scheint mir allein die Fähigkeit und die Kraft zu besitzen, an die Lösung der i d e a l e n Aufgabe einer Bühnenkunst in großem Stile mit berechtigter Anwartschaft auf Erfolg heranzutreten.

Der Herzog und die Musik

Mehrfach war es mir vergönnt, den gütigen Einladungen, die in vielen seiner Briefe wiederkehrten, Folge zu leisten. Zu den sehr eindrucksvollen Stunden während meiner Besuche in Meiningen gehören die unvergeßlichen wiederholt mit Johannes B r a h m s verbrachten.

Der Herzog war eine echte und vielseitige Künstlernatur. Er war auch musikalisch sehr begabt; und diese Begabung ist auf seine beiden Kinder aus erster Ehe, den Erbprinzen B e r n h a r d und die Prinzessin M a r i e, erblich übergegangen. Der Erbprinz, jetzige Herzog Bernhard, hat eine sehr wirksame Musik zu den „Persern" des Aeschylos geschrieben, und Prinzessin Marie ist eine tüchtige Klavierspielerin.

Auch in der Musik besaß Herzog Georg denselben ernsten und vornehmen Geschmack, den er in der Auswahl der von ihm zu künstlerischer Ausgestaltung bestimmten Bühnenwerke bekundete; dazu ein scharfes und sicheres Gedächtnis für Melodien von rhythmischer und harmonischer Eigenart.

Nahezu alle charakteristischen musikalischen Einlagen, die in den Meininger Aufführungen immer bemerkenswert waren, sind von ihm ausgesucht, viele — und darunter die glücklichsten — nach seinen Angaben für diesen Zweck eigens gesetzt worden. Um nur ein paar Beispiele anzuführen: Aus Schottland brachte er eine durch den Druck wohl kaum veröffentlichte, hier jedenfalls unbekannte Volksweise mit, die er mit wundervoll rührender Wirkung zur stimmungsvollen Einführung der ergreifendsten Szene in Björnsons „Maria von Schottland" verwertete; aus Italien unabgedroschene, unverfälscht reine Volkslieder für „Vanina Vanini"

von Paul Heyse und „Viola“ von Adolf Wilbrandt. Für die Lieder des Narren in „Was ihr wollt“ grub er die in Vergessenheit geratenen köstlichen Kompositionen aus, die der Düsseldorfer Julius Tausch dereinst für eine berühmt gewordene Sonderaufführung des Shakespeareschen Lustspiels im „Malkasten“ geschrieben hatte.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß der Herzog mit hervorragenden Musikern Beziehungen knüpfte: so also namentlich mit Brahms, mit dem er intim wurde, mit Hans von Bülow, den er zum Intendanten der Meiningischen Hofkapelle ernannte. Die Erinnerung an die Richard Wagner erwiesene Gastfreundschaft, die meines Wissens aber nicht zu einem innigen Verhältnisse zwischen dem Fürsten und dem Dichterkomponisten geführt hat, ist uns durch einige Verse in etwas wunderlicher „Beckmesserweis'“ erhalten worden. Diese Verse, die sogar in Wagners Gedichte Aufnahme gefunden haben, lauten so:

An den Herzog von Meiningen.

Ich kenne viele Meinungen,
Aber nur ein Meiningen.
Es gibt viele, die über mich herzogen,
Doch gibt's nur einen Herzog.

Bei diesen Versen, in denen die Verleugnung jeglichen Gefühles für Rhythmus und Wohlklang dem Dichter schmerzlich genug geworden sein mag, muß ich an einen komischen Wutanfall Emanuel Geibels denken. Zur Zeit ihrer Veröffentlichung war ich gerade in Lübeck bei Geibel zu Besuch. Zufällig kamen wir eines Abends, als wir beim Glase Wein zusammensaßen, auf dieses kuriose Gedicht zu sprechen. Geibel war ernsthaft empört darüber und gab seinem Gefühl den merkwürdig leidenschaftlichen feierlichen Ausdruck, der ihm zu eigen war. Als ich beschwichtigend einwarf, die Sache sei doch nicht tragisch zu nehmen, es sei doch nichts anderes als eine — meinethalben nicht sehr gelungene — scherzhafte Improvisation, schlug der Dichter mit der Handfläche auf den Eichentisch und rief in ergötzlichem Pathos: „Item! ... So schlechte Verse macht man auch im Spaße nicht — nicht einmal im Schlafe!“

Früher hatte Herzog Georg, ohne irgendwelche Ansprüche auf virtuosenhafte Ausübung zu machen, sehr hübsch Klavier gespielt. Ich verweilte manchmal länger als nötig war im Vorzimmer, um ihm zuzuhören, wenn er am Flügel saß und über irgendein Motiv, das ihm gerade durch den Kopf ging, mitunter vielleicht nicht ganz genau, wie es im Buche steht, aber mit echt musikalischem Verständnis und Geschmack phantasierte.

Und wie konnte er zuhören! Die Dämmerstunden im herzoglichen Schloß, wenn Johannes Brahms ohne besondere Aufforderung den Flügel öffnete und in seiner Weise, die uns näher ging als alle virtuosenhaften Erstaunlichkeiten, mehr oder minder vergrabene Perlen der Klassiker, wie zum Beispiel das Andante aus Friedemann Bachs Orgelsonate, in das Halbdunkel des sinkenden Tages erklingen ließ.

Und auf diese auserlesenen Genüsse sollte der Herzog verzichten müssen, der durch die Macht seiner Persönlichkeit Künstler wie Hans von Bülow, Franz Mannstädt, Richard Strauß, Fritz Steinbach, Berger und Max Reger an das kleine Meiningen zu fesseln und seine relativ doch nur mit bescheidenen Mitteln ausgestattete Kapelle zu einem bedeutenden Faktor deutscher Instrumentalmusik zu erheben vermochte!

Schon vor langen Jahren hatte sich bei ihm ein Ohrenleiden eingestellt, das die ärztliche Kunst zu bekämpfen sich vergeblich bemühte. Es äußerte sich mit quälendster Tücke nicht nur in Schwerhörigkeit, sondern in Falschhörigkeit. Nur wenige Töne der kleinen und eingestrichenen Oktave wurden seinem Gehöre rein vermittelt, während er die Töne der tieferen und höheren Oktaven in starken und unregelmäßigen Abweichungen zu tief oder zu hoch hörte. So setzte sich für ihn jede Konsonanz in eine wüste Dissonanz um, jeder Vielklang in ein entsetzlich katzenmusikartiges Mißtönen. Was ein feinfühliger Musikfreund unter diesem grausamen akustischen Schabernack zu erdulden hatte, muß furchtbar gewesen sein.

Daß der Herzog die Musik im Konzerte nicht mehr aufsuchte, ihr sogar scheu auswich, wo immer sie ihm in den Weg kam, braucht nun nicht gesagt zu werden. Während der musikalischen Einlagen in Schauspielen verließ er seine Loge. Als er mir — übrigens

vollkommen rein und richtig—die Melodie eines Liedes vorsummte, das ihm für ein Stück, mit dem wir uns gerade beschäftigten, besonders geeignet erschien, hielt er sich die beiden Ohren fest zu.

Meine Anstellung als Intendant. Unterweisungen für Inszenierung

Die große Pause während meiner halbjährigen Fahrt durch fast alle Staaten der nordamerikanischen Republik vom Osten zum Westen und vom Norden zum Süden, von der kanadischen Grenze bis nach Mexiko hinein, und meine Übersiedlung nach Dresden hatten unserem Briefwechsel wohl ein langsameres Tempo gegeben, aber die mit Meiningen geknüpften Beziehungen, die auf der festen Grundlage herzlichen Wohlwollens drüben und aufrichtiger Verehrung hüben beruhten, nicht lockern können.

Unschwer hatten meine Meininger Gönner aus meinen Briefen herauslesen können, daß es mir nicht recht gelingen wollte, mich in Dresden einzuleben. Und darauf kamen wir bei unserem ersten Wiedersehen zu sprechen. Gelegenheit dazu bot die Aufführung meines in Dresden geschriebenen Schauspiels „Der Andere", zu der der Herzog mich eingeladen hatte. Von seiner Liebenswürdigkeit durfte ich ja hoffen, daß er auch diese Vorstellung zu etwas Besonderem machen würde. Er hatte in der Tat die Rollen nicht bloß mit seinen tüchtigsten heimischen Künstlern besetzt — den Staatsanwalt gab der originelle Ludwig Wüllner, Otto-Osmarr den befreundeten Arzt, von Maixdorff den Hausfreund und Albert Bassermann den „Acht-Groschen-Jungen" Fingerling —, sondern auch für zwei wichtige Rollen ausgezeichnete Gäste kommen lassen: für die „rote Male" Klara Salbach aus Dresden, die mit dieser Rolle schon am dortigen Hoftheater einen ungewöhnlichen Erfolg errungen hatte, und Georg Engels aus Berlin für den gemütlichen Spitzbuben Dickert. Da sich auch der unternehmungslustige Pariser Antoine lebhaft für das Stück interessierte, war ein bekannter Redakteur des „Figaro" aus Paris zur Aufführung nach Meiningen hinübergekommen. Im Théâtre Antoine ist das Schauspiel übrigens erst sehr viel später gegeben worden.

Nach dem sehr günstigen Verlauf der vortrefflichen Meininger Aufführung kam es nun zu einer langen Aussprache zwischen dem Herzog, Frau von Heldburg und mir über Dresden und — Meiningen. Denn darauf lief sie hinaus. Der frühere, in vielem unersetzt gebliebene Leiter der „Meininger", Ludwig Chronegk, war gestorben, und der Herzog, der sich bisher überhaupt nach einem Nachfolger noch nicht umgesehen hatte, machte einige Andeutungen, die ich ganz richtig so auffaßte, ob ich wohl Lust hätte, in praktischer Dramaturgie am Meininger Theater tätig zu sein. Mit ehrlicher Freude griff ich die verlockende Idee auf, und im folgenden Jahre, Oktober 1895, trat ich meine Stellung an als „herzoglicher Hoftheaterintendant".

* * *

An meine Meininger Tätigkeit, die nicht ganz vier Jahre dauerte, bis Mitte 1899, denke ich mit inniger Freude und wärmster Dankbarkeit zurück. Ich darf diese Stunden, in denen es mir vergönnt war, unter und mit dem Herzog zu arbeiten, zu den anregendsten und nützlichsten meines Lebens rechnen. Mit dem Herzog zu arbeiten, war ein wahrer Genuß. Wenn es bei seiner Persönlichkeit überhaupt möglich gewesen wäre, den „hohen Herrn" zu vergessen, so würde es in diesen vorbereitenden Besprechungen der Fall gewesen sein. Da genügte vollauf seine fachmännische Überlegenheit, um zwischen dem spiritus creator et rector des Meininger Theaters und dem mit der Leitung seines Instituts beauftragten Vertrauensmanne die Respektsgrenze zu ziehen.

Als Theatermann überragte Herzog Georg alle seine zeitgenössischen Berufsgenossen um eines Saulhauptes Länge — die Großen nicht ausgenommen; der Zaunkönige, die durch Übermeiningerei zeitweilig verblüffen mögen, ganz zu geschweigen.

Der Herzog vermied es sorglich bei diesen Vorbesprechungen, im „Untergebenen" das „durchbohrende Gefühl seines Nichts" hervorzurufen. Er wollte nichts anderes sein als ein Mitberater, ließ jede Einwendung gelten und sprach nie ein Machtwort. Wenn seine Vorschläge gleichwohl zu Weisungen, seine Wünsche zu Befehlen sich wandelten, so geschah das nicht, weil der Beamte dem

Fürsten zu gehorsamen hatte, sondern weil der künstlerische Mitarbeiter empfinden mußte, daß er dem künstlerisch Überlegenen gegenüberstand.

Für ein jedes Stück, dessen Aufführung ich in Aussicht genommen hatte, das rege Interesse des Herzogs zu wecken und ihn zu künstlerischer Mitarbeiterschaft heranzuziehen, war mir ein leichtes. Auf prinzipiellen Widerspruch stieß ich nie. Machte der Herzog Einwendungen, so mußte ich sie fast immer als berechtigt anerkennen; glaubte ich sie entkräften zu können, so hatte ich mich gewöhnlich nicht sonderlich anzustrengen, um den Herzog für meine Auffassungen zu gewinnen. Und im einen wie im anderen Falle setzte er alle Kräfte ein, um das Werk zu gutem Gelingen zu führen.

Es ist mir immer rätselhaft geblieben, wie der Herzog bei den mannigfachen zeitraubenden Aufgaben, die unausgesetzt an ihn herantraten und die er mit gleicher Gründlichkeit und gleich gewissenhaftem Ernste löste, — wie er bei den unerläßlichen Repräsentations- und anderen mit seiner Stellung verknüpften Pflichten es fertig brachte, auf das Theater so viel seiner kostbaren Zeit und so viel anstrengende Arbeit zu verwenden. Er vertiefte sich in alle Einzelheiten der Dichtung, erspähte auf den ersten Blick mit der Sicherheit des geborenen Regisseurs die besonderen Schwierigkeiten, die sich ihrer wirksamen Veranschaulichung auf den Brettern entgegenstellten, und fand auch sogleich die tauglichsten Mittel, um über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen oder sie ganz aus dem Wege zu räumen.

Bei allen diesen Vorschlägen und Anordnungen leitete ihn der unbedingteste Respekt vor dem Werke des Dichters. Allem, was die „Bearbeitung" streifte, begegnete er mit entschiedenem Mißtrauen; und wenn es sich um das Werk eines ihm befreundeten Dichters handelte, war er geradezu unnahbar. Er bat mich gelegentlich, eine Stelle in einem solchen Schauspiel, die mir geschmacklos erschien und die ich deshalb geändert hatte, in der ursprünglichen Fassung wiederherzustellen, obwohl er mit meiner Ausstellung und mit meiner Korrektur eigentlich ganz einverstanden war. „Ich habe lieber mit dem Dichter Unrecht als mit dem Bearbeiter Recht," fügte er motivierend hinzu.

Leider hatte es vor der Aufführung bei diesen mündlichen Vor-

beratungen und eingehenden Besprechungen im Zimmer und den sich daran anschließenden schriftlichen Anordnungen und Erörterungen sein Bewenden. Den Herzog zur Mittätigkeit an den Proben zu bewegen, ist mir zu meinem Bedauern nicht gelungen. Erst nach der Aufführung trat der fürstliche Dramaturg wieder in Tätigkeit, und jetzt als Kritiker im besten Sinne des Wortes.

Oft habe ich die Unterstützung des maßgebenden Beraters auf den Proben schmerzlich vermißt und erst nach langem beschwerlichen Suchen den Weg gefunden, den der Herzog aus seiner Erfahrung heraus mir stracks mit einem Fingerzeig gewiesen hätte. In solchen Zweifelsfällen mußte ich dann den umständlicheren Weg einschlagen, mich entweder bis zur nächsten mündlichen Auseinandersetzung gedulden, die ja niemals lange auf sich warten ließ, oder schriftlich meine Bitte vortragen, auf die ich jederzeit umgehend belehrenden Bescheid erhielt. Im einen wie im anderen Falle bildete das vorbereitende Stadium, die Einstudierung, den reizvollsten Teil meiner Meininger Tätigkeit.

Zunächst teilte ich in amtlicher Form mit — also auf halbgekniffenem Bogen, aber unter Weglassung aller Kurialien, die ein für allemal verboten waren —, welche Stücke ich für die bevorstehenden Aufführungen ins Auge gefaßt hatte, und fragte zugleich, ob in betreff der Kostüme und Dekoration und dergleichen irgendwelche besondere Wünsche zu erfüllen seien. In kürzester Frist, gewöhnlich schon am selben Tage noch, erhielt ich vom Herzog, der sich über das neue in Aussicht genommene Werk vollkommen orientiert hatte, auf der freigebliebenen Bogenhälfte Bescheid, in Worten und Bildern. Diese letzteren flüchtig hingeworfenen Skizzen waren immer von erstaunlicher Anschaulichkeit und wurden von den Malern, denen ich sie gelegentlich zeigte, als wahre Kunstwerke bewundert. Einige wenige, die auf besonderen Blättern beigefügt waren, hat mir der Herzog verehrt; die meisten haben natürlich bei den Akten bleiben müssen. Zu meinem Bedauern. Vielleicht wird sie später einmal ein strebsamer Archivarius aufstöbern und als kostbare Funde herausgeben.

Nicht weniger interessant und einleuchtend waren die schriftlichen Randbemerkungen. Immer — auch in ernstester Belehrung — bekundeten sie deutlich, in wie guter Laune sich der Herzog bei

dieser Arbeit befand, der er nach seinem Geschmack sicherlich schon viel zu lange — wohl seit Beendigung der Gastspielreisen, sicherlich seit Chronegks Dahinscheiden — entsagt hatte. Seine Äußerungen waren manchmal unwiderstehlich komisch.

In der ersten Vorstellung unter meiner Leitung wirkte eine Künstlerin mit, die in ihrer Haltung allerdings etwas Steifes und in ihren Bewegungen etwas Ungelenkes hatte. Während des Zwischenaktes, in dem mich der Herzog im Vorzimmer zu seiner kleinen Loge erwartete, äußerte er seine vollste Befriedigung; nur an der neu engagierten Schauspielerin hatte er etwas auszusetzen: sie könne den Oberkörper nicht frei bewegen, ohne das untere Gestell in Bewegung zu setzen. „Wenn sie den Kopf wenden will, dreht sie auch die Beine. Die Dame trägt eine Maschine."

„Eure Hoheit haben sicher viel bessere Augen als ich," versetzte ich. „Aber ich möchte doch annehmen, daß hier eine optische Täuschung vorliegt. Eine Maschine wäre mir jedenfalls aufgefallen. Ich habe die Schauspielerin während der Proben ja stundenlang in nächster Nähe gesehen, und zwar in ihrem bequemsten Probekleide, das offenbar eine kleine Näherin zu Hause gemacht hatte, nicht etwa eine Schneiderin, die körperliche Inkorrektheiten geschickt verbirgt."

Der Herzog sah mich ungläubig an und schwieg.

In meinem nächsten Bericht hatte ich über dieselbe Künstlerin irgend etwas zu sagen. Da schrieb der Herzog an den Rand: „Übrigens trägt die Dame eine Maschine."

Das reizte meinen Widerspruchsgeist. Ich bat also eine arglose Künstlerin, die mit der Beschuldigten dieselbe Garderobe inne hatte, ohne sie in die wahren Motive meiner Neugier einzuweihen, in diskreter Weise festzustellen, ob die Kollegin eine Maschine trage. Die Gefragte hatte bis dahin nichts davon bemerkt, versprach mir gut aufzupassen und gewissenhaften Bericht über ihre Beobachtung. Ich behielt Recht und schrieb dem Herzog in meinem nächsten Bericht etwa folgendes: „Von einer Garderobenkollegin der unstatthaften Maschinentragens Beschuldigten habe ich die positive Auskunft erhalten, daß die Verdächtigte von der wider sie erhobenen Beschuldigung freizusprechen ist. Sie trägt gewöhnlich nicht einmal ein Korsett."

Der Herzog beharrte bei seiner Meinung und schrieb an den Rand: „Da kann weiblicher Korpsgeist mitgesprochen haben. Das Fräulein trägt eine Maschine. Vielleicht auch war sie gerutscht."

Damit hatte der Spaß sein Ende.

Günstige Ausnahmebedingungen des Hoftheaters

Selbst wenn man in zwangloſem Verkehr von der Persönlichkeit des Herzogs jemals hätte absehen können — was übrigens gar nicht möglich war —, hätte man das Meininger Hoftheater, wie ich es vorfand und nach Jahren verließ, als das Eldorado für den künstlerischen Leiter bezeichnen müssen.

Ein Theater ohne alle Hemmungen — was das sagen will, vermag der Fernstehende kaum zu fassen, und auch dem Mann vom Bau erscheint es als ein traumhaftes Phantasiegebilde.

Es stand finanziell auf unerschütterlich fester Basis. Der glänzende Verlauf der Gastspielreisen hatte, trotz der hohen Spesen, die Kosten nicht nur gedeckt, sondern es war sogar noch etwas übrig geblieben. Und diesen Überschuß bestimmte der Herzog zu einem Theaterfonds, aus dem für besondere Fälle in den unergiebigen Jahren ökonomisch bemessene Beträge für den Theaterhaushalt entnommen werden konnten. Zur Entlastung der überfüllten Speicher und Magazine, die während der letzten Jahre mit den neu angeschafften Dekorationen, Trachten und Requisiten aller Art vollgepfropft waren, mußten unbrauchbar gewordene und entbehrliche Stücke, die relativ guten Absatz fanden, verkauft werden. Und der Ertrag dieser Versteigerungen wurde gleichfalls dem Theaterfonds überwiesen. Von der Herrlichkeit war allerdings nicht mehr viel da, als ich Intendant wurde, aber jede von mir vorgeschlagene Neuanschaffung wurde, wenn der Herzog sie nicht selbst schon vorher aus eigenem angeordnet hatte, anstandslos bewilligt.

Die ständigen Abonnenten bestritten schon einen nicht geringen Teil der laufenden Ausgaben, und die zur Herstellung des Gleichgewichts erforderliche erhebliche Summe stellte der Herzog aus seinen Privatmitteln. Es war also ein Theater frei von den Sorgen um sein tägliches Brot und um das materielle Auskommen

seiner Angehörigen. Schon das gab ihm eine bevorzugte Sonderstellung vor allen anderen Bühnen. Die Einnahmen interessierten so gut wie gar nicht. Wenn die Durchschnittseinnahme um hundert Mark überschritten wurde, so nannten wir das ein „ausverkauftes Haus"; blieb sie um hundert Mark darunter, so hieß es: „Heute ist es hundeleer." Die Kasse, die für die Privattheater in den größten und großen wie in den kleinen und kleinsten Städten ausschlaggebend ist, übte also auf unser Repertoire gar keine Wirkung.

Und auch das Publikum nicht. Es bestand eben fast nur aus ständigen Abonnenten, und auf die konnten wir uns verlassen. Auch die Anspruchsvollsten unter ihnen durften ja mit dem, was das Theater ihnen bot, wohl zufrieden sein, und sie waren es auch. Alle fühlten sich wohl in ihrem Theater und waren stolz darauf. Nörgler gab es nicht. Jedenfalls merkte man nichts von ihnen. Auf unsere Abonnenten, die sich in Selbstzucht zu wärmster Teilnahme erzogen hatten, konnten wir wie auf unsere guten Freunde zählen.

Ebenso blieb auch das öffentliche Wort in der Presse zu meiner Zeit dem Theater gegenüber ohne allen Einfluß. Es verstummte nämlich. Das kleine Meiningen hatte damals überhaupt keine Theaterkritik. Es gab dort nur — dem lokalen Bedürfnis entsprechend und genügend — ein kleines, bescheidenes Tageblatt, dessen politischer Bedarf durch den Abdruck der Wolffschen Depeschen gedeckt war; für Originalbeiträge beschränkte es sich auf kleine Notizen von örtlichem Interesse über Bemerkenswertes in der Stadt und Umgegend: als da sind Notizen über hundertjährige Jubelgreise, Mißgeburten, Rangerhöhungen, Verbrechen, unvorsichtiges Spielen mit Schießgewehren und andere Unglücksfälle. Den Hauptinhalt bildeten die amtlichen Anzeigen der Behörden, Zwangsversteigerungen, Kirchenzettel, Einladungen von betriebsamen Bierwirten zu „Hütes", der beliebten Thüringer Nationalspeise, den eigenartigen Kartoffelklößen, mit wohlschmeckenden Rostbratwürstchen — alles belehrend und gar nicht aufregend. Ich brauche mich nicht gegen den Verdacht zu verteidigen, als ob ich im allgemeinen den Wert und die Wichtigkeit der Zeitungskritik unterschätzte; ich weiß sehr wohl, daß sie für

Berlin und andere Großstädte überhaupt nützlich, ja unentbehrlich ist. In der kleinen Stadt aber ist sie wohl durchgängig entbehrlich und kann unter Umständen sogar schädlich sein. Das traf für die Ausnahmezustände in Meiningen vollends zu, wo sich alle Teilnahme für künstlerische Vorgänge auf „unser Theater" konzentrierte; Künstler und Zuschauer standen persönlich in naher Fühlung miteinander, und an allen Theatralien wurde eine mündliche in den meisten Fällen vornehm wohlwollende Kritik von jedermann geübt.

In früheren Zeiten soll ja das Meininger Organ der öffentlichen Meinung, wie die Sage kündet, manchmal Kritiken gebracht haben, jedenfalls aus der Feder irgend eines tüchtigen Oberlehrers. Da diese Kritiken, obwohl sie unzweifelhaft von Wohlwollen troffen, bei der Empfindlichkeit der Mimen, die sich im umgekehrten Verhältnis zur Größe der Stadt quadratisch steigert, doch böses Blut machten, die weniger Gelobten gegen die Gelobten aufhetzten und in den Wohlklang der kollegialischen Harmonien einen falschen Ton brachten, wurden sie auf Wunsch des Herzogs eingestellt. Wie ich höre, soll neuerdings in Meiningen wieder frisch drauflos kritisiert werden. Meinem Wissen entzieht es sich, mit welchem Erfolge. Zu meiner Zeit war die Eintracht unter den Kollegen ungestörter als an irgendwelcher anderen Bühne, mit der ich in Berührung gekommen bin. In meinem Optimismus habe ich das Meininger Hoftheater gelegentlich einmal als eine „Dependance der heiligen Hallen des Sarastro" bezeichnet. Alle die Unbequemlichkeiten, die den Bühnenleiter durch Rollenneid der Künstler und deren Klagen über ungenügende Beschäftigung und über Begünstigung der „Direktionslieblinge" anöden und verstimmen, blieben mir vollständig erspart. Und so lebten wir denn wie auf der Insel der Seligen im herrlichen Urzustande völliger Unkritik, glücklich und in Freuden.

Noch ein Umstand trat hinzu, um die sorgfältige Ausgestaltung unserer Vorstellungen außerordentlich zu begünstigen. In Meiningen finden wöchentlich nur zwei Vorstellungen statt, am Donnerstag und Sonntag. Gewöhnlich waren also außer den sechs Vormittagen fünf Nachmittage und Abende in der Woche für die Proben frei. (Zwei Abende

fielen monatlich aus, an denen in Hildburghausen gespielt wurde.) Was diese gesegneten fünf Nachmittags- und Abendproben in der Woche zu bedeuten haben, vermag nur der Fachmann, der sich auf eigene Erfahrungen berufen darf, zu würdigen. Diese Proben begannen um vier oder fünf Uhr nachmittags und dauerten solange wie möglich. Bisweilen recht lange! Den Schauspielern konnten sie gar nicht lang genug sein. Niemals habe ich mich über Unlust zu ärgern brauchen, nie eine Klage über Abspannung gehört, obwohl es gewöhnlich spät, bisweilen recht spät wurde, bis an die mitternächtige Stunde heran, manchmal sogar bis weit über Mitternacht hinaus! Dann machten wir eben eine Eßpause und ließen am anderen Morgen die Frühprobe ausfallen. In einer solchen gründlichen Abendprobe kamen wir unvergleichlich weiter, als in drei, vier Vormittagsproben zu erreichen war. Wer diese Abendproben nicht kennt, dem ist der Zauber der Regietätigkeit verschlossen.

Ich resümiere: Wir hatten also ein Theater, das zu Besuchern nur konservative Freunde und keine launenhaften Opponenten zählte. Wir brauchten uns um den Kassenrapport nicht zu kümmern. Unser Etat war dank der freiherzigen Unterstützung des Herzogs gedeckt. Wir brauchten uns über unberufenes Dreinreden nicht zu ärgern, keinerlei gehässige Mißhelligkeit und Kabale beeinträchtigte das künstlerische Zusammenwirken. Und noch die Hauptsache: Wir brauchten uns nicht abzuhetzen und es bei Halbfertigem uns genügen zu lassen. Wir hatten Zeit.

So brachten wir denn auch in der Regel anständige Vorstellungen heraus, die sich in guter Gesellschaft sehen lassen konnten. Ich darf das ohne Ruhmredigkeit sagen, weil andere wie Paul Heyse, Adolf Wilbrandt, Artur Fitger, Richard Voß, Oskar Blumenthal und vor allem Henrik Ibsen in ihrer Anerkennung viel weniger behutsam gewesen sind, als dem mitbeteiligten Regisseur zukommt.

Eine weitere segensreiche Folge dieser glücklichen Verhältnisse war die Möglichkeit, den Spielplan in ernst anregenden Dramen oder in anspruchsloser Lustigkeit zu wechselnder Mannigfaltigkeit zu gestalten. Die Liste der unter meiner Leitung aufgeführten Stücke würde das erhärten, aber diese Liste würde

gar zu lang ausfallen. Ohne lange zu prüfen und zu wählen, will ich nur einige anführen, die mir beim Schreiben gerade einfallen.

Wir brachten Altes, Neues und Neuestes, schwere und leichte Kost, bewährte Zugstücke der laufenden Spielzeit, sogenannte „Schlager", aber auch wenig oder gar nicht aufgeführte Schauspiele in „Uraufführungen", wie man jetzt sagt, Heimisches und Stammverwandtes.

Unsere „Ausgrabungen" wurden vom Glück begünstigt: Immermanns „Trauerspiel in Tirol", „Don Juan und Faust" von Grabbe, „Julius von Tarent" von Leisewitz. Die lebenden deutschen Dichter kamen mit ihren neuesten Werken wohl ziemlich vollzählig zu Wort: Hauptmann („Versunkene Glocke"), Wilbrandt („Viola"), Sudermann („Glück im Winkel" mit Karl Sontag in der Hauptrolle), Hartleben („Ehrenwort"), Fulda („Jugendfreunde"), Ganghofer („Herrgottschnitzer von Oberammergau"), sowie Leo Ebermann, der nach seinem vielversprechenden Anfang („Athenerin") zu schnell aufgehört hat. Von Blumenthal und Kadelburg brachten wir „Hans Huckebein" und „Weißes Rössel", von Franz von Schönthan und Koppel-Ellfeld „Renaissance" und „Goldene Eva" — und so weiter.

Natürlich durften die persönlichen Günstlinge des Herzogs nicht fehlen. Zu „Vanina Vanini" von Paul Heyse wurde Amanda Lindner aus Berlin, zum „König" von Richard Voß Josef Kainz, zu Wilhelm Jensens „Kampf ums Reich" Häusser aus München zu Gaste geladen. Von J. V. Widmann (Bern) brachten wir das Versspiel „Der greise Paris"; neu aufgefrischt wurde „Jenseits von Gut und Böse". Dasselbe gilt von Artur Fitgers „Hexe" und „Die Rosen von Tyburn" sowie von Björnsons „Maria von Schottland". Die Aufführung des von mir warm befürworteten Schauspiels „Über unsere Kraft" mußte unterbleiben, da Adolf Sonnenthal, auf dem der Herzog als dem allein möglichen Darsteller des Pastor Sang bestand, unabkömmlich war. Von Henrik Ibsen endlich brachten wir „Die Wildente" und „John Gabriel Borkman" zur Aufführung.

Wie das Schauspiel „Die Erste“ entstand

Eine Sinekure war, wie man schon aus dieser Aufzählung ersieht, das Intendantenamt in Meiningen nicht. Während der halbjährigen Spielzeit hatten wir alle gehörig zu tun, und an die Ausübung meines schriftstellerischen Berufes konnte ich während dieser Zeit nicht denken. Und doch glückte es mir wenigstens in einem Falle eine Ausnahme zu machen. Von der Entstehung dieses Schauspiels als der einzigen dramatischen Frucht meiner Meininger Zeit darf ich an dieser Stelle wohl sprechen. Es ist mir ein leichtes gewesen, die Data genau festzustellen.

Am Tage vor Heiligabend 1895, also am 23. Dezember, hatte der Herzog die Hofgesellschaft zur Tafel im Schlosse geladen. Ich saß neben dem damaligen Obersten Grafen von der Goltz, dem Kommandeur des 32. Regiments — übrigens ein Bruder des Generals, der die unvergeßliche Luise Erhartt, die eine Zierde des Königlichen Schauspielhauses gewesen war, geheiratet hatte. Bei Tisch sagte mir mein Nachbar: „Ich habe dieser Tage in einer Zeitung eine angeblich wahre Geschichte gelesen, aus der sich, wie ich glaube, etwas für die Bühne machen ließe. Das wäre vielleicht ein Stoff für Sie.“

Zu Stoffen, die man mir erzählt und zur Bearbeitung empfohlen, hatte ich ein nicht unberechtigtes Mißtrauen. Ich lächelte und sagte: „Aha! Ein junger Mann will wohl ein junges Mädchen heiraten, und die Eltern wollen nicht?“

„Ganz so einfach liegt die Sache doch nicht,“ entgegnete der Offizier. „Wenn es Sie interessieren sollte ...“

„Ich bitte darum.“

„Also ganz trocken: Eine glücklich verheiratete Frau, Mutter zweier Mädchen, hat das Unglück, ihr jüngstes Töchterchen zu verlieren. Sie nimmt sich den Tod des armen, kaum zweijährigen Geschöpfes sehr zu Herzen und verfällt mit der Zeit in unüberwindliche Schwermut. Sie nimmt an nichts mehr Anteil, schließt sich Tag und Nacht in ihr Zimmer ein, verweigert die Nahrung und siecht in stumpfer Apathie dahin. Die Ärzte entscheiden: sie muß unbedingt in eine Anstalt. Nur da ist es, wenn überhaupt noch, möglich, unter steter Aufsicht und rationeller Behandlung die Hei-

lung zu erhoffen. Ihr Mann muß sich daher dazu entschließen, sie nach Bonn zu bringen. Da verdämmert sie in trostloser Vereinsamung ihre Tage. Lange Jahre vergehen. Ihr Mann besucht sie alljährlich zwei-, dreimal und kehrt immer mit derselben Traurigkeit heim und demselben ärztlichen Bescheide: unheilbar! — Das überlebende Kind wächst inzwischen heran. Der Vater findet für das hübsche Mädchen eine Gesellschafterin, wie sie glücklicher gar nicht gefunden werden konnte, wohlerzogen, gebildet, diskret, heiteren Temperaments — mit einem Worte: ein Juwel. Sie wird bald die beste Freundin ihres niedlichen Zöglings, und das kleine Mädchen vergöttert sie. Als es hört, daß ihre neue Mamie sie eines Tages verlassen könne, wird sie schwer unglücklich. Auch der Vater hat die vortrefflichen Eigenschaften der anmutigen Hausdame und Hüterin seines Kindes würdigen gelernt. Und nun geschieht, was die Freunde des Hauses längst vorhergesehen hatten. Nachdem die Scheidung von seiner unheilbaren, für ihn und die Welt längst abgestorbenen ersten Frau ausgesprochen worden ist, heiratet er die liebenswürdige Erzieherin seines Kindes, die seinem Hausstand längst vorgestanden hat. — Die Ehe ist durchaus glücklich, und es vergehen wiederum lange Jahre. ... Da kommt eines Tages aus Bonn die völlig unerwartete Nachricht, im Befinden der armen, von den Ärzten aufgegebenen Kranken habe sich ein unglaublicher und unerklärlicher Wandel vollzogen; sie sei aus ihrer stumpfen Apathie wie aus einem schweren Traum erwacht, nehme Anteil an ihrer Umgebung, beschäftige sich, habe sogar ihr Leiden erkannt und nehme zu ihrer innigsten Freude wahr, wie ihre Genesung zwar langsam, aber stetig fortschreite. Die ersten Briefe, die sie darüber an ihren Mann geschrieben, hat der Arzt noch zurückgehalten. Aber ihr Verlangen, in die Welt zurückzukehren, die Sehnsucht nach ihrem Heim, ihrem Manne, ihrem Kinde wird immer stürmischer; sie läßt sich nicht mehr halten, und sie ist jetzt gesundheitlich so gefestigt, daß kein Grund mehr vorliegt, ihrem jetzt berechtigten Begehren entgegenzutreten. So kehrt sie denn heim, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was sich inzwischen ereignet hat, von der Wiederverheiratung ihres Mannes ...“

So schloß Graf von der Goltz seinen Bericht.

„Nun ... und?“ fragte ich gespannt.

„Wie denn ‚und‘?“

„Und was geschah denn nun? Was wird denn nun aus der armen Frau? Was aus den an der unheimlichen Bigamie Beteiligten, dem unglücklichen Manne, der zweiten Frau, dem Kinde?“

„Ja, das weiß ich nicht. Davon steht nichts in der Zeitung. Das wollen wir eben von Ihnen hören. Denn das ist das Stück, meinte ich, das Sie schreiben sollten.“

Ich dankte meinem Nachbar und fügte hinzu, das sei allerdings viel mehr und viel fesselnder und wohl auch viel ergiebiger, als ich nach seiner ersten Andeutung hatte erwarten können.

Die Geschichte ging mir beständig durch den Kopf. Die Vorstellungen für die beiden Weihnachtstage, für Silvester und Neujahr nahmen mich indessen stark in Anspruch, und ich hatte vollauf zu tun, um ihnen gerecht zu werden. Dann aber trat eine relative Ruhepause ein, und immer mußte ich an das Familiendrama denken, das Goltz mir erzählt hatte. Mit der Tragik der trockenen Tatsache allein ließ sich für die Bühne nicht viel anfangen. Das Drum und Dran, von dem ich nichts wußte, das also frei zu erfinden war, mußte mich für das, was ich ins Auge fassen wollte, besonders reizen. Ich suchte also nach Motiven, die vom Verlassen der ersten Frau und der Vermählung mit der Pflegerin des Kindes auch den leisesten Hauch einer Herzensroheit abstreiften. Ich glaubte die Tochter in den Vordergrund rücken zu müssen, um zu einem Abschlusse zu gelangen, der die herbe Unversöhnlichkeit der Wahrheit einigermaßen milderte, ohne in die Trivialität des konventionellen sogenannten „versöhnlichen Schlusses“ zu verfallen, um ein nicht völlig hoffnungsloses Ausklingen glaubhaft und annehmbar zu machen. Denn zu der gewaltsamen Lösung, daß eine der am Konflikte gleichermaßen schuldlosen Hauptbeteiligten etwa durch Selbstmord ausscheide, konnte ich mich nicht verstehen. Die Wirklichkeit hat sich, wie ich sehr viel später erfahren habe, um dies Gebot der „poetischen Gerechtigkeit“ nicht gekümmert. Etwa sechs Monate nach der Aufführung meines Stückes, im darauffolgenden Sommer, hat sich die „Erste“, nachdem sie die grausame Wahrheit durchschaut hatte, das Leben genommen.

Nachdem ich den Weg, der mich zu meinem Ziele führen konnte, gefunden hatte, machte ich mich sogleich an die Arbeit. Mitte Januar 1896 skizzierte ich meine Disposition. Wie ich aus meinem Manuskript ersehen habe, fing ich die Niederschrift des Stückes am zwanzigsten an, und fünf Tage darauf, am vierundzwanzigsten, war ich damit fertig. Ich schickte mein Manuskript dem Herzog, der es sogleich las. Es gefiel ihm, und er sagte mir, daß es ihn freuen würde, wenn er es vor seinem Aufbruch nach dem Süden noch sehen könnte. Also mit Volldampf voran! Die Rollen wurden sofort ausgeschrieben und verteilt. Auf Mitte Februar hatte ich die Leseprobe angesetzt; am einundzwanzigsten die Arrangierprobe; an den folgenden Tagen hatten wir gründliche und langwährende Vormittags- und Abendproben, und am siebenundzwanzigsten war die erste Aufführung. Sie verlief durchaus günstig. Blumenthal, der aus Berlin herübergekommen war, nahm das Stück gleich mit und verpflichtete unsere Darstellerin der Hauptrolle, Maria Pospischil, für die Vorstellung im Lessingtheater.

Das Stück von der ersten Anregung bis zur Fertigstellung des Manuskriptes mit den szenischen Vorbereitungen und der öffentlichen Darbietung innerhalb eines Zeitraumes von zwei Monaten ist in meiner dramatischen Produktion in bezug auf Schnelligkeit eine Rekordleistung geblieben. Ich hatte mir übrigens zuviel zugemutet; gleich darauf erkrankte ich.

Helene Freifrau von Heldburg. Feier der Silberhochzeit

Aber nun kamen ja die Sommerferien, die schönen sechs Ferienmonate von Ostern bis Michaelis. Da war nach getaner Arbeit gut ruhen, und ich erholte mich bald und vollkommen. In den langen Meininger Sommerurlauben verblieben mir, wenn ich ausgeruht hatte, noch immer mehrere Wochen, die ich dazu benutzen konnte, um mit meinem Bruder Rudolf in Konstantinopel zusammen zu sein und mit ihm herrliche Ausflüge nach Kleinasien zu unternehmen. In den aufeinander folgenden vier Jahren waren wir natürlich öfter in Smyrna und in Brussa, das sich unter den unschwer erreichbaren Städten der Türkei den unverfälschten Charakter des Orients am reinsten be-

wahrt hat; dann mit der Anatolischen Bahn in Eski-Schehir und tiefer ins Innere hinein in der Hauptstadt der tanzenden Derwische, Konia, und in Angora.

Eine märchenhaft schöne Fahrt machten wir längs der Westküste Kleinasiens und besuchten die von der Natur mit Reizen verschwenderisch überschütteten Inseln im Ägäischen Meer, die wegen ihrer schwerfälligen Verbindungen mit der zivilisierten Welt von Fremden nur wenig besucht werden: Mytilene (Lesbos), Chios, Kalymnos, Samos und Rhodos. Alles in allem verbrachte ich im Orient vielleicht anderthalb Jahr in den vier Jahren meines Meininger Dienstes, machte wertvolle Bekanntschaften, schrieb in meinen Mußestunden auf, was ich gesehen und erlebt hatte, dazu auch kleine Erzählungen und dergleichen. Zu einer dramatischen Arbeit fand ich keinen Antrieb mehr. Jedesmal erfrischt und mit möglichst froher Arbeitslust nahm ich in Meiningen meine Tätigkeit für die Bühne wieder auf.

Waren es auch keine Feiertage, die ich zu erwarten hatte — deren hatte ich ja zur Genüge gehabt —, so waren es doch Festtage; denn fast jede Neuaufführung eines Stückes war für uns gewissermaßen ein Festtag. Eines solchen, der zugleich eine würdige Feier für uns in sich schloß, muß ich hier besonders gedenken. Es war der 13. März 1898, die Vorfeier der silbernen Hochzeit des Herzogs Georg mit Freifrau von Heldburg (18. März 1873).

* * *

Fast jedesmal, wenn ich im vorstehenden von der künstlerischen Initiative des Herzogs, von seiner nimmer rastenden und immer heilsamen Beteiligung an allem, was für das Theater und im Theater geschah, gesprochen habe, hätte ich füglich neben den Namen des Herzogs den seiner Gemahlin Freifrau von Heldburg setzen müssen. Wie in allem, so bestand zwischen den beiden in Kunstfragen — und da wohl ganz besonders — eine untrennbare Zusammengehörigkeit, ein wundersam gefestigtes Eins-sein; und am Ruhm der Meininger hatten diese beiden — zwei Wesen und ein Empfinden — ihr gleich gemessen Teil.

Schon bei seinem Regierungsantritt (September 1866) hatte

Herzog Georg, der als Erbprinz seiner sachverständigen Teilnahme und ungewöhnlichen Begabung für die Bühnenkunst nicht ungehemmten Ausdruck hatte geben können, bekundet, daß das Theater für ihn doch etwas Ernsteres war als die löbliche angenehme Liebhaberei eines hohen Herrn.

Wenn ein kenntnisreicher Mann von gutem Geschmack und weit über das Dilettantische hinausreichender malerischer Begabung für das Bühnenbild mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln schon recht Ersprießliches zu leisten vermochte — mit dem Gestalten einer künstlerischen Darstellung, die hohen Ansprüchen genügte, haperte es doch. Schon zu jener Zeit war ein Ensemble von tüchtigen Schauspielern recht kostspielig — wenn man auch damals von den märchenhaften Gagen, die jetzt von ersten Künstlern gefordert und von den Direktoren seufzend gezahlt werden, nichts ahnte. Für Privatbühnen von geringerer Einnahmefähigkeit war ein solches Künstlerpersonal geradezu unerschwinglich —, auch für die kleineren Hoftheater, und selbst wenn die zu namhaften Opfern bereiten Fürsten recht tief in die Börse griffen. Wohl oder übel mußte man da im wesentlichen mit achtbarem Mittelgute durchzukommen suchen oder mit Werdenden, die Erfreuliches versprachen und die man in sorgsamer Unterweisung zu etwas Ordentlichem zu machen hoffen durfte.

Herzog Georg richtete daher bei der als notwendig erkannten Umgestaltung und Neubildung seiner Schauspielgesellschaft, wie sie ihm für seine Zwecke unerläßlich erschien, vor allem sein Augenmerk auf junge, verheißungsvolle Kräfte. Und er tat gleich einen glücklichen Griff.

In Mannheim entdeckte er ein Fräulein Ellen Franz, eine jugendliche Künstlerin, die nach kurzer Lehrzeit an kleinen Theatern jetzt an einer angesehenen Bühne als Talent beachtet zu werden anfing. Mehr noch als durch ihre äußere Erscheinung wußte sie durch die bestrickende Anmut ihres Wesens, die Regsamkeit ihres Geistes, ihre umfassende Bildung, durch die Klarheit, Milde und Schärfe ihres Urteils für sich einzunehmen. Man merkte eben den Segen der Kinderstube und des Blutes: des Vaters, eines deutschen Gelehrten, und der Mutter, einer vornehmen Engländerin — in glücklicher Mischung.

Die Eltern waren bei dem in jenen Tagen noch viel tiefer wurzelnden Vorurteile honetter Leute gegen alles, was mit Komödie und Schminke zu tun hat, von der Schwärmerei ihrer schönen Tochter fürs Theater recht wenig erbaut. Was war nur in das Kind gefahren, das als sechzehnjähriges Mädchen überhaupt zum erstenmal ein Schauspielhaus besucht hatte? Aber da half alles nichts, weder freundliche Worte noch ernste Warnungen. Sie konnten ihrer Ellen doch nicht verbieten, die Klassiker auswendig zu lernen, mochten es ihr auch nicht untersagen, vor Freunden, die im Hause verkehrten und von denen sie Beistand in ihrer Opposition erhofften, Erlerntes vorzutragen. Aber sie täuschten sich auch hier gründlich. Und da diese Hausfreunde Franz Liszt, Hans von Bülow, Cosima und Heinrich Marr hießen und allesamt vom echten Talente des temperamentvollen und energischen jungen Mädchens überzeugt waren, verbündeten sie sich sogar mit Fräulein Ellen zum Ansturm, und schließlich wurde der zähe Widerstand der Eltern gebrochen.

Fräulein Ellen Franz ging also zur Bühne. Sie arbeitete unablässig an sich, lernte viel, stieg auf und war schon auf respektabler Höhe angelangt, als das gütige Geschick ihren Weg nach Meiningen lenkte, wo ein hervorragendster Künstler das Regiment führte.

Der Herzog erkannte sehr bald, was in der jungen Künstlerin stak. Er hatte die Einrichtung getroffen, von den Stücken, die vorbereitet wurden, die Leseproben selbst abzuhalten und damit eine Besprechung mit seinen Schauspielern zu verbinden, denen er auf ihr Verständnis und auch auf ihre Bildung hin auf den Zahn fühlen wollte. In diesen dramaturgischen Unterhaltungen am herzoglichen Herde trat nun die geistige Überlegenheit des Fräulein Franz sogleich leuchtend hervor. Sie allein vermochte dem Herzog auf die Höhe zu folgen, zu der er die Diskussion zu heben verstand, sie allein ihre Zustimmung zu begründen, ihre abweichende Auffassung zu verteidigen. Ihr Geschmack, ihre Belesenheit, ihre gründlichen Kenntnisse auf allen Gebieten der dramatischen Kunst setzten den gefürsteten Dramaturgen in Erstaunen, erregten seine Bewunderung, festigten seine innige Sympathie für diese intelligenzsprühende, geistvolle junge Dame, die allein erkannte, worauf er hinauswollte. All die anderen, die da mit den Rollen vor sich

um den großen Tisch herumsaßen, verringerten sich zu unbedeutender Staffage. Und die zarten Fäden, die sich zwischen den beiden knüpften, wurden stärker und stärker und in dem Lustrum geistiger Intimität so stark, zogen sich so straff zusammen, daß sie zwei Glückliche fürs Leben miteinander verbanden. Am 18. März 1873 vermählte sich Herzog Georg mit Helene Freifrau von Heldburg, sonst Ellen Franz genannt.

Man könnte diesen Tag auch als den Geburtstag der eigentlichen Meininger Kunst bezeichnen; denn nun hatte der Herzog die Ergänzung seines Selbst gefunden und sich fürs Leben gesichert. Er hatte die erfahrene Lehrerin gefunden, die in der Unterweisung der Schauspieler, in der Durchgeistigung der ihnen gestellten Aufgaben Erstaunliches leistete. Man denke nur an die alten Meininger, an Josef Kainz, Hermann Nissen, Helmut Brehm, Emil Drach, Alexander Barthel, die nicht mehr zu den Lebenden gehören, an Max Grube, Josef Nesper, Amanda Lindner, Auguste Prasch-Grevenberg und so viele andere, die samt und sonders vom kleinen Meiningen aus zu hohen künstlerischen Ehren aufgestiegen sind.

Wenn je, so war also die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr des Tages, an dem die Vermählung des Herzogs mit Ellen Franz stattgefunden hatte, für die Meininger ein gebotener Gedenktag. Mit dem festlich erleuchteten Hause, dem üblichen Prologe, den Damen in ausgeschnittenen Kleidern und Herren im Frack wär's nicht getan. Es mußte etwas Eigenes sein, etwas lediglich für das Silberpaar liebevoll Erdachtes — womöglich eine wahrhaft freudige Überraschung.

Da fragte ich mich: Wie wäre es, wenn wir es versuchten, eine alte Meininger Vorstellung wieder aufleben zu lassen — nicht bloß in Dekorationen und Trachten, die der Herzog gezeichnet hatte, nicht bloß in der genauen Beobachtung der von ihm selbst angeordneten Inszenierung, wie sie der älteste Meininger von damals, zur Zeit mein Kollege und Adlatus, Intendanzrat Paul Richard, in der Tradition treu bewahrt hatte, — nein, womöglich auch mit den in der ersten Aufführung beschäftigten Künstlern, womöglich mit allen, die noch am Leben waren.

Zum Gelingen meines Vorhabens hatte ich zunächst kein rechtes

Vertrauen. Ich mußte damit rechnen, daß viele Schauspieler von den Bühnenleitern, bei denen sie jetzt engagiert waren, nicht freigegeben werden konnten; es war ja auch ein bißchen viel verlangt, für ein einmaliges Auftreten, unter Umständen sogar nicht einmal in dankbaren Rollen, eine zuweilen größere Reise und das Opfer mehrerer Tage von den Künstlern zu beanspruchen; aber jedenfalls konnte ich es ja auf einen Versuch ankommen lassen. Zur Aufführung hatten wir den „Kaufmann von Venedig" ins Auge gefaßt, also ein Stück, das eine beträchtliche Anzahl lohnender Aufgaben den Darstellern zuweist. Ich schrieb also an alle in Betracht kommenden Künstler, und zu meiner freudigen Überraschung erhielt ich auch nicht eine einzige Absage, sondern geradezu überschwengliche Zustimmungen. Es war eben „ihr Herzog", der rief; und alle, alle kamen. Alle bis auf einen. Und gerade der bedauerte sein Fernbleiben aufs schmerzlichste: Josef Kainz hatte ein längeres Gastspiel in der Ferne abgeschlossen, und alle seine Versuche, sich für drei, vier Tage freizumachen, blieben vergeblich. Der Direktor ließ ihn nicht los.

Die erste Schwierigkeit, aber die hauptsächliche, war demnach überwunden. Nun kam die zweite: die Geheimhaltung des Komplotts.

In einem Städtchen wie Meiningen, wo e i n interessanter Fremdling der Aufmerksamkeit kaum entgehen kann, — wenn da auf einmal von allen vier Winden her gleich ein Dutzend nicht unauffälliger, allbekannter Lieblinge, deren jedem jedermann die Hand drücken möchte, auf der Bildfläche erscheint — das mußte durchsickern. Und dann hätte ein Moment, das der Überraschung, unserer Huldigung gefehlt. Gerade darauf freuten sich alle Mitwirkenden, und so blieben sie denn allesamt so diskret wie irgend möglich im Versteck. Und der Spaß gelang vollkommen.

Ahnungslos traten die Herrschaften am Abend des 13. März in ihre Loge. Das ganze Haus erhob sich und begrüßte die Eintretenden mit stürmischen Hochrufen, in die der Tusch des Orchesters schmetternd einfiel. Vor den noch geschlossenen Vorhang trat nun Frau Marie Berg (Gräfin Christalnegg). Die gute Frau Berg! Seit langen Jahrzehnten stand sie auf den Brettern. Und jedesmal, wenn sie auftrat, zitterte sie wie Espenlaub. Heute war sie

ihrer Sinne kaum mächtig. Sie hatte den Prolog zu sprechen, den sie seit Wochen studiert und, wie die Schauspieler sagen, „bis aufs und" auswendig gelernt hatte. Ich selbst habe ihn der Künstlerin wohl dutzendmal überhört. Der Vorsicht halber aber hatte sie das Manuskript in schönem Einbande noch in der Hand, und damit ja kein Unglück geschähe, ließ sie sich noch obenein Wort für Wort vom Souffleur vorflüstern. Es ging alles gut vonstatten. Die Herrschaften waren freudig bewegt, und als des verstorbenen Freundes Ludwig Chronegk gedacht wurde, konnte Frau von Heldburg ihre tiefe Rührung nicht unterdrücken und führte ihr Tuch an die Augen. Nachdem sich der Beifall gelegt hatte, trat feierliche Stille ein. Der Vorhang hob sich. Aus der Kulisse trat der Kaufmann Antonio im Gespräch mit seinen Freunden. . . .

Als der Herzog ihn erblickte, machte er eine Bewegung des Erstaunens, legte seine Stirn in Falten, nahm sein Glas vor die Augen und musterte lange und aufmerksam diesen Antonio. Dann bog er sich in der Loge etwas zurück und wandte sich an seine Frau, wohl um sich nach dem Mimen zu erkundigen. Er kam ihm so bekannt vor . . . sollte es nicht? . . . Bevor er noch seine Verwunderung über die merkwürdige Ähnlichkeit mit Alexander Otto hatte aussprechen können, war aber schon ein zweiter da, der ihm auch kein Fremder war. Dieser Bassanio — diesmal täuschte er sich nicht! — wahrhaftig, das war ja Alexander Barthel, der „schöne Barthel", sein Oswald in den „Gespenstern", sein Lionel in der „Jungfrau".

Und so ging es weiter. So kam einer nach dem andern von den alten Meiningern. Jeder neu Eintretende war ein alter Freund: Max Grube (Shylock), Teller, Nesper, Karl Görner, Alois Prasch, Amanda Lindner (Porzia) und ihre Begleiterin Auguste Prasch-Grevenberg (Nerissa). Und im Volk, das auf den Brücken und in den schmalen Gassen herumtummelte und unter den Rechtsgelehrten, die im Gerichtssaale in ihrem ehrwürdig schwarzen Talar Platz nahmen, gewahrte man neben den alten Meiningern, darunter längst pensionierten, wie Fanni Ströhlein-Weidt, Klara Hausmann, Frau Teller-Habelmann, Karl Godeck, auch die noch heute aktiven Mitglieder des Hoftheaters, die letzten Kollegen aus der

„großen Zeit", den inzwischen Intendanzrat gewordenen Paul Richard und Anna Schwenke, die zwar nie eine große Rolle gespielt, sich aber als unvergleichliche Statistenführerin die Goldene Medaille für Kunst verdient hat. Unsichtbar hinter den Kulissen waltete Heinrich Ruppert, der vom Berliner Schauspielhause herübergekommen war, als bewährter Inspizient seines Amtes. Alle neueren und neuesten Mitglieder — selbstverständlich auch die ersten und bevorzugtesten — wie Otto-Osmarr, Franz Nachbaur, Auguste Wilbrandt, Fanni Stolzenberg und wie sie alle heißen, inmitten wohlbekannter Gesichter aus Meininger Bürgerfamilien. Groß und klein, Männer, Weiber und Kinder, die von ihren Künstlern wußten, daß Statisterie nach guter Meininger Sitte durchaus nicht geringschätzig anzusehen ist, rechneten es sich zur Ehre an, an diesem Festabende mitmachen zu dürfen.

Für den vierten Aufzug, den Gerichtsakt, war noch eine Überraschung aufgespart. Da hatten noch zwei Statisten, die genau so aussahen wie die anderen und geradeso wortlos hinter den mit Akten bedeckten Tischchen auf ihren Bänken saßen, ihren Spezialerfolg. Sie folgten den aufregenden Verhandlungen zwar nicht auffällig, aber doch sichtlich mit gespanntester Aufmerksamkeit. Und als der Jude halsstarrig immer wieder auf seinen Schein zurückkommt und Porzia zunächst die formale Berechtigung der grausamen Forderung anzuerkennen scheint, erhob sich einer der stummen Richter, der kopfschüttelnd in seinen Papieren gewühlt hatte, trat mit einem Pergamentbande an den Kollegen, der ihm gegenüber auf der linken Seite saß, heran und wies ihn auf eine Stelle in dem Buch. Er schien einen Paragraphen gefunden zu haben, der wohl den Ausführungen des „weisen und gerechten Richters" über die kitzlige Frage widersprach; und der Kollege stimmte nach ernsterer Prüfung dieser Auffassung bei.

Es ging eine freudige Bewegung durch das ganze Haus, und die Herrschaften in der Hofloge lächelten vergnügter denn je, als man in dem einen Ludwig Barnay, im anderen Artur Fitger erkannte, die beiden Künstler, die dem Herzog und der Freifrau besonders nahe standen.

Die Stimmung während des ganzen Abends war herrlich,

wirklich feierlich. Was wir erstrebten, hatten wir erreicht. Wir hatten dem Herzog und seiner Gemahlin eine tiefe Freude und rührende Überraschung bereitet. Ein Fest im Schloß, zu dem für den folgenden Abend alle mitwirkenden Künstler, die fremden Gäste wie die heimischen, geladen waren, bildete den Schluß der schönen Tage.

Fausts Ende. Schlußakt des zweiten Teils

In dasselbe Jahr der Silberhochzeit 1898 fällt auch das für mich denkwürdigste Datum meiner Meininger Lehrjahre. Seit langem empfand ich eine unzähmbare Lust, an die schwierigste Aufgabe der Regie mich heranzuwagen: an den zweiten Teil des „Faust". Ich nahm jede Gelegenheit wahr, um mit dem Herzog darüber zu sprechen, aber ich fand keine Gegenliebe. Er schüttelte bedenklich den Kopf. Die früheren Experimente, auch die in jüngster Zeit, hatten ihn nicht bekehren können. Er verblieb bei seiner durchaus begreiflichen Auffassung, daß diese ohne alle Rücksicht auf die Bühne gedachte und durchgeführte gewaltige Dichtung überhaupt nicht aufgeführt werden könnte. Otto Devrients schauderhafte Einschachtelung des Dramas in den Rahmen der von ihm ersonnenen langweiligen „Mysterienbühne" bestärkte den Herzog noch in seinem Widerspruch, aber auch von Adolf L'Arronges Einrichtung wollte er nichts wissen. Schon durch den Titel „Fausts Tod" hatte L'Arronge angedeutet, daß er aus den ersten vier Akten für die Aufführung nur weniges, das auf den Schluß allenfalls überleiten konnte, ausgewählt hatte. Das konnte nicht anders als ziemlich willkürlich sein. Und es verfehlte eigentlich seinen Zweck. Es bereitete nicht vor und zeigte nicht den Zusammenhang; es machte im Gegenteil die einzelnen losen Stücke im Stück erst recht erkenntlich. Es spannte ab, und wenn man endlich an dem erstrebten Ziel, dem erschütternden Tode Fausts angelangt war, war der Zuschauer todmüde, seine Aufnahmefähigkeit erschöpft, und er war nicht mehr imstande, die überwältigende Schönheit der Dichtung zu erfassen.

Ich verzichtete auf jeden Versuch, diese Einwendungen, die sich ja auch mir selbst aufgedrängt hatten, zu entkräften; aber sie

vermochten doch nicht, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Die an sich geschickte Bearbeitung des theaterkundigen L'Arronge hatte mich aber belehrt, was aus seiner fragmentarischen Vorführung beibehalten werden mußte und was ausgeschieden werden konnte, und ich kam zu dem Schlusse, daß man noch viel radikaler vorgehen müsse.

Ich setzte dem Herzog meinen Plan auseinander. Ich schlug vor: Wir bringen eine einheitliche Tragödie, deren Titel die ganze Handlung umfaßt: „Fausts Ende. Fünfter Akt aus der Tragödie zweitem Teil." Wir bringen aber nur diesen letzten Akt, ohne aus den Vorakten Stellen herauszugreifen, die etwa als Notübergänge zur Handlung des letzten dienen könnten, diesen Zweck aber, wie sich ergeben hat, in ihrer fadenscheinigen Zusammenstoppelung tatsächlich nicht erfüllen. Wir wissen sehr wohl, daß wir bei diesem Verfahren uns die Augen zuhalten und an Reiz- und Wertvollstem vorübergehen müssen. Für diese uns aufgenötigte Gewalttätigkeit erhoffen wir indessen Absolution durch die Tatsache, daß wir auf diese Weise den ganzen letzten Akt in seiner wunderbaren Integrität uns erhalten, als selbständiges Drama für die Bühne gewinnen und ihm zu ungeschwächter Wirkung verhelfen. Wir streichen also in diesem letzten Akte nicht ein einziges Wort, machen keine Umstellung, geben ihn so, wie ihn der Dichter geschrieben hat, von Anfang bis zu Ende — von der Wandererszene (Philemon und Baucis: „Ja! Sie sind's, die dunklen Linden") bis zu den letzten Worten des „Chorus mysticus".

Die Musik wird so gut wie völlig ausgeschaltet. Die Chöre werden nicht gesungen, und erst in stilisierter Rezitation wird man des himmlischen wohllautenden Lallens der Engel und der grausigen Späße der Lemuren recht inne werden. Nur in wenigen Momenten wird die melodramatische Begleitung als ganz diskretes Summen und Surren für die Stimmung förderlich sein, — wie beim Nahen der grauen Weiber, bei der Grablegung und zum Schlusse des „Chorus mysticus", — in den vier kurzen Pausen nach jedem der zweizeiligen Verspaare ein fernes Echo verhallender Stimmen. Die Worte aber werden gesprochen, langsam, leise und feierlich, in gleichmäßiger Skandierung und in besonderer Verteilung der einzelnen Stimmen: von den sechzehn Vortragen-

den je vier in tiefem Baß, Bariton, Tenor und Alt, die unterhalb des Podiums rechts und links von der Bühne und oben auf dem Schnürboden aufgestellt sind. Hört man diesen Chor, so weiß man nicht, woher die Stimmen kommen, und die Unsicherheit des Ohres wird durch die des Auges noch unterstützt; denn die Engel, die Büßerinnen und Seligen im Himmel blicken verwundert um sich, die einen nach oben, andere nach unten, die einen nach rechts, andere nach links. Und während alle nach dem verhallenden Schlusse die Hände langsam aufheben und der Mater gloriosa hoch oben im Strahlenhimmel zuzustreben scheinen, fällt der Vorhang.

Auch mit anderem hatte ich mancherlei im Sinne, womit ich als früherer Dramaturg meines Freundes L'Arronge nicht durchgedrungen war, so das lautlose Herannahen der zu einer Gruppe sich hart aneinanderkauernden grauen Weiber, von der die Sorge sich loslöst und durchs Schlüsselloch einschleicht. Das Aufsteigen des toten Faust unter dem Schutz der heranschwebenden Engel; der Rosenregen, dem Mephisto unterliegt; der Höllenrachen, der die grausigen Unholde, die Dickteufel, die wanstigen Schufte mit den Feuerbacken, die Dürrteufel, Firlefanze, flügelmännische Riesen und das ganze satanische Gesindel ausspeit und wieder verschlingt; und schließlich der Himmel nach den altitalienischen Vorbildern (Campo santo in Pisa), umrahmt von rosigen Wolken, auf denen die Englein in ungezählter Menge lagern; und oben in der höchsten Region in blendend goldigem Lichte die Ohnegleiche, strahlenreiche Mutter Gottes, die Sixtina, zu ihren Füßen im Gewölk die beiden Putten.

Der Herzog stimmte meinen Vorschlägen zu und stellte mir die volle Zeit für Vorbereitungen und alle Mittel, deren ich bedürfen würde, zu unbeschränkter Verfügung.

Die Spielzeit dieses fünften Aktes währt aber nur etwa anderthalb Stunden, also für den Theaterabend nicht lange genug. Um ihn zu füllen, hatten wir zur stimmungsvollen Einführung den Abend mit der Ausführung der C-Moll-Sinfonie beginnen lassen. Am zweiten Weihnachtstage brachten wir die Vorstellung heraus, und der Andrang war so groß, daß wir sie am folgenden Tage wiederholen konnten. Von den benachbarten thüringischen

Städten brachten Extrazüge kunstfreudige Fremde in dichten Scharen herbei; namentlich das Professorenkollegium in Jena stellte ein starkes Kontingent.

Der Erfolg war sehr groß, und der Herzog wie Freifrau von Heldburg freuten sich dessen nicht minder als ich. Das war wohl der stolzeste Tag meiner Meininger Tätigkeit.

Mein Abschied von Meiningen. Späterer Verkehr

Ein Mißverständnis, das verschuldet zu haben ich bis auf den heutigen Tag nicht glauben kann, führte zeitweise eine merkliche Erkaltung in dem bisher völlig ungetrübten und sich immer freundlicher gestaltenden Verkehr des Herzogs zu mir herbei. Nun mußte ich mir sagen, wenn ich mir nicht selbst etwas weismachen wollte, daß mich eigentlich doch nur der Reiz dieses persönlichen Verkehrs an Meiningen gefesselt hatte — nur das Bewußtsein eines harmonischen Einvernehmens und künstlerischen Zusammenwirkens mit einem durch seine Herzens- und Geisteseigenschaften hervorragenden Mann und seiner künstlerisch ebenbürtigen Gemahlin. Darüber hatte ich manche Unannehmlichkeiten der Kleinstadt vergessen und die geheime Regung, die ich recht oft in mir verspürte: „Mein Vaterland muß größer sein“ unterdrücken können. Fiel die unbefangene Freudigkeit in meinen Beziehungen zum Herzog fort, — was hatte ich da überhaupt noch in Meiningen zu suchen?

So entschloß ich mich denn, nicht leichten Herzens, den Herzog um meine Entlassung zu bitten, fest überzeugt, daß die durch vorübergehendes Unwetter gekräuselten Wogen bald wieder spiegelglatt werden würden. Und darin hat mich auch meine Zuversicht nicht getäuscht. Bis zu seinem letzten Atemzuge habe ich im Herzog den gütigen, immer anregenden Gönner verehren dürfen wie in Frau von Heldburg die liebe treue Freundin.

Der briefliche Verkehr mit dem Herzog hatte keine unliebsame Änderung erfahren. Seine Schreiben waren gütig und anregend wie je.

Die wunderschönen Vorfrühlingstage der Riviera verbrachte ich mehrere Jahre hintereinander in Nizza. Da fand ich auch bei

meinen Besuchen in Cannes wie immer die freudigste Aufnahme bei meinen gütigen Gönnern, den damaligen erbprinzlichen Herrschaften; und da erhielt ich auch eine Einladung nach Kap Martin, wo der Herzog und Frau von Heldburg in dem unvergleichlich schön gelegenen Hotel auf der Höhe die sonnigen Tage vor und während der Fastenzeit verbrachten. So sehr mich die unverminderte Herzlichkeit der Begrüßung beim Wiedersehen auch beglückte, eines gewissen traurigen Gefühls konnte ich mich doch nicht erwehren. Geistig war der Fürst, der die Achtzig überschritten hatte, völlig auf der Höhe geblieben. Er hatte auch seinen liebenswürdigen Frohsinn und die köstliche Laune in der Unterhaltung sich bewahrt. Aber körperlich fand ich ihn doch recht verändert. Er bewegte sich viel mühsamer, stützte sich viel fester auf den Stock, und die ehedem so stolze Haltung seiner stattlichen Figur hatten die Jahre gebeugt. Er schien sich aber damit abgefunden zu haben, war ausnehmend heiter und guter Dinge, freute sich auch herzlich des Besuches seines Sohnes Ernst, des Münchner Malers, und seines schon zum Jüngling heranwachsenden bildhübschen Enkels, des jungen Freiherrn von Saalfeld, des Prinzen Ernst ältesten Sohnes.

Bei meinen späteren Besuchen an der Riviera und in Thüringen schien mir der Herzog wieder etwas verjüngt. Jedesmal durfte ich mich aufrichtig der Schärfe seiner Beobachtung, der treffenden Sicherheit seines Urteils und der jovialen Behaglichkeit in seinen Gesprächen erfreuen.

Vom Theater war nicht mehr viel die Rede. Mangel an Teilnahme war aber nicht daran schuld. Gelegentliche Bemerkungen ließen mir keinen Zweifel darüber, daß sich der Herzog für meine Berliner Tätigkeit interessierte, insbesondere für die Vorstellungen von „Über unsere Kraft“ und „Libussa“, und er wußte wohl auch, daß ich Meiningen in dankbarster Erinnerung bewahrt hatte.

Das war die Wahrheit. Und deshalb war ich wirklich betrübt, als ich von einem Freunde am 5. März 1908 aus Meiningen die telegraphische Mitteilung erhielt: Unser Hoftheater ist niedergebrannt, manches Unersetzliche vernichtet.

Ich telegraphierte an den Herzog, den ich um diese Zeit in Meiningen vermuten durfte. Der hohe Herr war aber diesmal

früher als gewöhnlich aufgebrochen. Meine Depesche wurde ihm nach Kap Martin nachgesandt, und von dort erhielt ich umgehend den folgenden Brief vom 7. März:

Als ich die Nachricht erhielt, mein Theater stehe in Flammen, habe ich gleich an Sie gedacht, in der Überzeugung, die Katastrophe würde Ihnen nahe gehen. Ich habe bereits Auftrag erteilt, Pläne für ein neues Theater zu entwerfen. Für den liebenswürdigen Ausdruck Ihrer Teilnahme danke ich herzlich. Meine Frau und ich grüßen angelegentlichst. Georg.

Also zwei Tage nach dem Brande hatte der Herzog bereits den Neubau, und zwar mit eingehender Präzisierung aller wesentlichen Punkte, anbefohlen, und acht Tage später teilte er mir mit, daß der Meininger Baumeister Behlert, der übrigens die ihm gestellte Aufgabe in hervorragender Weise löste, die Arbeit in Angriff nehme. Am 17. Dezember 1909 wurde das neue Herzogliche Hoftheater, das in seiner einfachen ruhigen Vornehmheit und seiner außerordentlich praktischen Einrichtung der Zuschauer- wie der Bühnenräume als mustergültig bezeichnet werden darf, feierlich eröffnet.

Einstimmig waren alle zur Eröffnungsfeier geladenen Gäste — und unter ihnen befanden sich außer den anverwandten Fürsten der benachbarten Thüringer Staaten namentlich auch die berufensten und maßgebendsten Theaterpersönlichkeiten wie Graf Hülsen-Haeseler, Graf Seebach, Baron Putlitz, um nur einige wenige zu nennen — einstimmig in der Anerkennung der ruhigen und würdigen architektonischen Schönheit des Neubaues, der musterhaften Raumverteilung für die praktische Arbeit, einstimmig auch in der Würdigung der künstlerischen Leistung („Wallensteins Lager") und einstimmig in ihrer Freude über die geistige Frische und Munterkeit des greisen Herzogs.

Auch mir erschien er an jenem Abend aufgeräumter denn je. Und ich machte mir im geheimen gelinde Vorwürfe wegen meiner hoffentlich unberechtigten Schwarzseherei. Hand und Auge hatten jedenfalls ihre Jugendfrische sich bewahrt. Seine Handschrift wies auch noch in diesen letzten Lebensjahren dieselbe Sicherheit der festen, charakteristisch schwungvollen Züge auf wie in früher Jugend, und die Sehkraft seines scharfen Auges war unver-

mindert. So durfte sich denn der nunmehr bereits vierundachtzigjährige, immer noch leidenschaftliche Jäger mit sicherer Hand und gutem Blick seiner Freude „im Wald und auf der Heide" ungestört hingeben. Bei günstigem Wetter ließ er anspannen, nahm die Büchse zur Hand und fuhr im kleinen Jagdwagen davon in seine schönen, wohlgeforsteten Wälder. Der Spätherbst des Jahres 1910 brachte ihm ungewöhnlich reiche Beute, die ihn sehr beglückte. Als man mir das erzählte und ich festgestellt hatte, daß es nicht gegen den Jägeraberglauben verstoße, gratulierte ich ihm dazu. Und der Herzog schrieb mir darauf — und das war einer seiner letzten Briefe an mich — aus Altenstein vom 5. November 1910:

Lieber Lindau!

Bis zu Ihnen, dem Nichtjäger, ist die Mär von meinem Weidmannsheil in dieser Brunstzeit gelangt! Das nimmt mich wirklich wunder, wiewohl Diana sich wirklich ganz erstaunlich kulant gegen mich in meinen alten Tagen benommen hat, so daß ich nicht übel Lust verspüre, ihr einen Altar zu bauen. Ich habe zwölf Brunsthirsche (voriges Jahr nur zwei) erlegt, darunter drei von solcher Stärke, wie ich sie in unseren Wäldern zu finden nie geglaubt hätte. In meinem Leben sind sie mir zum erstenmal vorgekommen. Daß Sie trotz aller Beschäftigung und Arbeit daran gedacht und Ihre Gedanken zur Ausführung gebracht haben, mir zu meinem Jagdglück zu gratulieren, ist reizend von Ihnen, und ich rechne diese freundliche Aufmerksamkeit hoch an. Haben Sie tausend Dank!

Meine Frau, der es schon besser gehen könnte, die aber mit Geistesstärke sich oben hält, grüßt Sie mit mir herzlich, und ich verbleibe, lieber Lindau,

Ihr Ihnen treu ergebener

Georg.

Noch eines charakteristischen Zuges, der mir für die Menschenfreundlichkeit des Herzogs ein beredtes Zeugnis zu sein scheint, möchte ich hier gedenken. Ich hatte mich auf einige Zeit zu meiner Erholung nach Eisenach zurückgezogen. Da empfing ich eines Tages eine freundliche Einladung nach dem nahegelegenen Schloß Altenstein. Bei Tisch kam zufällig das Gespräch auf einen Prozeß, der mit der Verurteilung des Angeklagten zu lebenslänglichem Zuchthaus endete. Aus den langwierigen Verhandlungen hatte ich nicht den Eindruck gewinnen können, daß die Schuld des Angeklagten vollkommen überzeugend nachgewiesen sei, und wie schon früher (im Falle Ziethen) hatte ich meinen Bedenken öffentlich Ausdruck gegeben. Darüber sprach der Herzog mit mir sehr

ernst, nicht gerade immer zustimmend, aber doch keineswegs ablehnend.

Bei diesem Anlaß kam ich auch auf eine Schwurgerichtsverhandlung zu sprechen, der ich in Meiningen beigewohnt hatte; auch da handelte es sich um einen Angeklagten, der nach meinem Empfinden viel zu hart bestraft worden war. Das war allerdings schon ziemlich lange her, wohl an die zehn Jahre.

Ein Fabrikarbeiter in einem kleinen Meininger Flecken hatte sich in ein hübsches, etwas leichtlebiges Mädchen, mit dem er von Kindheit an zusammen gewesen war, verliebt. Bertold Rauscher hieß der junge Mensch, ein armer Teufel, der stotterte, kein Wort zu seiner Rechtfertigung hervorzubringen vermochte, durchaus den Eindruck des geistig Minderwertigen machte und, wie mir schien, in nicht zulänglicher Weise verteidigt wurde. Alle, die ihn kannten, und auch die Ortsbehörde stellten ihm das Zeugnis eines harmlosen, gutherzigen Menschen aus, der nie etwas Böses unternommen hatte und dem ein Verbrechen schwer zuzutrauen war. — Zu vorgerückter Stunde hatte er sein Liebchen Hand in Hand mit einem vergnügten Dorf-Don Juan vom Tanze heimkehrend, trällernd und singend an seinem Hause vorübergehen sehen. Er hatte die Nacht schlaflos verbracht und war am anderen Morgen, ohne das Frühstück anzurühren, zu ungewöhnlich früher Stunde in die Fabrik gegangen, in der seine Jugendfreundin gleichfalls angestellt war. Er war im Packraum beschäftigt, und als er da seine Freundin vorüberkommen sah, rief er sie herein. Nach einer ganz kurzen Auseinandersetzung, in der kein böses Wort fiel, versetzte er ihr unversehens mit dem Hammer, den er zum Zunageln der Kiste in der Hand hielt, plötzlich einen furchtbaren Schlag auf den Kopf und streckte sie zu Boden. Die Arbeiterin wurde in bewußtlosem Zustande aufgefunden. Kurze Zeit darauf verhaftete man den Täter in dem nahe der Fabrik gelegenen Gehölz. Das Mädchen kam mit dem Leben davon. Sie erschien als Zeugin mit der schrecklichen Narbe auf der Stirn. Auch sie stellte in geradezu rührender Weise dem Rauscher das denkbar beste Leumundszeugnis aus. Bis zu diesem Augenblick konnte sie es nicht begreifen, was dem Unglücklichen, den sie beständig mit dem Kosenamen „Holder" bezeichnete, in den Sinn gekommen sei, so auf sie los-

zuſchlagen. Das Gericht verurteilte ihn auf Antrag des Staatsanwalts wegen verſuchten Totſchlages zu langjähriger Zuchthausſtrafe.

Bertold Rauſcher war ein Unglücklicher, kein Verbrecher. Man mochte ihn als unter Umſtänden gemeingefährlich von der menſchlichen Gemeinſchaft abſperren. Aber man durfte ihn nicht als Mörder beſtrafen. Er gehörte vielleicht ins Irrenhaus, aber gewiß nicht ins Zuchthaus.

Der Herzog war meiner Erzählung mit großer Aufmerkſamkeit gefolgt. Am anderen Tage ſchrieb er mir nach Eiſenach, ich möchte ihm doch die Hauptdaten ſchriftlich geben. Ich tat dies natürlich. Der Herzog ließ ſich die Akten kommen, ſtudierte ſie mit großer Sorgfalt und konferierte dann mit den zuſtändigen Behörden. Am 4. November wurde ich durch die nachſtehende Depeſche überraſcht und hoch erfreut: „Rauſcher iſt begnadigt und auf freiem Fuße. Georg.“

Tod des Herzogs. Die Trauernden

Der Sommer 1914 war für den Herzog mühſelig geweſen. Er hatte ſeine gewöhnlichen Sommerausflüge aufgeben müſſen. Die Ärzte hatten ihn nach Wildungen geſchickt. Bei einem nunmehr Achtundachtzigjährigen konnte das nichts beſonders Auffälliges haben. Man ahnte aber nicht, wie ſchlimm es um ihn ſtand. Um ſo tiefer wirkte auf die Seinen, auf ſein Land, auf alle ſeine Freunde und Verehrer die erſchütternde Trauerkunde, die am 25. Juni aus dem kleinen Wildungen in alle Lande ging: Herzog Georg II. von Meiningen iſt ſanft entſchlafen. Die Leiche wird von Frau von Heldburg nach Meiningen überführt und am achtundzwanzigſten beſtattet werden.

Die Beerdigung war in ihrer feierlichen Einfachheit ergreifend. Herzog Bernhard führte den Leichenkonduкt, die anderen Kinder und Kindeskinder — damals noch vollzählig — folgten dem Sarge. Und ihnen ſchloß ſich in unabſehbarem Gefolge die Menge der Leidtragenden an.

Als die Totenfeier vorüber war, vereinigten ſich verſchiedene Gruppen von außerhalb Herbeigekommener vor dem „Sächſiſchen

Hof". In diese stille Gesellschaft kam auf einmal eine merkwürdige Bewegung. Man erhob sich und trat an einen jungen Offizier heran, der offenbar irgendeine aufregende Nachricht überbracht hatte. Ich kannte ihn von früher her, und als er mich erkannt hatte, trat er auf mich zu und drückte mir die Hand. Ich brauchte ihn nicht erst zu fragen. Er gab mir sogleich die Aufklärung: „Im Schlosse ist soeben die amtliche Mitteilung eingetroffen: Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin sind heute in Serajewo ermordet worden."

Die Folgen dieses Meuchelmordes haben wir schaudernd erlebt, und die Welt wird noch lange an der furchtbaren Last zu tragen haben.

Ein gütiges Geschick hat den Herzog davor bewahrt, den grausigen Augenblick zu erleben, da von ruchloser Hand die Brandfackel in den Scheiterhaufen geschleudert wurde, den rings um uns her böse Nachbarn zusammengekehrt und mit Haß, Neid, Habgier als Zündstoff ganz durchtränkt hatten. Der Brand loderte in hellen Flammen auf, die um sich greifend tatsächlich die ganze Welt, wie wir unsere fünf Erdteile nennen, entzündete. Was hat dieser schreckliche Krieg über alle Mitlebenden für unsägliches Leid gebracht, Milliarden verschlungen und jeder Familie schmerzlichste Wunden geschlagen! Das herzogliche Haus ist schwer, sehr schwer heimgesucht worden. Dem alten Herrn aber ist es erspart geblieben, seinen jüngsten Sohn, den zu späterer Erbfolge bestimmten Prinzen Friedrich, dessen Sohn, den Prinzen Ernst, einen achtzehnjährigen Jüngling und einen etwa gleichaltrigen anderen Enkel, den blutjungen Freiherrn von Saalfeld, Sohn des Prinzen Ernst, mit anderen nächsten Verwandten in strotzender Lebenskraft dahingerafft und auf dem Felde der Ehre fallen zu sehen.

Wie erschütternd würden diese herben Verluste auf den greisen Stammherrn gewirkt haben, der mit so wahrer Liebe an den Seinigen hing, der es als eine der sonnigsten Freuden seines späten Lebensabends empfand, als ihm am 28. Juli 1912 die Botschaft zuging, daß er Urgroßvater eines künftigen Großherzogs seiner thüringischen Heimat geworden war. An diesem Tage war seiner mit dem Großherzog von Weimar vermählten Enkelin

Feodora, des Prinzen Friedrich ältester Tochter, der erste Sohn geboren, ein kleiner Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar. Auf meine Beglückwünschung zur Geburt dieses Jüngsten seines Stammes antwortete mir der Herzog telegraphisch: „Ja, ich freue mich aufrichtig meiner neuen Würde — ohne Bürde!"

Die Beziehungen des Dahingeschiedenen zu seinen Kindern und Kindeskindern waren von ungetrübter Eintracht und Innigkeit. Das gilt auch vornehmlich von seinem ältesten Sohn, dem jetzigen Herzog Bernhard. Es bedurfte einer ausnehmend taktvollen Klugheit, um in den langen Jahren seiner Anwartschaft auf den Thron die bewundernswerte Zurückhaltung zu beobachten, die niemals daran erinnerte, daß er, wie schon sein Titel aussprach, berufen war, dereinst das Erbe des regierenden Fürsten anzutreten. Daran mochte der alte Herr auch nicht gern erinnert werden. Und der Erbprinz, der inzwischen auch in das reifste Mannesalter eingetreten war und längst in den Jahren stand, in denen sich unter gewöhnlichen Bedingungen im Manne das Bedürfnis nach völlig selbständiger Tätigkeit fühlbar macht, unterließ geflissentlich jeden Versuch, sich an den väterlichen Regierungsgeschäften irgendwie zu beteiligen. Es war nicht schlaffe Indolenz, die ihn dazu veranlaßte; es war lediglich die pietätvolle Rücksicht auf den ehrwürdigen Vater. Auf einem anderen Gebiete suchte er seine Tüchtigkeit in der vollen Kraft des Lebens und Schaffens zu bewähren: als ausgezeichneter Soldat, der nicht etwa durch die Begünstigung seiner Geburt, sondern durch das Verdienstliche seiner Leistungen als Generaloberst mit dem Range eines Generalfeldmarschalls zu den höchsten militärischen Ehren gelangte. Wer des jüngeren Fürsten temperamentvollen Drang zur Betätigung seiner Fähigkeiten kennt, seine ernste Teilnahme an allen Vorgängen des öffentlichen Lebens daheim wie an allen bedeutenden Ereignissen der internationalen Politik, den Freimut seines Wesens, die unbekümmerte Entschiedenheit seines kritischen Urteils, wird seine weise Vorsorglichkeit, jeder unliebsamen Verstimmung vorzubeugen, zu würdigen wissen, und das Verhältnis zwischen dem greisen, rüstigen Vater und dem tatkräftigen Sohn, der die Sechzig bereits überschritten hatte, als für beide Teile gleichermaßen rührend und rühmlich erkennen müssen.

Auch des Erbprinzen Gemahlin, jetzige Herzogin Charlotte, Prinzessin von Preußen, unseres Kaisers älteste Schwester, stand mit dem verstorbenen Herzog und dessen treuer Lebensgefährtin auf denkbar bestem Fuße. Die geistig hochstehende kluge, gebildete und vorurteilsfreie, im Verkehr bestrickend liebenswürdige Fürstin in ihrer warmen Teilnahme an allen künstlerischen Ereignissen der wissenschaftlichen Forschung, namentlich in ihrer umsichtigen und energischen Organisation aller Werke der Wohltätigkeit eingehender zu schildern, ist mir an dieser Stelle nicht vergönnt. Auch ihre Tochter Feodora, mit dem Prinzen Heinrich XXX. von Reuß vermählt, war ein Liebling des Großvaters.

Nun hat der herrliche Mann die Augen für immer geschlossen, und an der von grünen Bäumen umrahmten helleuchtenden Stätte, die er selbst auf dem lieblichen Hügel des städtischen Friedhofs ausgewählt, hat der Unermüdliche inmitten seiner Landeskinder nun die ewige Ruhe gefunden; und an seiner Seite wird dereinst auch seine geliebte treue Gefährtin wie im Leben so auch im Tode mit ihm vereint sein. An seinem Grabe darf dem Verewigten das deutsche Volk die Worte des Dichters nachrufen: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben!“ und unser deutsches Theater wird hinzufügen: „Und mir war er mehr!“

Erste Begegnung mit Henrik Ibsen

Zu dem intimen Kreise von Künstlern, Dichtern und Schriftstellern, die dem Herzog besonders sympathisch waren und die er gern in Meiningen oder Altenstein zu Gaste sah, wie Johannes Brahms, den Komponisten, den Maler Artur Fitger, die Dichter Paul Heyse und Richard Voß und den kritischen Essayisten Karl Frenzel, zählte auch Henrik Ibsen, den der Herzog als der ersten einer in seiner dichterischen Bedeutung erkannt hatte. Eines der frühesten Ibsenschen Dramen aus dem Anfange der sechziger Jahre, „Die Kronprätendenten“ — irre ich nicht auch sein eigentliches Erstlingswerk „Nordische Heerfahrt“ —, brachten die Meininger schon auf ihren ersten Gastspielen zur Aufführung.

In Meiningen hatte ich im Dezember 1888 auch Gelegenheit,

dem Dichter persönlich näherzutreten. Begegnet war ich ihm schon früher.

Im Frühherbst des Jahres 1876 wurde ich durch meinen verehrten Freund Eduard von Hallberger, auf dessen herrlicher Besitzung in Tutzing am Starnberger See ich köstliche Ferien verbrachte und der mir auf meiner Heimreise das Geleite bis München gegeben hatte, auf der Maximilianstraße Henrik Ibsen vorgestellt. Er war mir damals nur dem Namen nach bekannt. Während der flüchtigen Begegnung gewann ich von dem kaum mittelgroßen Mann in seiner pedantisch sorgsamen Kleidung mit dem interessanten Kopf einen sympathischen Eindruck; denn in den wenigen Worten oberflächlichster Unterhaltung nahm er sogleich die Gelegenheit wahr, mir etwas Angenehmes zu sagen. Ich hielt ihn für viel älter, als er war; denn ich habe mir jetzt ausgerechnet, daß er damals erst achtundvierzig Jahre zählte.

Es hatte für mich nichts Beschämendes, daß ich von Ibsens Dramen noch nichts gelesen hatte. Zu jener Zeit war von ihm — außer in München, wo er als Sonderling, als so eine Art lokaler Auffälligkeit angesehen wurde — überhaupt noch nicht viel die Rede.

Ich hatte diese gelegentliche und unerhebliche Straßenbekanntschaft beinahe vergessen, als ich eines Abends daran erinnert wurde; natürlich bei Rudolf Dressel am Stammtisch. Da hatte sich als seltenerer Gast der damalige Direktor des alten Nationaltheaters am Weinbergsweg eingefunden. Robert Buchholz hatte rühmlichste Anstrengungen gemacht, um das entlegene und wenig verlockende Theater zu einer vornehmeren Bühne und Bildungsstätte für das Volk zu machen; er hatte hervorragende Künstler wie Sonnenthal, das Hartmannsche Ehepaar, Thimig, Barnay, Possart, Mittell, Josephine Wessely, die damals noch in Leipzig engagiert war, Franziska Ellmenreich, Friederike Bognar und viele andere zu längeren Gastspielen herangezogen, gute Stücke gegeben, schöne Erfolge erzielt, um sich schließlich, mit Verlust seines Vermögens und von einer schweren Schuldenlast bedrückt, zum Rückzuge gezwungen zu sehen. Soweit war es allerdings noch nicht an jenem Abend, von dem ich spreche. Buchholz hatte an den Skandinaviern Gefallen gefunden und namentlich mit

Possart in Björnsons „Fallissement" stark gewirkt und volle Häuser gemacht.

Buchholz sagte mir, daß er große Lust habe, es auch einmal mit einem Ibsenschen Drama zu versuchen, und — wenn mich mein Gedächtnis nicht im Stiche läßt — wollte er sich gleich eine ganz große Aufgabe, ich glaube sogar die allergrößte, stellen: „Kaiser und Galiläer". Jedenfalls sprach er von dem Schauspiel, dessen Aufführung ihm vorschwebte, mit Begeisterung. „Aber", fügte er kleinlaut hinzu, „daraus wird wohl nichts werden. An Ibsen ist nicht heranzukommen. Er ist ein Bär. Er beantwortet keinen Brief. Er empfängt keinen Besuch."

„So?" versetzte ich überrascht. „Das wundert mich. Den Eindruck hat er auf mich nicht gemacht."

„Kennen Sie denn Ibsen?"

„Das kann ich eigentlich nicht behaupten, aber gesehen habe ich ihn und einige Worte mit ihm gesprochen. Da war er gar nicht bärenhaft, vielmehr durchaus menschlich freundlich und sogar auffallend höflich."

„Wenn Sie sich für mich verwenden könnten ..."

„Der Versuch ist jedenfalls nicht strafbar. Schreiben Sie mir, was Sie zu sagen haben! Ich werde ihm dann Ihren Brief mit einigen begleitenden Zeilen von mir einsenden."

Schon am nächsten Tage schrieb ich an Ibsen und übermittelte ihm das Anliegen des Berliner Theaters. Mit umgehender Post erhielt ich die nachstehende Antwort:

München, den 15. April 1877.

Hochverehrter Herr!

Beglückt durch den Empfang Ihrer freundlichen Zeilen, erlaube ich mir ergebenst mitzuteilen, daß ich morgen dem Herrn Direktor Buchholz schreibe, um ihm anzuzeigen, daß ich die angebotenen Bedingungen dankend annehme. Meinerseits ist die von Ihnen gemachte Mitteilung vollständig genügend und ein förmlicher Vertrag demnach überflüssig.

Indem ich mich Ihrer wohlwollenden Gesinnung bestens empfehle, zeichne ich mich mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ganz ergebener

Henrik Ibsen.

Ich habe diesen Brief hier nur mitgeteilt, um der unfreundlichen und weitverbreiteten Legende entgegenzutreten, daß Ibsen

unnahbar, schroff, ungesellig und ungefällig in seinen Umgangsformen gewesen sei. Während der achtzehn Jahre unseres persönlichen Verkehrs, in dem es allerdings lange Pausen, aber auch viele Tage eines fast unausgesetzten Zusammenseins gab, habe ich ihn nie anders als ungemein artig und entgegenkommend gefunden und stimme vollkommen mit Emil Reich überein, der in seinen „Persönlichen Erinnerungen an Henrik Ibsen" sagte: „Ich fand ihn von großer Liebenswürdigkeit im Benehmen und fürchtete nur immer, ihm zu viel von seiner wahrhaft kostbaren Zeit zu entziehen." Ganz das gleiche habe ich empfunden.

Zur Aufführung des Ibsenschen Schauspiels im Nationaltheater kam es nicht mehr. Nach sorgenvoller tüchtiger Arbeit sah sich der arme Robert Buchholz doch gezwungen, die Direktion aufzugeben. Später wurde er Pollinis Oberregisseur am Hamburger Stadttheater und starb in noch jungen Jahren.

Mit Ibsen in Meiningen

Es sollte längere Zeit vergehen, bis Ibsen als Dramatiker in Berlin zu Ehren kam. Im November 1880 brachte das Residenztheater als eine der letzten und hervorragendsten Leistungen des scheidenden Direktors Emil Claar, der als Intendant nach Frankfurt übersiedelte, „Nora", und zwar in einer glänzenden Aufführung mit Hedwig Niemann-Raabe und Keppler als Helmer. Die Wirkung war mächtig — bis auf den Schluß, einen versöhnlichen Trugschluß, zu dem sich Ibsen hatte bereden lassen. „Ibsens großes Talent", so faßte ich mein Urteil über das Schauspiel in meiner sehr eingehenden Besprechung in der „Gegenwart" zusammen, „zeigt sich in ‚Nora' in glänzendem Lichte. Es zeigt sich auch da, wo wir uns in vollem Widerspruche zum Dichter befinden. Überall folgen wir dem Schauspiele in seiner knappen, gedankenvollen Sprache, in seiner festen Gliederung mit jener warmen Teilnahme, die nur ein wirklicher Dichter hervorruft."

Mit dieser „Nora"-Aufführung war Ibsen auch in der Berliner Wertschätzung zu einem der bedeutendsten und interessantesten Dramatiker der Gegenwart aufgestiegen. Und wenn es ihm auch damals schon an heftigen, ja erbitterten Gegnern ebensowenig

fehlte wie an leidenschaftlich und wahrhaft begeisterten Anhängern, so konnte man sich hüben und drüben über das wahre Wesen und die eigentliche Bedeutung des viel umstrittenen merkwürdigen Mannes in jenen Tagen doch nur ein ungenügendes und einseitiges Urteil bilden. Der wahre Ibsen offenbarte sich erst viel später.

Die Lektüre der „Gespenster" hatte auf den Herzog von Meiningen einen überwältigenden und erschütternden Eindruck gemacht. Das unheimliche Familiendrama war auf Betreiben einiger begeisterter jugendlicher Münchener Freunde des Dichters im Augsburger Stadttheater am 14. April 1886 zum erstenmal aufgeführt worden. Da die Zensur Schwierigkeiten machte, hatte man die Form einer Generalprobe gewählt, vor einem geladenen Publikum, und dieser Generalprobe wohnte der Dichter mit dem Stabe seiner Münchener Verehrer, Max Bernstein, Ludwig Fulda, Felix Philippi, bei. Daß es einem mittleren Provinzialtheater nicht möglich war, auf die Aufführung eines Stückes, das keinen Pfennig einbringen und nur als ein literarisches Experiment angesehen werden konnte, die in diesem Falle doppelt und dreifach gebotene Sorgfalt in der künstlerischen Ausgestaltung zu verwenden, daß überdies im Künstlerpersonal einer solchen Bühne für die gewaltigen von Ibsen an die Darstellung gestellten Aufgaben die genügenden Kräfte überhaupt nicht vorhanden waren, mußte jedermann einleuchten. Gleichwohl waren die nach München heimgekehrten Jünger einstimmig in der Anerkennung des in Augsburg Geleisteten.

Die Zensur sorgte in ihrem väterlichen Bangen um das Heil der Volksseele dafür, daß mit den „Gespenstern" bis auf weiteres kein Schaden angerichtet würde. Vereinzelt und träge meldeten sich wohl einige Direktoren; die Aufführung der „Gespenster" wurde aber überall polizeilich verboten.

Zum Glück gab es einen Theaterleiter, der sich um die Zensur nicht zu kümmern brauchte. Und das war eben der Herzog von Meiningen. Ihm war es vergönnt, zu seiner eigenen künstlerischen Befriedigung in seinem Theater Festspiele anzusetzen. Nun war ihm darum zu tun, drei noch unaufgeführte Dramen, die ihn besonders gefesselt hatten, in der eindrucksvollen Veranschaulichung,

deren Geheimnis seine Regie besaß, zur Aufführung zu bringen: „Galeotto" von Echegaray, Ibsens „Gespenster" und „Alexandra" von Richard Voß. Die Aufführungen, die monatelang vorher mit dem heiligen Ernst und der künstlerischen Feinheit der Meininger Regie vom Herzog und seinem tüchtigen Adjutanten Ludwig Chronegk vorbereitet waren, fanden kurz vor Weihnachten des Jahres 1886 an drei aufeinanderfolgenden Abenden statt. Alle, die das Ibsensche Drama in dieser Aufführung gesehen haben, mit Marie Berg (Frau Alving), Alexander Barthel (Oswald), Klotilde Schwarz (Regina), Max Grube (Pastor), Karl Weiser (Tischler), stimmen darin überein, daß das grausig-schöne Werk von keiner anderen Bühne und nie wieder so ibsensch gegeben worden ist. Der Dichter fand für diese Vorstellung nur das eine Wort: „Unübertrefflich!"

Zu diesen Meininger Festspielen hatte der Herzog die beiden Dichter und den Bearbeiter geladen. Ibsen, Voß und ich wohnten Tür an Tür in den wundervollen Räumen des Erdgeschosses, deren Einrichtung den behaglichen Charakter gefestigten Besitzes, ehrwürdigen Alters und wohlerhaltener Schönheit besaß. Wir waren gute Nachbarn und unterhielten den regsten und angenehmsten Verkehr miteinander.

Am Abend der ersten Vorstellung („Galeotto") wurde der Herzog auf das freudigste durch den Besuch seiner Kinder, des Erbprinzen Bernhard und der Erbprinzessin Charlotte, überrascht, mit denen nur Frau von Heldburg im Komplott gewesen war. Wir saßen gerade bei Tisch, als die unerwarteten, aber darum um so willkommeneren Gäste aus Berlin eintrafen. Mit arger Verspätung. Starke Schneeverwehungen hatten den Schienenweg fast unfahrbar gemacht. Otto Brahm, der einen Zug später benutzt hatte, kam überhaupt nicht mehr an und mußte auf halbem Wege wieder umkehren.

Ibsen war kein Schwätzer, aber auch durchaus nicht der düstere Schweiger, zu dem ihn die Sage hat machen wollen. Er ging willig auf jedes Gesprächsthema ein, das angeschlagen wurde; er sprach einfach, klug und bedächtig. Machte er mitunter etwas größere Pausen, als sie in anspruchsloser Unterhaltung sonst wohl üblich sind, so konnte ich mir das sehr wohl aus dem Umstande er-

klären, daß er in einer fremden Sprache sich auszudrücken hatte. In wahrer, aber ungerechtfertigter Bescheidenheit bemerkte er einigemal, daß er die deutsche Sprache nicht genügend beherrsche. Er sprach sehr gut deutsch.

* * *

Unsere freundlichen Beziehungen, die sich immer gemütlicher gestalteten, erlitten eines Tages eine glücklicherweise schnell vorübergehende Trübung. Bei Tisch hatte ich über die lebenslustige Regine leichthin eine Äußerung gemacht, bei der ich mir wirklich gar nichts Schlimmes gedacht hatte, die aber beim Herzog und der Freifrau von Heldburg eine mir völlig unerwartete Heiterkeit hervorrief. Ich bemerkte, wie sich das Gesicht Ibsens, der neben dem Herzog mir gegenüber saß, versteinerte. Er setzte sich noch gerader, kniff die schmalen Lippen noch fester zusammen und blickte durch die scharfen Brillengläser mich mit stählernerer Festigkeit an als je. Sein Mißbehagen wirkte suggestiv auf die kleine Tafelrunde. Dem Lachen folgte eine schwüle Pause.

„Nun," sagte Ibsen mit seiner leisen Deutlichkeit, „ich glaubte, die Wahrheit sei schon Schönheit an sich."

Ich stimmte ihm natürlich lebhaft zu und bemühte mich, die unbeabsichtigte Wirkung meiner harmlosen Bemerkung abzuschwächen, aber es gelang mir nicht. Zum erstenmal zog sich Ibsen vor uns in seine Wohnung zurück. Ich sprach natürlich beim Kaffee mein Bedauern darüber aus, durch ein mißverstandenes Wort Ibsen verstimmt zu haben, und der Herzog war ganz mit mir einverstanden, als ich ihm sagte, ich würde gleich zu Ibsen gehen und mich mit ihm aussprechen. Das tat ich denn auch. Als ich in sein Zimmer trat, stand er am Fenster und sah auf die wirbelnden Flocken des Schneesturms. Er wandte sich langsam um. Er war noch zugeknöpfter als sein korrekter schwarzer Gehrock. Es wurde mir schwer, den gemütlichen Ton anzuschlagen, den ich unserer Auseinandersetzung geben wollte. Aber nach einigen Minuten gelang es mir doch, ihn menschlicher zu stimmen. Zuerst hatte er mir gesagt: „Über gewisse Dinge sollte man nicht spaßen, und zu diesen Dingen rechne ich die geistige Arbeit."

Als er sich aber davon überzeugt hatte, daß mir selbstverständlich jede Absicht, ihn irgendwie unangenehm zu berühren, geschweige denn zu kränken, ferngelegen und er mich tatsächlich mißverstanden habe, reichte er mir die Hand, drückte sie fest und sagte: „Es sei abgetan! Ich habe schon oft bedauert, daß ich keinen Spaß verstehe."

Eine Viertelstunde später klopfte er an meine Tür. Er schlug mir einen kleinen Spaziergang vor. Bei einem Thermometerstande unter Null und einem Schneegestöber, daß man nicht fünf Schritt vor Augen sehen konnte! Und das mußte mir widerfahren, der nicht einmal bei schönem Wetter ausgeht! Eine härtere Sühne hätte mir nicht auferlegt werden können. Aber ich kasteite mich und kletterte an seiner Seite auf dem wohlgefegten Wege zum Herrnberg hinauf. Das Unwetter verwehte auch den letzten Hauch seiner Verstimmung. Und es machte auf mich den Eindruck, als ob er von jetzt an sich mir gegenüber noch geflissentlich liebenswürdiger zeigte als zuvor.

* * *

Vor der Aufführung der „Gespenster" verlieh der Herzog dem Dichter den Großkomtur des Sächsisch-Ernestinischen Hausordens mit dem Stern. Ibsen hatte daran eine wahrhaft kindliche Freude. Seiner tiefen Wahrheitsliebe lag geheuchelte Gleichgültigkeit gegen derartige Auszeichnungen fern. Er gab sich gar keine Mühe, gewisse kleine Eitelkeiten, die man ihm kaum zugetraut hätte, irgendwie zu verbergen; und ich muß sagen, die volle Ehrlichkeit, mit der er diese Schwächen, wenn man es so nennen will, zur Schau trug, hatte in ihrer schlichten Einfalt etwas durchaus Versöhnendes.

Manches verstand ich freilich nicht recht, aber wie er es gab, akzeptierte ich es, wunderte mich freilich manchmal, fand es aber nicht lächerlich. Seine Kleidung überwachte er mit einer Peinlichkeit, wie man sie bei Männern überhaupt selten findet. Da ich ihn zu Tisch gewöhnlich abholte, wohnte ich den letzten Retuschen seiner Toilette bei. Er wurde nicht müde, vor dem Spiegel die steife, weißseidene Binde, die er immer trug, solange zu rücken, bis die geometrische Mitte mit der Kragenöffnung ganz genau

übereinstimmte. Er wandte sich nach rechts und links, um sich darüber zu beruhigen, daß sein schwarzer Gehrock auch nicht die kleinste widerspenstige Falte warf, und wenn er mit der Kleidung fertig war, beschäftigte er sich eingehend und virtuos mit der letzten Anordnung seines Haupthaares und des wohlgepflegten Bartes, der Wange und Kinn umrahmte. Besonders machte er sich zu schaffen mit der auf der Mitte der Stirn sich wild aufbäumenden Tolle, die so aussah, als ob entsetzliche Verzweiflung sie zerzaust hätte, aber tatsächlich durch langwierige Einwirkung von Kamm und Bürste erst ihren menschenverachtenden Ausdruck angenommen hatte.

Auf dem Wege von unserer Wohnung nach dem im zweiten Stock gelegenen herzoglichen Speisesaal kamen wir an verschiedenen großen Spiegeln vorbei. Ibsen blieb vor jedem Spiegel stehen, beschaute sich noch einmal prüfend, nahm aus der Brusttasche einen Kamm von größerem Format, als man ihn wohl bei sich zu führen pflegt, und schürte nochmals die Silberflammen, die aus der wundervollen Stirn hervorloderten.

* * *

Am Abend nach der dritten und letzten Vorstellung gab der Herzog zu Ehren seiner Gäste und seiner ausgezeichneten Künstler eine größere Gesellschaft, zu der alle Notabilitäten von Meiningen geladen waren. Wir gingen gemeinsam zum Herzog hinauf. Ibsen und Voß kamen in meine in der Mitte gelegene Wohnung. Als ich Ibsen mir etwas näher ansah, konnte ich mich des Lächelns nicht erwehren: er hatte im Knopfloch das Ritterkreuz des Sächsisch-Ernestinischen Ordens, um den Hals das Komturkreuz und auf der Brust den Stern desselben Ordens.

Ich sagte ihm: „Lieber Doktor, das geht nicht! Das Ritterkreuz müssen Sie ablegen. Wenn Sie die Statuten im Kopfe hätten, würden Sie wissen, daß man eigentlich verpflichtet ist, wenn man einen höheren Grad erhält, das Ordenszeichen des niederen Grades der Kanzlei zurückzuerstatten."

„Das sehe ich nicht ein," antwortete Ibsen.

„Ja, es ist nun mal so. Wenn Sie das Ritterkreuz und den

Stern zusammentragen, so ist das ungefähr, als ob ein Oberst sich Gefreitenknöpfe ansetzen ließe."

„Das sehe ich nicht ein," wiederholte Ibsen. „Das Ritterkreuz ist mir vor Jahren vom Herzog, den ich als großen Künstler sehr hochschätze, gegeben worden. Es war die erste Ordensauszeichnung, ich habe mich sehr darüber gefreut. Es ist mir ein liebes Andenken, von dem ich mich nicht trennen mag."

„Also schön," schloß ich das Gespräch, und wir gingen hinauf.

Die Hofchargen entsetzten sich baß über die völlig komment-widrige Anhäufung. Auch das scharfe Auge des Herzogs bemerkte es, und er lächelte. Freundlich und verständnisvoll. Ich stand gerade neben ihm und erzählte ihm, daß ich Ibsen darauf aufmerksam gemacht habe, daß eigentlich die beiden verschiedenen Grade desselben Ordens nicht zusammen getragen werden dürften, er habe mir aber mit freundlicher Bestimmtheit erklärt, das Ritterkreuz sei ihm lieb und wert, und er werde sich von einem so lieben Andenken nicht trennen.

„Das finde ich sehr hübsch von ihm," sagte der Herzog. „Ich freue mich darüber."

Und der Trennungsschmerz wurde ihm erspart.

Dankbar für die behaglichen und genußreichen Stunden, die wir als Gäste des Herzogs im lieben Meiningen gemeinsam verbracht hatten, verabschiedeten wir uns voneinander in freundlichster Weise, ich darf beinahe sagen: freundschaftlich. „Auf Wiedersehen in Berlin" war sein letztes Wort gewesen.

Mit Ibsen in Berlin

Inzwischen war die Berliner Gemeinde immer mehr gewachsen. Durch die „Nora"-Aufführung im Residenztheater und die nicht minder glänzende der „Wildente" im selben Theater mit Siegmund Lautenburg in einer vorzüglichen Leistung als Hjalmar Ekdal, sollte es den rührigen Freunden gelingen, das neueste Ibsensche Stück „Die Frau vom Meere" im Königlichen Schauspielhause, das sich bisher sehr spröde verhalten hatte, zur Aufnahme und Darstellung zu bringen. Bei diesem Anlaß machte, wenn ich mich nicht irre, Ibsen seinen schon in Meiningen angekündigten Gegenbesuch in Berlin.

„Auf Wiedersehen in Berlin" hatte er gesagt. Damit hatte es nun allerdings einen kleinen Haken.

Gott weiß wie, das Gerücht, daß sich Ibsen in Meiningen über mich geärgert hatte, war in die Kreise der Berliner Ibsengemeinde gedrungen — natürlich in der üblichen Verstärkung. Aus der flüchtigen, leichten Verstimmung war ein ernster Konflikt geworden. Ibsen hatte mich keines Blickes mehr gewürdigt und war abgereist, ohne sich von mir zu verabschieden. Von alledem hatte ich keine Ahnung.

Nun hatte Ibsen also wirklich gelegentlich irgend einer Erstaufführung — es wird wohl die „Frau vom Meere" gewesen sein — seinen bevorstehenden Besuch in Berlin Bekannten angezeigt. Aus dem Kreise seiner Verehrer hatte sich ein Komitee gebildet, um den großen Dichter bei einem Festmahl im „Kaiserhof" feierlich zu begrüßen. Es mochten wohl an die achtzig bis hundert Personen sein, die man als verläßliche Ibsenfreunde zu dieser Feier geladen hatte. Ganz zufällig erhielt ich davon Kenntnis. Mit einer Einladung war ich nicht beehrt worden. Ich nahm das gar nicht weiter übel, da ich eine begreifliche Unterlassung voraussetzte. Erst bei näherer Erkundigung stellte ich zu meinem Erstaunen fest, daß man mich geflissentlich umgangen habe, da „bekanntlich" mein Anblick dem zu Feiernden ein Greuel sei.

Also Ibsen kam nach Berlin, und einer seiner ersten Besuche galt mir. Wir schwatzten uns fest. Er blieb gleich zu Tisch bei mir. Und als er gegen fünf Uhr nachmittags aufbrach, sagte er mir: „Nun, wir sehen uns ja morgen im ‚Kaiserhof'."

Als ich ihm nun erklären mußte, daß das leider nicht der Fall sein könne, das Gegenteil vielmehr erwünscht sei, geriet der Ehrengast ganz außer sich. „Das geht nicht," wiederholte er ein Mal über das andere. „Das geht nicht! Das kann ich nicht zugeben." Ich hatte die größte Mühe, ihn einigermaßen zu beruhigen.

Am Vormittag des nächsten Tages — am Abend sollte das Festessen stattfinden — kamen Paul Schlenther und Otto Brahm, mit denen ich auf sehr gutem Fuße stand und die wohl die Hauptleute des Ibsenkomitees waren, zu mir, klärten in freundlicher Weise das Mißverständnis auf und baten mich herzlich, mich nicht in den Schmollwinkel zu verkriechen, sondern mit Ibsen und

ihnen den Abend gemütlich zu verbringen. Ich ließ mich nicht lange nötigen, sagte meine Teilnahme zu und bewog auch meinen Bruder Rudolf, mitzukommen. Bevor sich die Herren entfernten, entschuldigten sie sich, daß sie uns leider keinen der bevorzugten Plätze anweisen könnten, da die Tischordnung bereits gemacht und die Sitze längst in festen Händen seien. Auch darüber konnte ich sie ohne weiteres beruhigen, und mein Bruder und ich kamen ganz unten an einem der Schenkel der hufeisenartig gedeckten Tafel zu sitzen — übrigens in sehr netter Gesellschaft, die viel amüsanter war als die auf den Ehrensitzen in Ibsens nächster Nähe. Sein scharfes Auge hatte uns aber doch erspäht. Nach dem ersten Toast erhob er sich, schritt majestätisch, ohne irgend jemand anzusehen, durch den ganzen Saal, das volle Glas in der Hand, und kam demonstrativ auf uns zu. Er stieß mit uns an. Nachdem er auch diese Korrektur vorgenommen hatte, kehrte er ebenso würdevoll, wie er gekommen war, auf seinen Platz zurück.

Ibsen in Christiania

Unser Verkehr wurde während der folgenden Jahre durch keinen leidigen „Zwischenfall" mehr getrübt. Vor meiner Abreise nach Amerika schickte er mir sein Bild mit der Widmung: „Lieber Freund und Kollega! Eine glückliche Ozeanfahrt und ein ‚Willkomm zurück' wünscht Ihnen von Herzen Ihr treu ergebener Henrik Ibsen. München, den 23. Dezember 1890."

Erst nach Verlauf von fast vier Jahren konnte ich ihm meinen Gegenbesuch machen. Einer meiner liebenswürdigen Bekannten in Dresden, Baron Louis von Meyer, hatte sich das herrliche, aber allerdings etwas kostspielige Vergnügen gewähren können, auf einer reizenden von ihm gecharterten Privatjacht eine Nordlandfahrt zu machen, und mich dazu eingeladen. Wir verbrachten genußreiche vier Wochen auf dem Wasser der Fjords und in den freundlichen Städten und Ortschaften an der Küste der Schären.

Bei der Rückkehr von den Lofoten trennte ich mich von meinem freundlichen Wirte, der nach England dampfte, und fuhr nach kurzem Aufenthalt in Trondhjem mit der Bahn nach Christiania.

Auf gut Glück hatte ich an Ibsen geschrieben, daß ich mich einige

Tage in Christiania aufhalten würde und ihn bitte, für den Fall, daß er in der Stadt und nicht etwa durch seine Arbeit in Anspruch genommen sei, mich wissen zu lassen, wo und wann ich ihn aufsuchen könne. Zu meiner freudigen Überraschung war die erste Person, die ich beim Verlassen des Wagens in Christiania erblickte, Henrik Ibsen. Daran hatte ich auch nicht im entferntesten gedacht, denn ich kannte Ibsen als den Mann fester Gewohnheiten und wußte, daß dieser steinerne Norweger schwer wie ein Felsblock zu bewegen war. Wir begrüßten uns auf das herzlichste, und schon auf dem Wege von der Bahn zum Hotel hatten wir uns — anknüpfend an unsere fröhlichen Begegnungen in München, Meiningen und Berlin — soviel zu erzählen, daß wir sogleich für eine der nächsten Stunden eine Verabredung trafen, um in freundschaftlicher Behaglichkeit uns über alles mögliche auszusprechen. Während meines dreitägigen Aufenthaltes in Christiania verbrachte ich denn auch den größten Teil des Tages mit Ibsen.

Ibsen hatte sich gar nicht verändert. Er war vielleicht nur noch frischer und rüstiger geworden. Seine Gesichtsfarbe war blühend und kerngesund. Ich freute mich, den gedankenvollsten Dichter Norwegens so wiederzufinden: den kolossal bedeutenden Kopf mit der mächtigen Stirn, die von einer gewaltigen, sich hoch aufbäumenden weißen Mähne wie von lodernden Flammen umwogt wird, mit dem weißen Seemannsbart, der Wangen und Kinn umrahmt, dem energischen Mund mit den bartfreien, schmalen, geschlossenen Lippen, den grundgescheiten tiefsinnigen Augen hinter den scharfen Brillengläsern.

Zwischen Ibsens Kopf und seiner Gestalt bestand ein gewisser Widerspruch. Der Kopf hatte etwas wild Geniales, eine revolutionäre Größe. Die Figur war stämmig und breitschulterig, aber klein, und die Kleidung gab der Erscheinung etwas pedantisch Korrektes — es war der Kopf des bahnbrechenden Poeten auf der Gestalt eines peinlichen Beamten.

Trotz der Sonnenglut des überheißen Julitages trug Ibsen gerade wie früher den etwas philisterhaften, bis oben fest zugeknöpften zweireihigen Tuchrock mit sehr langen Schößen, die bis über die Knie hinabreichten, schwarze Tuchbeinkleider, eine steife weißseidene Krawatte und den sauber gebürsteten, glänzenden

Zylinder, gerade wie im kältesten Winter in Meiningen. Als er den Hut absetzte, betupfte er die Riesenstirn mit seinem buntseidenen Taschentuch und gab mit dem großen Kamm, den er bei sich führte, der wolkenstürmenden Tolle den gehörigen Schwung.

Beim Abendessen lernte ich Ibsens Sohn Sigurd kennen, der die schöne Tochter Björnstjerne Björnsons geheiratet hat. Das in dieser Ehe geborene Kind hat also das Glück, die beiden größten norwegischen Dichter der Gegenwart seine Großväter zu nennen. Herr Sigurd Ibsen, der sich später zu einer hohen Stufe in seiner diplomatischen Laufbahn aufgeschwungen hat, war ein ruhiger, ungemein sympathisch wirkender, hübscher junger Mann von den besten Formen und, wie sich im Laufe des Abends herausstellte, von großer Belesenheit und Bildung. Der junge Ibsen war Legationssekretär gewesen, in Washington und Wien; später wurde er norwegischer Minister. Seine politische demokratisch-norwegische Überzeugung hatte es ihm zur Pflicht gemacht, einstweilen, solange die schwedisch-reaktionäre Regierung am Ruder blieb, aus dem Staatsdienste auszuscheiden. Er hatte sich seitdem auf die politische Schriftstellerei verlegt und gehörte zu den angesehensten Publizisten seines Landes.

Henrik Ibsen war aufgeräumter, aufgetauter möchte ich sagen, denn je. Ich mußte über sein Gedächtnis staunen, wie er sich jeder Einzelheit aus unseren früheren Begegnungen, darunter Kleinigkeiten, die mir längst entfallen waren, erinnerte und sie mit einem Worte haarscharf bezeichnete. Ibsen war sehr mitteilsam und gesprächig. Ein „Causeur" im französischen Sinne des Wortes ist er freilich nie gewesen, aber er nahm weit regeren Teil an der Unterhaltung, als ich es in Deutschland je bei ihm wahrgenommen hatte. Gelegentlich hörte ich von ihm, daß er an einem neuen Schauspiele arbeite, von dem, wie er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit mir sagte, „drei Fünftel" fertig seien. Ich vermutete also, die drei ersten Akte eines fünfaktigen Dramas. Wie gewöhnlich wollte er das Stück zu Beginn des Winters abschließen, so daß es etwa um die Weihnachtszeit im Buchhandel erscheinen könnte.

Als wir gelegentlich in unserer Unterhaltung auf literarische Arbeitseinteilung zu sprechen kamen — jeder Schriftsteller wird auf seine Fasson selig und bildet sich seine eigenen Normen für

geistige Produktion —, gab mir Ibsen über die Entstehung seiner Werke interessante Aufschlüsse, die ich mir noch am selben Tage aufgeschrieben habe und nun hier folgen lasse:

Er arbeitet ungemein bedächtig und gewissenhaft, eigentliche Ferien gönnt er sich nie. Er schreibt täglich fünf Stunden, nicht mehr und auch nur selten weniger, von acht Uhr vormittags bis ein Uhr mittags. Er arbeitet in ziemlich gleichmäßigem Tempo und braucht zur Niederschrift eines jeden Stückes etwa fünf Monate. Die übrigen sieben Monate des Jahres füllt er mit den ungeschriebenen Vorarbeiten für das Stück aus. Jedes Stück schreibt er dreimal in drei völlig voneinander verschiedenen Redaktionen, soweit es sich um das Formale handelt. Am Wesen des Stückes selbst wird nicht mehr gerüttelt, sobald er sich zum erstenmal an den Schreibtisch setzt.

Seine erste Niederschrift ist ganz unfertig, skizzenhaft, gewissermaßen nur die Untermalung. Da sagt er ohne Rücksicht auf die Gebote der praktischen Bühne alles, was er sagen will, und hält sich auch nicht dabei auf, wie er es gerade sagt.

Die stärkste Veränderung erfährt das Stück bei der zweiten Umgestaltung. Da entsteht aus der „rudis indigestaque moles" der ersten Aufzeichnung das festgegliederte szenische Gebilde. Da erhält auch der Dialog schon im großen und ganzen seine endgültige knappe Fassung. Die dritte Redaktion ist eigentlich nur Reinschrift in noch strafferer und präziserer Form.

Die Fertigstellung des Stückes in dieser Gestalt erfordert, wie gesagt, etwa ein halbes Jahr unausgesetzter Arbeit. Während dieser Zeit meidet Ibsen, um die Einheitlichkeit der Stimmung zu wahren, möglichst alle Zerstreuungen und jeden Ortswechsel. Er hält dann mehr als je seine regelmäßige Tagesordnung aufrecht, steht zu festgesetzter Stunde auf, arbeitet das vorgeschriebene Pensum, nimmt seine Mahlzeiten zur selben Stunde, macht seinen gewöhnlichen Spaziergang und trifft auf die Minute, gerade wie früher in München im Café Maximilian, so hier im Lesezimmer des Grand Hotel ein, wo die Zeitungen, die er liest, für ihn schon bereitgelegt sind. —

Ibsen machte mir eine Bemerkung, die mich besonders frappierte, weil ich in meinem bescheidenen literarischen Schaffen ganz

dieselbe Wahrnehmung gemacht habe. „Obgleich ich mehr sogenannte Stoffe zur Hand und auch geistig durchgearbeitet oder wenigstens durchdacht habe, als ich in allen meinen Stücken zusammengenommen bisher habe verwenden können," sagte er mir, „überkommt mich doch jedesmal, wenn ich mit einem Schauspiel fertig bin, die Empfindung, das sei nun wirklich das Letzte, das ich geschrieben hätte; nun seien alle Quellen versiegt, nun hätte ich nichts mehr zu sagen. Aber ohne mein Zutun sammelt es sich ganz allmählich wie von selbst. Ich beschäftige mich wieder mit Vorliebe und bald ausschließlich mit einem ganz bestimmten Vorwurf, und daraus entwickelt sich dann gewöhnlich das neue Stück."

Obgleich Ibsen und Björnson eigentlich schon durch die Liebe ihrer Kinder einander nahegerückt waren, hatte sich zwischen den beiden doch niemals rechte Intimität, nicht einmal wahre Sympathie herausbilden können. Die Naturen der beiden waren eben zu grundverschieden voneinander. Ibsen stand der dichterischen Arbeit Björnsons, so hoch er die Gaben des kongenialen Landsmannes schätzte, doch kühl gegenüber. In vorsichtig diplomatischer Form sagte er mir gelegentlich: „Wenn man ein Stück schreibt, meine ich, so hat man sich ein bestimmtes Ziel gesteckt und sucht nun die Wege, auf denen man zum Ziel gelangt. Hat man sie gefunden und entsprechen sie dem, was man will, so macht man sich eben an die Arbeit; und erreicht man das Ziel, so ist das Stück fertig. Daß man wie Björnson von einem Stücke, das seit Jahren abgeschlossen ist, ganze Akte vollständig umarbeitet und auf denselben Wegen, die man sich früher gebahnt, auf ein anderes, mitunter diametral entgegengesetztes Ziel lossteuert, das begreife ich nicht recht."

Ich brauche mich nicht gegen den Vorwurf zu verwahren, daß ich in meiner Bewunderung Ibsens Björnson etwa unterschätzte. Ich verehre in dem kongenialen Dichter von „Über unsere Kraft" den großen Norweger, dem wir dies Schauspiel, wohl eines der bedeutendsten und packendsten, die unsere Zeit überhaupt hervorgebracht hat, zu danken haben.

Da ich nun den größten Teil Norwegens kennen gelernt hatte, interessierte es mich, den Ort der Handlung, den sich Ibsen für seine Hauptwerke gedacht hat und den er nie näher angibt, mir

von ihm selbst bezeichnen zu lassen. Ibsen sagte mir, er denke selten an einen bestimmten Ort; ihm schwebe bei seiner Arbeit gewöhnlich eine größere Landschaft vor, eine allgemein norwegische Gegend ohne lokale Beschränkung. Für die „Gespenster" habe er die Gegend von Bergen im Sinne gehabt, „wo es sehr viel trübe Tage gibt und viel regnet", für die „Frau vom Meere" dagegen die anmutige, fast italienisch wirkende Landschaft von Molde und dem Romsdalfjord, für die „Wildente" „so etwa Christiania".

Wer einmal mit Ibsen durch die Straßen von Christiania gegangen, konnte sich leicht davon überzeugen, in wie hohem Ansehen der Dichter bei seinen Landsleuten stand. Die Leute stießen sich an, wenn sie die gedrungene Gestalt Ibsens kommen sahen, machten ehrerbietig Platz, zogen den Hut bis auf die Erde und wandten sich nach ihm um. Wie Dante über den Platz von Ravenna, so ging Ibsen durch die Straßen von Christiania. Auch auf ihn blickte man mit einer gewissen Scheu, wie auf einen Mann, der den Weg in ein Jenseits zum Reiche der Geister gefunden hatte.

Ibsens Tod

Im Jahre 1906 ist Henrik Ibsen, achtundsechzig Jahre alt, in Christiania gestorben. Seine letzte Lebenszeit war von grausamer Tragik. In unausgesetzter schärfster Anspannung überanstrengt, hatten sich seine geistigen wie auch seelischen Kräfte erschöpft. Nichts von alledem, was um ihn und in ihm vorging, vermochte ihn noch zu bewegen. Er empfand nichts mehr für seine Umgebung, nichts mehr für sich selbst. In einer abgestorbenen Welt war er nur noch ein atmender Toter, ohne Freud und Leid, bis der letzte Lebensfunke in ihm völlig erlosch.

In dem verträumt stillen Parke vor der Stadt hat man ihn begraben.

Da breitet sich, von schlanken Birken, hochstämmigen Buchen, alten Pappeln und üppigem Buschwerk umstanden, eine weite Matte in leuchtendem Grün. Und da erhebt sich, abseits vom Wege, aus dem plüschartig kurzgeschorenen Rasen ein unansehnlicher kleiner Hügel, schmucklos, ohne Gedenkstein und Aufschrift. Darunter ruht Henrik Ibsen.

So war es. Seitdem soll man sich entschlossen haben, dem Dichter eine seiner Bedeutung angemessenere würdige Ruhestätte zu bereiten, für deren monumentalen Schmuck Norwegens größter Bildhauer, Stephan Sinding, ausersehen worden ist. Ich kenne das Werk nicht, aber ich bin überzeugt, daß der Künstler die ihm gestellte Aufgabe meisterlich gelöst haben wird. Aber brauchte sie überhaupt gestellt zu werden? Mußte da wiederum eine allegorische Gestalt — Dichtkunst oder Vaterland — gesenkten Hauptes an eine gebrochene Säule gelehnt den stillen Mann da unten betrauern? Ich meine, hier wo die Natur so eindringlich gesprochen hat, durfte die Kunst wohl schweigen. Ein rührenderes, stimmungsvolleres, dem inneren Wesen des Dichters entsprechenderes Grab vermochte man sich kaum vorzustellen. Und dem, der vor dem einsamen Hügel auf grüner Wiese stand, brauchte in Worten und Werken nicht erst gesagt zu werden: Hier ruht Henrik Ibsen.

Register

A

Aberglaube bei Karl Sontag 48 f., dichterische Darstellung (Anzengruber) 300 f.
Adlon und Dressel im Zoologischen Garten 27.
Aschylos, „Perser", Musik von Herzog Bernhard von Meiningen 333.
Afinger, Bernhard, Reuterbüste 106, Ernst Moritz Arndt 110, bei Fritz Reuter 109 f., Spaziergang 112 f.
„Albatros", karlistische Bedrohungen 238.
Albrecht, Emilie, Frau von David Kalisch, auf „Albrechtshof" 67 f.
Alexander II., Kaiser von Rußland 78 f.
Alpenbauern, geschlossene Hauswirtschaft 312.
Alt, Rudolf von, Aquarell bei Spitzer 322.
Altenstein (Meiningen) 281, 363.
Altruismus, Julius Stettenheims Pädagogik 104.
Andrassy, Gyula 191, 271.
Andere, Der, Schauspiel 293, 336.
Antoine, Théâtre, Paris 336.
Anzengruber, Ludwig, Kürnberger und Spitzer, gemeinsame Eigentümlichkeiten 296 ff., Das vierte Gebot 297, Bauernpsychologie 297, 299 ff., Pfarrer von Kirchfeld 298, 303, Meineidbauer 298 f., G'wissenswurm 298, 303, Beiträge für Nord und Süd 298 ff., Häuslichkeit 298, Kreuzelschreiber 299, Schiller- und Grillparzerpreis 299, 301 f., häusliches Ungemach 299 f., 304 f., Schwermut 297, 301, Die Trutzige 301, Beinbruch 302 f., Herausgabe der „Heimat" und des „Figaro" (Wien) 303, Wiener Volkstheater 303, Aufführungen in Berlin 303 f., Bescheidenheit 314.
Arena in Baden bei Wien, Theater unter freiem Himmel 158 ff., Anforderungen an die Phantasie 159 ff., Liebenswürdigkeit des Publikums 161.
Aristophanes, Wespen 96, Frauenherrschaft 282 f.
Arndt, Ernst (Burgtheater) 295.
— Ernst Moritz (Afinger) 110.
Artisten, „Aujust" Belling 10, Löwenbändiger Batty 10, George Bellys Freunde 10 f., der „Fischmensch" 10, Clownszenen 10, Little Wheel 10, A. des „Wintergarten" 30, artistische Versuche Gustav von Mosers 30.
Auerbach, Berthold, „Wo ist die Narbe?" 81.
Auernheimer, Raoul (Wien) 296.
Augier, Olympias Ehe 206.
Augsburg, Aufführung von Ibsens „Gespenstern" 372.

B

Bach, Friedemann, Orgelsonate 335.
Bach, Joh. Sebastian, Haus in Eisenach als Museum 115.
Bacher, Eduard, Neue freie Presse 296.
Bachmann, Frau B.-Günther, Skandalszene auf der Leipziger Bühne 221.
Baden bei Wien (Südbahn), Arena 158 ff., in B. mit Johann Strauß 169.
Ballett für die Weltausstellung in Chikago, Johann Strauß als Komponist lehnt ab 185 ff.
Bamberger, Ludwig, „Tribüne" 97.
Barnay, Ludwig, Ordensauszeichnungen 46, im „Kaufmann von Venedig" (Festspiel) 356, Gastspiel in Berlin (Nationaltheater) 369.

Baron-Schan, Kunstpfeifer 156 f.
Barrière, Théodore, Filles de marbre 206.
Barth, Johann Ambrosius (Leipzig) 25.
Barthel, Alexander, Meiningen 353, als Bassanio im „Kaufmann von Venedig" 355, als Oswald in Ibsens „Gespenstern" 355, 373, als Lionel in der „Jungfrau von Orleans" 328, 355.
Bassermann, Albert, in Hartlebens „Rosenmontag" 51 f., in „Der Andere" (Meiningen) 336.
Batkowsky, Reuterbildnis 110.
Batty, Löwenbändiger, Bellys Freund 10.
Baudius, Auguste Wilbrandt-B., unter Laube am Burgtheater 198, 271, Burgtheateraufführung von „Ein Erfolg" 239, Adolf Wilbrandts Lebensgefährtin 261, Motte in Wilbrandts „Malern" 263, Gastspiel in Leipzig 279, Gastspiele und Übergang zum „älteren Fach" 294, Gewissenhaftigkeit gegenüber der Dichtung 294 f., Mitglied des Hoftheaters in Meiningen und Wiederentführung nach Wien 294 f., im „Kaufmann von Venedig" (Festaufführung in Meiningen) 356.
Bauer, Café, nachts mit Adolf Wilbrandt 267 f.
Bauer, Julius, Feuilletons und (mit Hugo Wittmann) Textdichtungen zu Operetten 296.
Bauernfeld, Eduard von, Sontags Glanzleistungen in seinen Bühnengestalten 39.
Bauernpsychologie bei Ludwig Anzengruber 297, 299 ff.
Baumeister, Bernhard, gratuliert Sontag zu seinen „Novitäten" 40, Stern des Burgtheaters 198, 271.
Bayonne, Richard Lindau in B. 238.
Beaumarchais, Zitate 53, 117, Dingelstedts Bearbeitung von „Figaros Hochzeit" 237, 249.
Becker, Intendant des Herzogs Ernst von Koburg, soll Sontags Wünsche erfragen 47.
Beethoven, C-moll-Sinfonie 359.
Begas, Grete, Persönlichkeit 275 f.
Behlert, Erbauer des neuen Hoftheaters in Meiningen 362.
Belling, „Aujust" des Zirkus Renz 10.
Bellini, Giovanni, Heiligenbild 329.
Belly, George, Verfasser von „Monsieur Herkules", auf seiner nächtlichen Runde 8 f., berückende Liebenswürdigkeit 9, pumpt die Exekutoren an 9, seine Freunde, die „Artisten" und Helden des „Brettl" 9 ff., Spezialitätenliterat 10, der verbindende Text zur ausgestopften Julia Pastrana 10 f.
Benedikt, Moriz, Neue freie Presse 296.
Benedix, Roderich, Sontag in „Doktor Wespe" 39 f.
Berg, Marie (Gräfin Christalnegg), Prolog bei der Silberhochzeit des Herzogs Georg 354 f., als Frau Alving in Ibsens „Gespenstern" 373.
Berger, Alfred von, Burgtheaterdirektor 198.
— Wilhelm und Herzog Georg von Meiningen 335.
Berlin, Lokale 5 f., 8 f., 17, 27 f., 55, 57, Bellys Wohnungen in der Mittelstraße 8, Mosers Besuche in B. 30, dauernder Aufenthalt in Berlin (seit 1872) 63, Kladderadatsch, ein spezifisches Berliner Witzblatt ohne Berliner Redakteure 65 f., Berliner Witz bei Kalisch, Mehring, Stettenheim 98, Albrechtshof 67 f., Dialekt 98, Wilhelm Busch hält nicht sein Berliner Besuchsversprechen 123, 126 ff., 130, Wien und B. 137 ff., Erfolg der „Fledermaus" in B. 170, 183, Erstaufführung von „Ein Erfolg" in B. 233 ff., Laubes Berliner Hoftheaterreformpläne 240 ff., mit Adolf Wilbrandt in B. 267 ff., 275, Marienkirche 267, Berliner Theater 282 f., 295, Ibsen in B. 377 ff.
Bernhard, Herzog von Sachsen-Meiningen, musikalische Begabung 333, Charakteristik 367, Totenfeier des Herzogs Georg 365, in Cannes 361, Besuch in Meiningen 373.
Bernstein, Max und Ibsen 372.
Bibel, Zitate 3, 271, 327.
Björnson, Bj. „Maria von Schottland" 333, 345, „Über unsere Kraft" 345, 361, 383, „Fallissement" 370, B. und Ibsen 383.
Bismarck, politische Bedeutung von Ernst Dohm schon früh erkannt 74 f., Begrüßung durch den Zaren mit Dohmzitat, B. verwendet sich für

Dohm beim König (1864) 78 ff., Johannes Trojans Vater und B. 82, B. und Andrassy 191.
Blätter, Lustige (Jüttner) 65.
Blasel, Wien 168.
Blenke, Otto, künstlerische Possendarstellung 22.
Blumenthal, Oskar, „Hans Huckebein" 345, „Weißes Rössel" 345, Urteil über Meiningen 344, in Meiningen 349.
Bognar, Friederike, Gastspiel in Berlin (Nationaltheater) 369.
Bohème 8.
Boileau, Verse an Molière 30, Zitat 293.
Brahm, Otto, führt Hartlebens „Rosenmontag" auf 51, Ibsen 373, 378 f.
Brahms, Johannes, Freundschaft mit Johann Strauß 170, 180, 189 f., bei Strauß 171 ff., 176, 181, Urteil über Strauß 174, 179, Aufschrift auf den Autographenfächer 178, Meiningen 333 ff., 368.
Brandt, Gustav, Karikaturen für den Kladderadatsch 65.
Brehm, Helmut, Meiningen 353.
Breslau, Journalistentag 95.
Brigl, Verleger der „Tribüne" 96 f.
Brinkmann, Max, Kladderadatsch 65.
Brouwer, von Wilhelm Busch bewundert 125.
Buchholz, Robert, Direktor des Nationaltheaters Berlin 369 f.
Buckle in Reuters Bibliothek 111.
Buddeus, Frau Geheimrat, bei Heinrich Laube 200 f., 204, 212, 223.
Bühne vgl. Regie, Theater usw., Bühnenbild 327, 329 ff., 351.
Bülow, Fürstin, und Adolf Wilbrandt 272.
Bülow, Hans von, Bewunderung für Johann Strauß 180, Meiningen 334 f., und Ellen Franz 352.
Buffon, Zitat 100.
Bunsen 11.
Burgtheater in Wien 20, 140 f., 170, 197 ff., 215 ff., 224, 231, 236 ff., 247 ff., 261, 263, 271 f., 293, 295 f.
Busch, Wilhelm, Zitate 3, 121, 128 ff., 132 f., B. und Trojan 85, Bekanntschaft mit B. 116 ff., Fromme Helene 116, 120 f., 131, Legende seines Todes 116, 118 f., Bildnis Lenbachs 116 f., 122, Kopieren 119 f., Eigentümlichkeiten seines Stils und seiner Einfälle 120 f., Huckebein, der Unglücksrabe 120, Onkel Nolte, Schneider Böck, Witwe Bolte 120 f., Selbstverständlichkeiten unter Vorbehalt 121 f., Herbsttage in München (1877) 122 ff., Autobiographie 124, Wiedensahl 125, Bienenzucht und Beiträge für die Bienenzeitung 125 f., Vorliebe für die niederländischen Werke 125 f., Heiliger Antonius 126, 131, Silvestergedicht 128 f., Pater Filuzius 131, Briefe 124, 126 f., 131, 133, Zurückgezogenheit 131 ff., Zu guter Letzt 132, Beitrag zum Festbande für Adolf Wilbrandts siebzigsten Geburtstag 133 f., 260, Wilbrandts Liebe zu ihm 284.

C

„Cagliostro" (Johann Strauß) 172, 174, 182 f., 191.
Camporeale, Prinzessin Maria von (Bülow) 272.
Canova, Gruppenbild 123.
Carlsen, Paula, künstlerische Possendarstellung 22.
Carltheater in Wien 168, 237, 239.
Cervantes, Don Quichotte 142.
Charivari 76.
Charlotte, Herzogin von Sachsen-Meiningen 361 und Herzog Georg 368, Besuch in Meiningen 373.
Chodowiecki, Stich bei Spitzer 322.
Chopin, F. F. 181.
Christalnegg, Gräfin (Berg) 354 f.
Christel 276.
Christiania, Ibsen 379 ff.
Chronegk, Ludwig, Meiningen 330, 337, 340, 355, 373.
Claar, Emil, Laubes bedeutendster Adlatus 203 ff., 221 ff., 279, 371, 377.
Claudius, Matthias, Zitat 368.
Connard, Leo (Berliner Theater) 282.
Corot, Farbenstimmung 254.

D

Daenzer, Georg, und die „Schrammeln" 154.
Damengesellschaft und Schriftsprache 310.

Damenkapellen, Wien 164 f.
Dampfnudeln, Gesellschaft bei Hugo Müller 16 f.
Dante in Ravenna 384.
Dawison, Bogumil, im Königsleutnant 39.
Delaroche, Paul, Gemälde von Henriette Sontag als Donna Anna 43.
Delia, Hermine, in „Marion" 206, Skandalszene auf der Leipziger Bühne 221.
„Demetrius", Laubes Fortsetzung zu Schillers Fragment 199 f.
Dessau, Intendant Diedicke 35 f., „Johannistrieb" 279.
Deutsch, O. E. 317.
Deutsche Zeitung 315.
Deutsches Theater 30, 295, 303 f.
Deutschmeister 145.
Devrient, Ludwig, Bildnis 6.
— Otto, Fausteinrichtung 357.
Dickhoff, Karl, Verbrecher 11.
Diedicke, Ferdinand, Intendant 35 f.
Dingelstedt, Franz von, Burgtheaterdirektor 197, 295, 327, Gegensatz zu Laube 214, 245 ff., 249, 253 f., Annahme von „Ein Erfolg" 236 f., Besprechung seiner Bearbeitung von „Figaros Hochzeit" in den „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" 237, 249 ff., Intendant in München 245, Gratulant beim Jubiläum von Botho von Hülsen 247 f., Visitenkarte 247, Regiekunst 252 ff., Proben von Wilbrandts „Nero" 254, Stimmung des Bühnenwerks 254, Shakespearebearbeitungen 254 f., Briefe 256 ff., Zukunftspläne 256 ff., Lockung nach Wien 257 f., „Tante Therese" 258, Aufenthalt in Helgoland 257 ff., Gedicht auf eine vom Blitze erschlagene Schauspielerin 259, eigener Grabspruch 260.
Dóczy, Ludwig von, Dichter und Politiker in Wien 271.
Doenhoff, Gräfin Marie, Prinzessin von Camporeale (Fürstin Bülow) 272.
Doenniges, Helene von, Frau Siegwart Friedmann 225.
Doermann, „Walzertraum" 168.
Dohm, Ernst, am Stammtisch 11, „Kladderadatsch" 63, 66 f., 69, 73 ff., humanistische Bildung 67, schlagfertiger Witz 70 f., Geldverlegenheiten 71 f., Hasardspiel 72 f., Satire 73, Nachdichtungen 73, Verhältnis zu Bismarck 74 ff., 78 ff., Napoleon III. 75 f., Gedichte 76 ff., 91, Verhaftung 78, 84, Befreiung 80, Frau und Töchter 72, 80.
Donauwalzer 173, 178, 191 f.
Drach, Emil, Meiningen 353.
Drahrer, Wiener 147, D.lied 164.
Dresden, Hofkapelle und Oper 188 f., Hugo Müllers Übersiedlung nach D. als Direktor des Residenztheaters 17.
Dressel, Rudolf, Gastwirt in Berlin, Stammtisch 5 ff., 19 f., 27 f., 31, 369.
Dreyhausen, Frau von, Stieftochter von Johann Strauß 171 f.
Dürer, Albrecht, Liebe Wilbrandts zu ihm 284.
Dumas, Alexander, Sohn, Kameliendame 206.
Dzierzon, apistische Autorität 126.

E

Ebermann, Leo, „Athenerin" 345.
Echegaray, José, „Galeotto" 373.
„Edelknaben" (Wien) 145.
Ehrlich, Heinrich, Respekt vor Johann Strauß 180.
Eisenach, Besuch bei Fritz Reuter 106 ff., Erholungsaufenthalt 363.
Ellmenreich, Franziska, Gastspiel in Berlin 369.
Engelhardt in „Marion" 206.
Engels, Georg, Possendarstellung 22, in „Der Andere" (Meiningen) 336.
Erbswurst 69.
— Paula 99.
Erfolg, Ein, Schauspiel 230 ff., 249 ff.
Erhartt, Luise, Kgl. Schauspielhaus 346.
Ernst, Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha und Karl Sontag 47.
— Prinz von Sachsen-Meiningen 361, 366 ff.
Eselswiese in der Leipziger Presse 220.
Essipoff, Annette, Johann Strauß spielend 181.
Etienne, Michael, Neue freie Presse 296.
Eulenburg, Philipp Fürst, Angriffe des „Kladderadatsch" 64.

F

Falstaff, Tilgners Bildwerk 142.
Familie und Literatur (Kürnberger) 307 f., Familienblatt, illustriertes (in Leipzig) 306 ff.
Felix, Wiener Maler 176.
Feodora, Prinzessin von Sachsen-Meiningen, Gemahlin des Prinzen Heinrichs XXX. von Reuß 368.
— von Sachsen-Weimar 366 f.
Feuilleton als Kunstwerk 307, 316 f.
Fiakerlied, von Girardi vorgetragen 144, Verbreitung und Beliebtheit 151 ff., Fiakertypus 152 f., Lobgesang auf das geliebte Wien 166.
Fichte, Johann Gottlieb, Dissertation 283.
„Figaro", Anzengruber übernimmt die Redaktion des Wiener F. 303, „Figaros Hochzeit" (Dingelstedt) 237, 249 ff., „F.", Pariser Zeitung 336.
Fischer, Hans, in Hartlebens „Rosenmontag" 52.
Fitger, Artur, in Meiningen 356, 368, Urteil über Meiningen 344, „Hexe" 345, „Rosen von Tyburn" 345.
„Fledermaus", Aufnahme in Wien und Berlin 170, 183, guter Text von Zell (Walzel) und Genée 170, 184.
„Fliegende Blätter", der „Staatshämorrhoidarius" 99, Zeichnungen und Gedichte von Wilhelm Busch 124.
Foerster, Dr. August, Burgtheaterleitung 197, unter den Hauptdarstellern 198, 271, Hilfslehrer an der „Latina" in Halle 231, Unterredung wegen des „Erfolg" in Schandau 231 ff., Vermittlung bei Dingelstedt 236 f., 249, unter den Mitspielenden von „Ein Erfolg" 239, Interesse für „Maria und Magdalena" 263.
Fontane, Theodor, ohne Sinn für Feierlichkeit 50.
Forckenbeck, Max von, als Anziehungskraft für die „Tribüne" 97.
Formes, Ernst, künstlerische Possendarstellung 22.
Fortschrittspartei, Ernst Dohms Stellung zur F. und zu Bismarck 74 f., „Tribüne" 97.
Frankfurt a. M., Theaterleitung Claars 222.
Franz, Ellen (Freifrau von Heldburg) 351 ff.
Franz Ferdinand, Erzherzog, Serajewo 366.
„Frauenherrschaft" von Adolf Wilbrandt nach Aristophanes 282 f.
Freischütz, Hamburger, Stettenheim 95 f.
Frenzel, Karl, Rede auf Julius Stettenheim 102 f., in Meiningen 368.
Frieb-Blumauer, Frau, in „Ein Erfolg" 234.
Friedlaender, Max (I.), Herausgeber der „Neuen Freien Presse" 296.
— — (II), Redakteur des „Kladderadatsch" 65.
Friedmann, Siegwart, und seine erste Frau Helene, geb. von Dönniges, „Maria und Magdalena", Anregung und Rollenbesetzung 225, bei den Anzengruber-Aufführungen am „Deutschen Theater" in Berlin 303.
Friedrich, Prinz von Sachsen-Meinigen 366 f.
Friedrich Wilhelm IV., Attentat 82, Abschiedsgruß Dohms an den dahingeschiedenen König 91.
Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater (Berlin), Erfolg der „Fledermaus" mit Albin Swoboda 170, 183, „Cagliostro" 182 f.
„Frühlingsstimmen", Walzer von Johann Strauß, von „Baron Schan" gepfiffen 157, Aufführung von Ernst Schuch 190.
Fulda, Ludwig, „Jugendfreunde" 345, F. und Ibsen 372.

G

Gabillon, Ludwig und Zerline, Sterne des Burgtheaters 198, in „Ein Erfolg" 239, 250.
Ganghofer, Ludwig, „Herrgottschnitzer" 345.
„Gartenlaube", Ernst Keil 200.
„Gasparone", Girardis Leistung 151.
Gastein, Reiseabsicht 142 ff., Karl Sontag in G. mit dem alten Kaiser Wilhelm 44.
Gastspielreisen 327, 331, 341, 368.
„Gegenwart", freundliche Aufnahme 225, angenehme Tätigkeit, Georg Stilkes Hilfe 230, Dingelstedt 256 f., Friederike Kempner 269 f., Begründung 308, Theateraufsätze 330, Nekrabesprechung 371.

Geibel, Emanuel, von Truhn vertont 88, Entrüstung über Wagnerverse 334.
Genée, Richard, Text der „Fledermaus" 170, 184.
„Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", Hugo Müller 21, G.szeitung 41.
Georg, Herzog von Sachsen-Meiningen und Karl Sontag 44, Adolf Wilbrandt 281 f., Dramaturgie 327 ff., Bühnenbild 330 ff., Musikeinlagen 333 f., Ohrenleiden 335 f., Achtung vor der Dichtung 338, Skizzen und Randglossen 339 ff., Silberhochzeit 350 ff., Leseproben 352 f., Jagdliebhaberei 363, Urteilsrevision 363 ff., Tod 365 ff.
Gertinger photographiert Johann Strauß 182.
Geßner, Teresina, bei den Anzengruberaufführungen am „Deutschen Theater" in Berlin 303.
Gilm, Hermann von, „Stell auf den Tisch ..." 52 ff.
Girardi, Alexander, „Fiakerlied" und „Zigeunerbaron" 144, 151 f., als Vertreter unverfälschten Wienertums 149 ff., Charakteristik seines Vortrags 151.
Girndt, Otto, Kompagnon von Moser 32.
Glaßbrenner, Adolf, „Berliner Montagszeitung" 83.
Glaube, Aberglaube und Unglaube, Charakteristik bei Anzengruber 300 f.
Gleim, Zitat 289.
Gneist, Rudolf von, Staatsrecht 11, Sammlung des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur" 257.
Godeck, Karl, im „Kaufmann von Venedig" (Festaufführung in Meiningen) 355.
Goerner, Karl, im „Kaufmann von Venedig" (desgleichen) 355.
Goethe, allgemein 284, 310, Stammtischgäste 4, Theodor Lebruns Ähnlichkeit 21, Faust 308, Faust II, Letzter Akt 357 ff., Worte aus Faust 4, 79, 311, Egmont 102, 257, Suleikalieder der Marianne von Willemer 119, Friedenssehnsucht 133, Lied an den Mond 225 f., 228, Das Parterre spricht 293, Pater Brey 310 f., Goetz 311, G.-Philologie 311, „Narr auf eigene Hand" 313.
Goetze, Emil, Ernennung zum Königlichen Kammersänger 268 f.
Goldmark, Karl, Bewunderung für Johann Strauß 180.
Goldschmidt, Adalbert von, Urteil über Johann Strauß 179 f.
Goltz, Graf von der, Oberst 346 ff.
Gottschall, Rudolf von, einflußreichster Theaterkritiker in Leipzig 215, Dramen 217, Laubes ablehnende Haltung 217 f., „Pitt und Fox" 217 ff., „Katharina Howard" 217, „Annexion" 219, Kritik der Laubeschen Theaterleitung 217 ff., 222, Bewerbung um die Direktion 223 f.
Grabbe, „Don Juan und Faust" 345.
Graef, Prozeß, von Boguslaw Müller geleitet 11.
Greif, Martin 311.
Grillparzer, „Libussa" 361, G.preis für Ludwig Anzengruber 299.
Grube, Max, als Shylock 355, in Ibsens „Gespenstern" 373.
Grünfeld, Alfred (Pianist), Straußsche Walzer spielend 144, 148, 176 f., 181.
— Heinrich (Cellist), Straußsche Walzer spielend 144, 148, 157, 176 f.
Guschlbauer, Edmund, Wiener Volkssänger, den „alten Drahrer" vortragend 144, 164, „z'schwach auf der Brust" 163, Damenkapellenlied 164 f.
Gutzkow, Karl, „Königsleutnant" 39.

H

Haase, Friedrich, im „Königsleutnant" 39, Ordensauszeichnungen 46, Leipziger Theaterdirektion 224.
Hackländer, Fräulein, Verlobung 124.
Händel, Georg Friedrich, „Largo" 284.
Hänel, Albert, Laubes Stiefsohn 244.
Häusser, Karl, Hofschauspieler München 345.
Haizinger, Amalie, Burgtheater (Wien) 198.
Hallberger, Eduard von, Tutzing 369.
Hallein, Wilbrandts Aufenthalt 276 ff.
Hamburg, „Thaliatheater" 8, Stettenheim 95 f., Stadttheater 371.
Hamon, Bild bei Reuter 111.
Hanfstaengl, Erwin, mit Lenbach und Busch bei ihm 123.

Hanslick, Eduard, Urteil über Johann Strauß 180, 191 f., Donauwalzer 191 f.
Hanswurst, Tilgners Gestaltung 141 f.
Harmonium bei Johann Strauß 171, 177, Würdigung 171.
Harner, Gebrüder, Wiener Walzerspieler 154.
Hartleben, Otto Erich, „Rosenmontag" 51 ff., „Stell auf den Tisch ..." 52 ff., „Ehrenwort" 345.
Hartmann, Ernst, Hofburgschauspieler zu Wien 198, 271, in „Ein Erfolg" 239, scherzhafte Warnung vor Dingelstedt 252, 255, Gastspiel in Berlin (Nationaltheater) 369.
— Helene, geb. Schneeberger, Hofburgschauspielerin zu Wien 198, 271, in „Ein Erfolg" 239, Gastspiel in Berlin (Nationaltheater) 369.
Hasenauer, Freiherr von, Erbauer des Wiener Burgtheaters 141.
Hauptmann, Gerhart, „Versunkene Glocke" 345.
Hausmann, Klara, im „Kaufmann von Venedig" 355.
— Stammtischlokal 8 f., 28.
Hausner, Berta, bei den Anzengruberaufführungen am „Deutschen Theater" in Berlin 303.
Haußmann, G. E. Baron, Präfekt von Paris 137.
Haydn, Joseph, österreichische Volkshymne 192.
„Heimat", Wiener Wochenschrift, Anzengruber übernimmt die Herausgabe 303.
Heine, Heinrich, Nachdichtungen antiker Lyrik im H.schen Stil von Herbert Pernice 25, verschwundene „Jugendeselei" beklagt 144, Dingelstedt, der „Mann mit den langen Fortschrittsbeinen" 249, Romanzero 310.
Heinrich XXX. von Reuß 368.
Heldburg, Helene Freifrau von, Bekanntschaft mit Adolf Wilbrandt 281, Herzog Georg und Freifrau von H. als Wirte in Meiningen 328 f., 373 f., Ellen Franz in Mannheim 351, Eltern und Hausfreunde 352, Vermählung 353, Silberne Hochzeit 353 ff.
Helgoland, Dingelstedts Aufenthalt 257 ff., Grabsteinverse von Dingelstedt 259.
Helmerding, Karl Heinrich, Berliner Possenkünstler 22.
Helmholtz, Hermann von 11.
Herrenberg bei Meiningen 375.
Herwegh, Georg, „gesinnungsvolle Opposition" 218.
Heyse, Paul, „Vanina Vanina", italienische Musikeinlagen 333 f., Meiningen 368, 344 f.
Hietzing bei Wien 169, 174, 178.
Hildburghausen, Theater 344.
Hiller, Lokal, Berlin 15.
Hobbema, Bild in Meiningen 329.
Hofburgtheater s. Burgtheater.
Hofer, Hilda, in „Viola" (Berliner Theater) 282.
Hoffmann von Fallersleben, Kneiplieder 4.
Hofmann, Albert (Verlagsbuchhändler) 63, 66, 73, 182 f., 257.
— Oskar, Wiener Couplets vortragend 144, Liedersänger und Autor 161 f.
— Rudolf, Sohn des Verlagsbuchhändlers Albert H. (Verlagsbuchhändler) 63.
Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz Konstantin, Dingelstedts Glückwunschüberbringung 248.
Holstein, Baron, Diplomat 64.
Holzkirch bei Lauban (Moser) 8.
Hondecoeter, Bild in Meiningen 329.
Honorarfragen (Kürnberger) 307.
Horaz, Nachdichtungen von Pernice 25.
Houdon, Molièrebüste 250 f.
Hoxar, Wilhelm Freiherr von, Schauspieler (1868—75 am Königlichen Schauspielhause in Berlin) 7 f.
Hübner, Dr. Julius, Künstler des Thaliatheaters in Hamburg 8.
Hülsen, Generalintendant Botho von 233 ff., 240 ff., 247 f., Graf Dietrich und Georg 248, Graf Georg H.-Haeseler in Meiningen 362.
Hugo, Viktor 75.
Hutten, Ulrich von 111.

J

Jacobsohn, Dr. Eduard, Kompagnon von Moser 32.
— Leopold, „Walzertraum" 168.
Jahn, Wilhelm, Bewunderung für Johann Strauß 180.
Jansen, Lokal 8 f.

Jauner, Franz, Wiener Theaterleiter 186.
— Theodor, bei den „Schrammeln" 157.
Ibsen, Henrik, „Baumeister Solneß" 276, Urteil über Meiningen 344, 373, „Wildente" 345, 377, 384, „John Gabriel Borkman" 345, „Gespenster" 355, 372 ff., 384, „Kronprätendenten" 368, „Nordische Heerfahrt" 368, J. und Herzog Georg von Sachsen-Meiningen 368, 372 ff., „Kaiser und Galiläer" 370, „Nora" 371, 377, „Frau vom Meere" 377 f., 384, J. in München 369 f., Liebenswürdigkeit 369 ff., Festmahl in Berlin 378 f., J. in Christiania 379 ff., Grab 384 f.
Ibsen, Sigurd, Diplomat 381.
Jensen, Wilhelm, „Kampf ums Reich" 345.
Immermann, Karl, „Trauerspiel in Tirol" 345.
Intendant und Theaterdirektor 241 ff.
„Johannistrieb" und Wilbrandts „Natalie" 279 f., Aufführung in Meiningen 329.
Johnson, Artur, Zeichner des „Kladderadatsch" 65.
Isokrates und Kürnberger 307.
Juan, Don, Tirso de Molina 142.
Judic, Madame, Anna Damiens, französische Schauspielerin 34.
Juettner, Zeichner des „Kladderadatsch" und der „Lustigen Blätter" 65.
„Jungfrau von Belleville", Girardis Anfänge 150.

K

Kadelburg, Gustav, künstlerische Possendarstellung (Wallnertheater in Berlin) 22, bei den Anzengruberaufführungen am „Deutschen Theater" in Berlin 303, „Hans Huckebein" und „Weißes Rößel" in Meiningen 345.
Käse, Hugo Müllers Bestellung 15 f.
Kainz, Josef, Freundschaft 293 f., Anzengruberaufführungen des „Deutschen Theaters" in Berlin 303, im „König" von Richard Voß 345, Meiningen 353 f.
Kaiserhof, Berlin, Ibsenfeier 378 f.
„Kaiserwalzer" von Joh. Strauß 190.
Kalbeck, Max, Daniel Spitzers Charakteristik 297, 317 ff., 322 f.
Kalisch, David, „Kladderadatsch" 63 66, 79, 84, „Einmalhunderttausend Taler" 66, „Müller und Schulze" 66, 79, 99, „Prudelwitz und Strudelwitz", „Zwickauer" 66, 99, Karlchen Mießnick 99, Fleiß 67, Geselligkeit 68, Verse an Meyer-Cohn 69, Trojans Anekdote 73, Berliner Witz 98, Schweigsamkeit 66, 103.
Kant, Immanuel, Leben 133.
Kapkeller 9.
Karikaturisten des „Kladderadatsch" 65.
Karltheater in Wien 168, 237, 239.
Karr, Alphonse, „Wespen" 96.
„Katakomben" 6.
Kaulbach, Fritz, und Frau 315.
Keil, Ernst, „Gartenlaube" 200.
Kempner, Friederike 270.
Keppler, Heinrich, in Ibsens „Nora" (Residenztheater, Berlin) 371.
Kern, Robert, Kommerzialrat, Wien 176.
Kiderlen-Wächter, Duell 64.
Kiehnel, Kneipe 9.
Kirnitzschtal in der Sächsischen Schweiz 231 f.
„Kladderadatsch", die „Gelehrten" des K. 8, 63 f.
Kleine, Onkel, apistische Autorität 126.
Kleist, Heinrich von, Thusnelda 34, Frühlingsnacht 267, Hermann 287.
Klette, Rudolf, Dressel bei K. 5.
Knaus, Ludwig 111.
Kneipe 3 ff.
Koblassa, Marie, „Mirzl" 163, 165 ff.
Koburg, Herzog Ernst 47.
Kommersbuch 81.
Konkordia 179.
Kopieren, inwieweit möglich 118 f.
Koppel-Ellfeld, Franz, „Renaissance" und „Goldene Eva" 345.
Kossak, Ernst, und Isokrates (Kürnberger) 307.
Kotzebue, August von, Zitat 27.
Krause, Ernst, in „Marion" (Leipziger Stadttheater) 206.
Kremser, Eduard, Männergesangverein (Wien) 148 f.
Kriebaum, Franz, Loblied auf Wien 167.
Küchler, Anarchist 127.

Kühner, Ph., Stadtrat in Eisenach 116.
Kürnberger, Ferdinand, Wien gegenüber finster 296 f., Wohnung 298, 309, von Laube geschätzt 305 f., künstlerische Sorgfalt 307, Honorarfragen 307, Familie und Literatur 307 f., Schriftsprache und Damengesellschaft 310 f., Milow 311 f., Selbstbewußtsein 313 f., Roman und Novelle 314, K. und Anzengruber 314 f., Tod 315, K. und Spitzer 316.
Kulturkampf, Leistung Kürnbergers 314.
Kutzel, Brettldiva 166 f.

L

Lafontaine, Ernst Dohms Nachbildung der Fabeln 73.
Lanner, Jos. Franz Karl, Wiener Walzerkomponist 169.
L'Arronge, Adolf, „Spitzenkönigin" (mit Hugo Müller) 14, Kompagnon von Moser 32, Rede auf Julius Stettenheim 102 f., Anzengruberaufführungen im „Deutschen Theater" 303, „Fausts Tod" 357 ff.
Lasker, Eduard, als Anziehungskraft für die „Tribüne" 97.
Lassalle, Ferdinand, Zitat 11.
Laube, Heinrich, Leitung des Wiener Stadttheaters 8, 225 ff., Alexander Strakosch wirbt dafür Talente 8, 262, Charakteristik des Lustspieltalents von Gustav von Moser 32, Starrsinn 46, Leitung des Burgtheaters in Wien 197 ff., 261, 327, Aufsätze 198 f., 240, Leipziger Direktion 199 ff., Fortsetzung von Schillers „Demetrius" 199 f., 249, persönliche Bekanntschaft 200 ff., Alexander Strakosch und Emil Claar 203 f., Annahme von „Marion" 204 f., Vorbereitung der Aufführung 206 ff., Herausarbeitung der Deutlichkeit 210 f., 213, 253 f., 331, Dingelstedts Regie verglichen mit Laubes 214, 253, Leipziger Theaterskandal 214 ff., ablehnende Haltung gegenüber Gottschall 217 ff., Entlassung 222 f., neue Theaterpläne 224, „Maria und Magdalena" 225 ff., 271, Konflikt zwischen Direktor und Autor wegen des zweiten Aktschlusses 225 ff., schlechte Theaterzeiten 228 ff., Försters Ankündigung von L.s Rücktritt 233, L.s eigene Erklärungen 237 ff., Urteil über „Ein Erfolg" 238, Verhandlungen wegen einer Direktion am Königlichen Schauspielhause in Berlin 240 ff., „Erinnerungen" 242, endgültiger Rücktritt von der Bühne 245, „Graf Essex" 245, mit Dingelstedt in München 245 ff., Respekt vor der reinen Dichterarbeit 254, vor den Worten und Vorschriften des Dichters 295, freundliche Anregung zur Arbeit und Beurteilung („Maria und Magdalena") 263, Wohnung in Wien 271, Schätzung Kürnbergers 305 f.
Laube, Frau Iduna 201 f., 204, 212, 223, 226, 239.
Lautenburg, Siegmund, in Ibsens „Wildente" 377.
Lebrun, Theodor, Direktor des Wallnertheaters in Berlin 6 f., 12, 21 ff., als Beethoven 6.
Lehmann, Else, in Hartlebens „Rosenmontag" bei der Aufführung des „Deutschen Theaters" in Berlin 51 f.
Leierkasten, Strauß 179 f.
Leipzig, Theater 199 ff., 214 ff., 279, Übersiedlung (1869) 200, 306, 308.
Leisewitz, „Julius von Tarent" 345.
Lenau, Nikolaus, und Stephan Milow 311.
Lenbach, Franz, Atelier 116, Porträt von Wilhelm Busch 117, 122, Kopien in der Schackschen Galerie 119, Zusammensein mit ihm und Wilhelm Busch 122 ff., Klage über Buschs Fernbleiben 124, seine Zurückgezogenheit 130 f., Freundschaft mit Adolf Wilbrandt 133, Originalität und Autodidaktentum 271, Wilbrandtbildnisse 286.
Lessing, Gotthold Ephraim, und Hugo Müller, Dressels Festrede 19 f.
Le Sueur, Eduard, in Wilbrandts „Viola" (Berliner Theater 1900) 282.
Lewinsky, Josef, Hofburgschauspieler 198, 271.
Libretto, Johann Strauß 183 ff.
Liebenstein, Herzog Georg von Meiningen 332.

Liedtke, Theodor, in „Ein Erfolg“ am Königlichen Schauspielhause in Berlin 234.
Lindau, Hans, Brief von Wilhelm Busch 127, Robert Wilbrandt 283.
— Paul, Gustav von Mosers Einladung zur Bühnenarbeit mit ihm 32 f., „Das Neue Blatt“ 262, 306 ff., „Nord und Süd“ 122, 183, 256, 298 ff., 314, „Gegenwart“ 225, 230, 256 f., 269 f., 308, 321, 330, 371, „Neue Freie Presse“ 321, pantomimisches Ausstattungsstück 185 ff., Kritik Laubes 199 und Dingelstedts („Literarische Rücksichtslosigkeiten“) 237, 249 ff., „Marion“ 202 ff., 306, „Maria und Magdalena“ 225 ff., 231, 263, 271, 315 f., „Ein Erfolg“ 230 ff., 238 f., Berliner Erstaufführung (1874) 233 ff., Dingelstedts Regie in Wien 249 ff., „Tante Therese“ 258, „Johannistrieb“ 279 f., 329, „Der Andere“ 293, 336, „Die Erste“ 346 ff., „Galeotto“ 373, Prozeß Ziethen 363, Übersiedlung nach Leipzig (1869) 200, 306, 308, Rückkehr nach Berlin 308, Reisen 192 f., 266, 336, 349 f., 360 f., 379, Aufenthalt in Dresden 188, 336, Theaterleitung in Meiningen 187, 190, 281 f., 294 f., 337 ff., Abschied von Meiningen 360, Leitung des „Berliner Theaters“ 282 f.
— Richard, in Bayonne 238.
— Rudolf, auf Helgoland 258 f., Kleinasien 349 f., Ibsenfeier 379.
Lindner, Amanda, Meiningen 353, als „Jungfrau von Orleans“ 328, in Heyses „Vanina Vanini“ 345, als Porzia im „Kaufmann“ 355.
Liszt, Franz von, und Ellen Franz 352.
„Literarische Rücksichtslosigkeiten“ 249 ff.
Loën, Baron von, Hoftheater in Weimar 221.
Löper, Gustav von, Goethephilologie 311.
Löwenstein, Rudolf, „Kladderadatsch“ 63, 66, 78 f., 84, Kinderlieder 73, 81, Barrikadenlegende 81, Kommersbuch 81 f.
Lubliner, Hugo, Kompagnon von Moser 32.
Lucian in Reuters Bibliothek 111.
Lübeck, Geibel 334.
„Lustige Blätter“ 65.
„Lustiger Krieg“ von Johann Strauß 184, Girardis Leistungen 151.
Luther, M., Sprache 22, 310.
Lyrik, österreichische 311.

M

Maixdorff, von, in „Der Andere“ (Meiningen) 336.
Makart, Hans 271, Stil 329.
„Malkasten“ 334.
Mannsfeld, Antonie, Wiener Lokalsängerin 166.
Mannstädt, Franz und Herzog Georg von Meiningen 335.
Marie, Prinzessin von Sachsen-Meiningen, Musik 333.
„Maria und Magdalena“ 225 ff., 231, 263, 271, 315 f.
Marienkirche in Berlin 267.
„Marion“ 202 ff.
Marseille, Richard Lindau 238.
Marr, Heinrich und Ellen Franz 352.
Mascagni, Pietro 268.
Mehring, S., Berliner Witz 98.
Meilhac, Henri, und Halévy, Reveillon 170.
Meinhardts Hotel Berlin 34.
Meiningen, Leitung des Hoftheaters 187, 190, 281 f., 294 f., 337, Polizeistunde 270, Gastspiele 327, 331, 341, 368, Ausnahmestellung des Theaters 341 ff., Publikum 342 f., Presse 342 f., Spielplan 344 f., Ausgrabungen 345, Statisterie 356, Theaterbrand und Neubau 361 f.
Meißl, Hotel, Wien 263.
Meißner, Karl, Charakterschauspieler des Wallnertheaters, Berlin 22.
Meixner, Karl Wilhelm, k. k. Hofburgschauspieler, Wien 198, in „Ein Erfolg“ 239.
Mendelssohn, Moses („Onkel Moses“) 14.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 320.
Meran, Spitzers Tod 323.
„Messalina“, Adele Sandrock als M. in Adolf Wilbrandts „Arria und M.“ 283.
Meyer, Louis von, Nordlandfahrt 379.
Meyer-Cohn, Bankier, Autographensammlung 68 f.
Meyerbeer, Giacomo, und Richard Wagner 180, 320.

Mießnick, Karlchen, von David Kalisch erfundene Figur 99.
Milieu 33.
Millöcker, Karl, Wiener Musik 147, „Gasparone“ 151.
Milow, Stephan, österreichischer Lyriker 311 f.
Mirzl (Marie Koblassa) 163, 165 ff.
Misch, Robert, Kompagnon von Moser 32.
Mittell, Karl Joseph, in „Marion“ (Stadttheater, Leipzig) 206, Gastspiel in Berlin 369.
Mitterwurzer, Anton gen. Friedrich und seine Frau Wilhelmine (geb. Rennert) in „Marion“ (Stadttheater, Leipzig) 206, Theaterskandal in Leipzig 221, „Der Andere“ 293.
Molière, Boileaus Verse an ihn 30, „Tartuffe“ und „Don Juan“ 142, M.büste von Houdon 250 f.
Molina, Tirso de („Don Juan“) 142.
Moltke 6, 11, 287.
Mommsen, Theodor 11.
Montagszeitung, Berliner (Adolf Glaßbrenner) 83.
Moser, Gustav von, als Gast in Berlin 8, 30, Charakteristik 29 ff., Liebhabereien 36 f., „Kaudels Gardinenpredigten“ 33, „Veilchenfresser“ 33, „Stiftungsfest“ 33, „Ultimo“ 33, „Hypochonder“ 33, „Registrator auf Reisen“ 33, „Krieg im Frieden“ 33, „Der Sklave“ 40.
Moszkowski, Moritz 103.
Mozart, „Don Juan“ 142.
„Muckenich“ (Julius Stettenheim) 98.
Müller und Schulze, Kladderadatschfiguren 66, 79, 99.
— Georg, Verlag München 317.
— Hans, Wien 296.
— Hugo 6 f., 11 ff., „Onkel Moses“ 14, „Adelaide“ 6, 14, „Im Wartesaal erster Klasse“ 14, „Heidemann und Sohn“ 14, „Von Stufe zu Stufe“ 14, „Spitzenkönigin“ 14, Wasa und Boguslaw 11.
München 116 ff., 122 ff., Hoftheater 245 f., Ibsen in M. 368 f., Café Maximilian (Ibsen) 382.
Mundy, Baron, Wiener Kunstfreund 171 f., 181.
Musikeinlagen 333 f.
Musset, Alfred de, Arbeit über ihn 257.

N

Nachbaur, Franz, Meiningen 356.
Napoleon III. 75 f.
Nationaltheater, Berlin 369 ff.
„Nationalzeitung“ 68.
„Nautilus“, karlistische Bedrohungen 238.
Nesper, Josef, Meiningen 353, 355.
„Neue Freie Presse“ 37, 105, 296, 315, 321.
Neumann, Emil, Direktor des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin 182.
Niemann-Raabe, Hedwig, in „Ein Erfolg“ am Königlichen Schauspielhause in Berlin 234, in „Nora“ 371.
Nissen, Hermann, Meiningen 353.
„Nord und Süd“ 122, 183, 256, 298 ff., 314.
Nußdorf bei Wien 155, 161.

O

Oberländer, Adolf Adam, Wilbrandts Liebe zu ihm 284.
Odyssee, Zitat 29.
Ofenheim von Ponteurin 319.
Offenbach, Jacques, Dohm als Übersetzer der Libretti 73.
Orden, Karl Sontags Liebhaberei 46 ff., Ibsen 375 ff.
Ortwin, Maria, bei den Anzengruberaufführungen am „Deutschen Theater“ in Berlin 303.
Otto, Alexander, als Antonio im „Kaufmann von Venedig“ 355.
Otto-Osmarr in „Der Andere“ (Meiningen) 336, im „Kaufmann von Venedig“ (Festaufführung) 356.
Ovid, Nachdichtungen von Herbert Pernice 25.

P

Pastrana, Julia 10 f.
Pategg, Max, bei den Anzengruberaufführungen am „Deutschen Theater“ in Berlin 303.
Payerbach 169, 176 f.
Payne, Verlag, Leipzig 306.
Penzing (Anzengruber) 304.
Perchtoldsdorf (Tilgner) 144, 186.

Pernice, Herbert 11, 23 ff.
Perugino und Raffael 119.
Phädra, Racine 142.
Philippi, Felix, und Ibsen 372.
Pisa, Campo santo 359.
Pittschau, Ernst, als Sokrates in Wilbrandts „Timandra" (Berliner Theater) 283, Burgtheater, Wien 295.
Platon, Dissertation 283, in „Timandra" 283.
Pohl, Max, bei den Anzengruberaufführungen am „Deutschen Theater" in Berlin 303.
Pollini, Bernhard, Gastspieloper 188, Stadttheater, Hamburg 371.
Polstorff, Wilhelm 63 ff.
Pospischil, Maria, „Die Erste" im Lessingtheater, Berlin 349.
Possart, Ernst von, Ordensauszeichnungen 46, in Björnsons „Fallissement" 369 f.
Posse 21 f.
Prag, Landestheater 221.
Prasch, Alois, in der Festaufführung des „Kaufmann von Venedig" 355.
Prasch-Grevenberg, Auguste, Meiningen 353, als Nerissa im „Kaufmann" 355.
Presse 315.
Primker, Justizrat 11.
„Prinz Methusalem" 191.
Proben mit Laube 207 ff., mit Dingelstedt 249 ff., mit Adolf Wilbrandt 281 ff.
Prudelwitz und Strudelwitz (Kladderadatsch) 66.
Putlitz, zu, Joachim, Gans Edler Herr (Stuttgart) 362.

R

Racine, Phädra 142.
Raffael und Perugino 119, Sixtina 359.
Ranke, Leopold von 11.
Rauscher, Bertold, Verurteilung und Begnadigung 364 f.
Reger, Max, Meiningen 335.
Regie, Laube 207 ff., Dingelstedt 245 ff., Wilbrandt 281 ff., Herzog Georg von Sachsen-Meiningen 327 ff.
Reich, Emil, Ibsen 371.
Reinsdorff, Anarchist 127.
Renz, Zirkus 10.
Residenztheater, Berlin 221, 371.
— Dresden 17.
Retemeyer, E., „Kladderadatsch" 65.
Reusche, Theodor (Wallnertheater, Berlin) 22, in „Maria und Magdalena" (Wiener Stadttheater) 227 f.
Reuß, Fürstin Karoline von 78 ff., 84.
— Prinz, deutscher Botschafter in Wien 191.
— — Heinrich XXX. 368.
Reuter, Fritz, Studie von Paul Warncke über ihn 65, bei ihm zu Gast 106 ff., „Joli" 110, Arbeitsstube und Bibliothek 110 f., „Kein Hüsung" 111, „Läuschen un Rimels" 111 f., R.-Villa in Eisenach 114 ff.
— Frau Luise 106, 109 f., 112 ff.
Richard, Paul, Intendanzrat, Meiningen 353, im „Kaufmann von Venedig" (Festspiel zur Silberhochzeit) 356.
Richter, Baumeister 68.
— Gustav (Maler) 68.
— Hans, Respekt vor Johann Strauß 180.
„Rieke" im „Ulk" 99.
Rietz, Julius, Dresdner Hofkapelle 188.
Rittner, Rudolf, in Hartlebens „Rosenmontag" am „Deutschen Theater" in Berlin 51 f.
Robert, Emmerich, seit 1878 Burgtheatermitglied 7 f.
Rodenberg, Julius, Schwager Dr. Schiff 176, „Salon" 262.
Rohland, Willi, in Wilbrandts „Viola" (Berliner Theater) 282.
Rosen, Julius, Kompagnon von Moser 32.
Rossini und Richard Wagner 180.
Rostock, Trojan 65, Wilbrandt 283 ff.
Rubinstein, Anton, Johann Strauß spielend 181.
Rudigier, Bischof 318.
Rücksichtslosigkeiten, Literarische 249 ff.
Ruisdael, Landschaftsbild in Meiningen 329.
Rupprecht, Heinrich, Inspizient, beim Festspiel zur Silberhochzeit in Meiningen 356.

S

Saalfeld, Freiherr von 361, 366 f.
Salbach, Klara, in „Der Andere“ (Dresden und Meiningen) 336.
Salten, Felix, Wien 296.
Sandrock, Adele, als „Messalina“ (Berliner Theater) 283.
Sarkasmus (Spitzer) 319.
Satire (Spitzer) 318.
Schack, Galerie, Lenbachs Kopien 119.
Schan, Baron, Kunstpfeifer 156 f.
Schandau, Rudolf Sendigs „Villa Carola“ 230, Begegnung mit August Förster 231 ff., 237, Ferienaufenthalt in S. 257, 263, Daniel Spitzers Besuch 316.
Schauspielhaus, Berlin 7 f., 233 ff., 240 ff., 377.
Scheffel, Viktor von, „Gaudeamus“ 24, „Ekkehard“ 111.
Scheibler, Professor 8, 11, 18 f.
Scheidl, Café (Wien) 173, 179.
Schiff, Dr. (Wien) 176.
Schiller, Lied an die Freude: Seid umschlungen, Millionen! 190, Demetrius 199 f., 249, Tell 220, Zitate 296, 331 f., 337, S.preis 299, 301 f., S.stiftung (Weimar) 114, Jungfrau von Orleans 328, 355, Wallensteins Lager 362.
Schlenther, Paul, Rede auf Julius Stettenheim 102, Burgtheaterdirektor 198, Ibsenkomitee 378 f.
Schlöpke, Professor 111.
Schlüter, Andreas, Reiterstatue des Großen Kurfürsten 267.
Schmidt, Erich, und Ludwig Anzengruber 302.
Schmitter, in der Gesellschaft der Mirzl, Wien 165.
Schnitzer, J. (Zigeunerbaron) 176, 184.
Schönau bei Wien 169, 176 f.
Schöne, Hermann, Hofburgschauspieler (Wien) 271.
Schönthan, Franz von, Kompagnon von Moser 32, „Renaissance“ 345, „Goldene Eva“ 345.
Scholz, Wilhelm („Kladderadatsch“) 63, 65 ff., 79, 89.
Schopenhauer, Artur, und Kürnberger 313.
Schottenhof, Spitzers Wohnung 322.
„Schrammeln“, die 141, 153 ff., Johann Schrammel 154 f., Joseph Schrammel 154 f.
Schratt, Kathi, Hofburgschauspielerin in Wien 244 f.
Schriftsprache und Damengesellschaft 310.
Schubert, Gastwirtschaft gegenüber dem Schauspielhause, Berlin 8 f., 28.
Schuch, Ernst (Dresden) 180, 188 ff.
Schulz, Heinrich, Musikdirektor in Rostock 284.
Schwarz, Klotilde, als Regina in Ibsens „Gespenstern“ 373.
Schweitzer, J. B. von, Sozialist und Schriftsteller 8.
Schwenke, Anna, Meiningen 356.
Seebach, Graf Nikolaus, Generaldirektor in Dresden 189, 362.
Seidel, Heinrich 85.
Selbstbewußtsein (Kürnberger) 313 f.
Sendig, Rudolf, Schandau 230 f.
Senior, Hotelier 5.
Serajewo, Attentat 366.
Seyffertitz, Toni von, in Wilbrandts „Viola“ 282.
Shakespeare, Falstaff 142, Dingelstedts Bearbeitungen 255, Hamlet, Macbeth, Cäsar 282, Sprache 310, Was ihr wollt, Musik von Julius Tausch 334, Kaufmann von Venedig 354 ff.
Siebert, Hans, später Burgtheater (Wien) 295.
Siechen, Gastwirtschaft, Berlin 8, 15, 28.
Siegesallee, Berlin 268 f.
Sinding, Stephan, Ibsens Grabdenkmal 385.
Sokrates, „Timandra“ 283.
Sommerstorff, Otto Ludwig, bei den Anzengruberaufführungen des „Deutschen Theaters“ in Berlin 303.
Sonnenthal, Adolf von, Frisur 143, Stern des Burgtheaters in Wien 198, in „Ein Erfolg“ 239, Regie 251, Freundschaft mit Adolf Wilbrandt 261, 271, Interesse für „Maria und Magdalena“ 263, treue alte Freundschaft 293, als Pastor Sang in Björnsons „Über unsere Kraft“ von Herzog Georg in Aussicht genommen 345, Gastspiel in Berlin, Nationaltheater 369.
Sontag, Karl, Charakteristik 38 ff., Schwester Henriette (Gräfin Rossi)

39, 43, im „Glück im Winkel“ 40, 345.
Sophokles, Adolf Wilbrandts Übersetzungen 281.
Sorma, Agnes, in Adolf Wilbrandts „Timandra“ 283.
Souza, Komponist 185 f.
Spargnapani, Konditorei in Berlin 27.
Speidel, Ludwig, Wien 20, 311.
Spigl, Edgar von, Präsident der Konkordia 179.
Spitzer, Daniel, Wiener Spaziergänger, Schweigsamkeit 103, 316, S., Anzengruber und Kürnberger 296 ff., „Maria und Magdalena“ 315 f., Feuilleton als Kunstwerk 316 ff., „Schlager“ 318 ff., Wohnung 322, Krankheit und Tod 323. „Staatshämorrhoidarius“ 99.
Stadttheater, Wien 8, 225, 228 ff., 237 ff.
Stägemann, Max, und Karl Sontag, Ordensliebhaberei 46 f.
Stallmann, Lokal, Berlin 8, 28, 55.
Statisterie in Meiningen 356.
Steinbach, Fritz, Meiningen 335.
Steiner, Maximilian, Wien, Theaterdirektor 183.
Sterne, Lawrence, Porträt bei Spitzer 322.
Stettenheim, Julius, „Wespen“ 70, 96 ff., journalistische Anfänge 95 ff., Berliner Witz 98, „Muckenich“ 98 f., „Wippchen“ 99 ff., Altruismus 104, Tod 105.
Stilke, Georg, Freund und Verleger 230, 308, Ehepaar G. und Elly S. 263.
Stolzenberg, Fanni, Festaufführung des „Kaufmann von Venedig“ 356.
Strähleín-Weidt, Fanni, im „Kaufmann von Venedig“ 355.
Strakosch, Alexander, Laubes Adlatus 8, 203 f., 217, 262.
Strantz, Ferdinand von, stellvertretender Direktor des Stadttheaters (bis 1876) in Leipzig 224.
Straus, Oskar, „Walzertraum“ 168.
Strauß, Johann (Vater) 169.
— — (Sohn) Walzer 20, 148, 191 ff., 284, Operette 175, 187 f., Frau Adele 144, 175 ff., 186 f., Lili 175, 177, Jetti (Treffz) 171 f., 174 f., 181 f., Wiener Musik 147 f., 150 ff., 167 ff., „Waldmeister“ 187, „Zigeunerbaron“ 144, 151, 176, 184, „Fledermaus“ 170, 183 f., „Cagliostro“ 172, 174, 182 f., 191, „Lustiger Krieg“ 184, „Prinz Methusalem“ 191, „An der schönen blauen Donau“ 173, 178, 192, „Nachtfalter“ 180, „Seid umschlungen, Millionen!“ 190, „Frühlingsstimmen“ 190, Kaiserwalzer 190, „Gartenlaubewalzer“ 190, „Geschichten aus dem Wiener Wald“ 284.
— Richard, Meiningen 335.
Strohmeyer, Anton, bei den „Schrammeln“ 154 f.
Stutz, Ludwig, „Kladderadatsch“ 65.
Sudermann, Hermann, „Glück im Winkel“ 40, 345.
Suleika, Marianne von Willemer 119.
Suppé, Franz von 147.
Swoboda, Albin und Marie (Fischer), „Fledermaus“ 170, „Cagliostro“ 182.
Szechenyi, Graf, österreichischer Botschafter 191.

T

Tageblatt, Berliner 269.
Tartuffe, Molière 142.
Tausch, Julius, Musik zu Shakespeares „Was ihr wollt“ 334.
Tausig, Karl, Nachtfalterphantasie 180 f.
Teller, Leopold, und Frau T.-Habelmann im „Kaufmann von Venedig“ (Festaufführung in Meiningen) 355.
Teschenberg, Ernst von, Diplomat und Publizist 271.
Thaliatheater, Hamburg 8.
Theater, Berliner 282 f., 295, „Deutsches Th.“ 295, 303 f.
Thimig, Hugo, Burgtheaterdirektor, Wien 197 f., 271, Gastspiel in Berlin (Nationaltheater) 369.
Thomas, Emil, 16 Jahre Mitglied des Thaliatheaters, Hamburg 8.
Tilgner, Viktor, bildnerische Ausschmükkung des Burgtheaters in Wien 141 f., Gäste seiner Villa zu Perchtoldsdorf 144, 176, T. und Joh. Strauß 180, Interesse für das Chikagoausstattungsstück 186.
„Timandra“ von Adolf Wilbrandt, Berliner Theater 283.
Trarbach, Lokal, Berlin 8 f., 28.
Treffz, Jetti, Frau von Johann Strauß 171 f., 174 f., 181 f.

„Tribüne“ 96 f.
Trojan, Johannes, „Kladderadatsch“-Eintritt 63, Austritt 65, T. und David Kalisch 72 f., Gedicht auf die Fürstin Karoline von Reuß 78, 84, „Zwei Monate Festung“ 82, 84, „Erinnerungen“ 82 ff., Anfänge 82 ff., Naturliebe 84 f., Wein 85 ff., „Scherzgedichte“ 85 ff., Arithmetik 87 f., „Gesellschaft Truhn“ 88 ff., Seherblick 93 f., Tod 66, 95.
Trotha, Thilo von, und G. v. Moser 29, 32.
Truhn, Hieronymus, Komponist 88 ff.
Tschech, Bürgermeister 82.
Tussand, Abnormitätenkabinett 10.
Tutzing am Starnberger See, Ferienaufenthalt 369.
Twesten, Karl, als Anziehungskraft für die „Tribüne“ 97.

U

Udel, Quartett 149.
Ulbrich, Titus, Dichter und Kritiker der „Nationalzeitung“ 68.
„Ulk“ 99.
Ulke, Sängerin 166.
Ulrich, Pauline, Dresden 45.

V

„Viola“ von Adolf Wilbrandt, Meiningen und Berlin 281 ff.
Volkssänger, Wiener 144, 147, 149, 162 ff.
Volkstheater, Wiener 303.
Voß, Joh. Heinrich, „Der siebzigste Geburtstag“ 265.
— Richard, in Hallein 278, Meiningen 344, 368, 373, 376, „König“ 345, „Alexandra“ 373.

W

Wacht am Rhein 193.
Wagner, Schwerer, Lokal in Berlin 8.
— Pepi, Wien 176.
— Cosima 352.
— Richard, und Johann Strauß 180, 189, „Meistersinger“, Spitzers Bericht über die Aufführung 319 f., W.museum 115, Meiningen 334.
Walden, Harry, in Wilbrandts „Timandra“ (Berliner Theater) 283, Burgtheater 295.
Wallnertheater 7, 14, 182 f., 219.
Walzel, Camillo, und Joh. Strauß 170 ff., 184.
Walzer 150 ff., 171, 173, 190 ff., 284, „W.traum“ 168.
Warncke, Paul, „Kladderadatsch“ 65.
Warnemünde, Trojan 65, Wilbrandt 283 ff.
Wartburg 106 ff.
Wegner, Ernestine, Soubrette(Wallnertheater in Berlin) 22.
Wehrlin, Artur, in Wilbrandts „Viola“ (Berliner Theater) 282.
Weichselmünde, Trojan 84 f.
Weimar, Hoftheater 221.
Weisbrodt, Dr., Haarfärbemittel 272 ff.
Weiser, Karl, in Ibsens „Gespenstern“ 373.
Werder, Karl, Sammlung des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur“ 257.
Werner, Fritz, Wien 168.
„Wespen“ 70, 96 ff.
Wessely, Josephine, Leipzig, Gastspiel in Berlin 369.
Wheel, Little (Clown) 10.
Wichert, Ernst (Königsberg), auf Besuch in Berlin 8.
Wickenburg, Graf Albrecht, und Wilhelmine 271.
Widmann, Josef Viktor (Bern), „Der greise Paris“, „Jenseits von Gut und Böse“ 345.
Wiedener Theater 183, 237, 239.
Wiedenfahl, Wilhelm Busch 125.
Wien 135 ff., Stadttheater 8, 225, 228 ff., 237 ff., Volkstheater 303, vgl. auch Burgtheater, Volkssänger 144, 147, 149, 162 ff., Lokalpatriotismus 137, 145, 166 f., Gemütlichkeit 146 f., Nicht-Wiener 197 f., geborene Wiener ohne Lokalpatriotismus 296 ff.
Wilbrandt, Adolf, Wilhelm Buschs Beteiligung am Gedenkbuch zum siebzigsten Geburtstag 133 f., 260, Burgtheaterdirektion in Wien 197, 261, 295 f., „Nero“ 261, Dingelstedts Regie bei „Nero“ 254, Zusammensein mit ihm in Wien 261 ff., 271, in Berlin 261, 266 ff., 275, 282 f., in Leipzig 261, 279, in

Dresden 261, in Hallein 276 ff., in Meiningen 261, 270, 281, 344, in Rostock und Warnemünde 261, 283 ff., „Die Maler“ 261, 263, „Gracchus“ 261, „Arria und Messalina“ 261, „Graf von Hammerstein“ 271, „Natalie“ 279 f., „Der Meister von Palmyra“ 261, „Viola“ 281 ff., 333 f., 345, „Hermann Ifinger“ 276, „Frauenherrschaft“ 282 f., „Timandra“ 283, journalistische Tätigkeit 262, Häuslichkeit 285 f., Lebenskunst 288 ff., Tod 289 f.
– – Auguste, vgl. Baudius.
– – Robert, Dissertation über Platon, Privatdozent in Berlin, Ehe mit Lisbeth 283.
Wilken, Wilhelm, „Von Stufe zu Stufe“ mit Hugo Müller 14, Possendarstellung 22.
Wilhelm I., König von Preußen, 1864 Straferlassung Ernst Dohms 79 f.
– – II., deutscher Kaiser, Ernst Dohms Gedicht auf die Geburt des Kronprinzen (1859) 91 f.
Willemer, Marianne von, „Suleika“ 119.
Wintergarten, Berlin 30.
„Wippchen“, Julius Stettenheim 99 ff.
Witte, von, Laubes Vorgänger in Leipzig 214 ff., 218, 220.
Wittmann, Hugo, Wien 296.
Wolter, Charlotte, Burgtheater, Wien 198, 261, 271, „Tante Therese“ 258.
Wüllner, Ludwig 295, in „Der Andere“ (Meiningen) 336.

Z

Zelenka, Lokal, Berlin 9.
Zell, F. (Walzel) 170.
Zensur 372.
Ziethen, Prozeß 363.
„Zigeunerbaron“, Girardis Erfolg 144, 151, J. Schnitzer 176, 184.
Zirkus Renz 10, Spezialitätendichtung von George Belly 9 f.
Zürnich, Joseph, Gastrosoph 176 f.
Zwerenz, Mizzi, Wien 168.
„Zwickauer“ (Zwückauer), „Kladderadatsch“ 66, 99.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Anzeigen des Cotta'schen Verlages

Ludwig Anzengruber, Gesammelte Werke in 10 Bänden

Mit Bildnis des Dichters und einer Einleitung von A. Bettelheim. 3. Auflage — Gebunden M. 30.—

2 Ergänzungsbände — Gebunden je M. 3.—

Inhalt: Vorbericht — Biographisches und Autobiographisches — Der Sternsteinhof — Der Schandfleck — Dorfgänge — Großstädtisches und Gefabeltes — Kalendergeschichten — Gedichte und Aphorismen — Der Pfarrer von Kirchfeld — Der Meineidbauer — Die Kreuzelschreiber — Der G'wissenswurm — Doppelselbstmord — Der ledige Hof — 's Jungferngift — Stahl und Stein — Die Trutzige — Der Fleck auf der Ehr' — Die umkehrte Freit' — Elfriede — Bertha von Frankreich — Hand und Herz — Das vierte Gebot — Alte Wiener — Heimg'funden

Johannes Trojan, Gedichte

3. Auflage — Gebunden M. 3.50

Johannes Trojan, Scherzgedichte

6. Aufl. Mit dem Bilde des Dichters — Gebunden M. 4.—

Johannes Trojan, Neue Scherzgedichte

3. Auflage — Gebunden M. 3.50

Johannes Trojan, Das Wustrower Königsschießen und andere Humoresken

4. u. 5. Auflage — Gebunden M. 3.—

Adolf Wilbrandt, Erinnerungen

Mit Bildnis. 2. Auflage — Gebunden M. 4.—

Adolf Wilbrandt, Aus der Werdezeit

Erinnerungen. Neue Folge — Gebunden M. 4.—

Adolf Wilbrandt. Zum 24. August 1907

Von seinen Freunden. Mit drei Bildnissen von Franz Lenbach und einer photographischen Aufnahme von Erwin Raupp — Gebunden M. 5.50

Generalfeldmarschall Graf v. Blumenthal, Tagebücher aus den Jahren 1866 und 1870 1871
Herausgegeben von Albrecht Graf v. Blumenthal. Mit zwei Bildnissen und einem Brief Kaiser Friedrichs in Faksimile-Druck Gebunden M. 6.50

Generalleutnant z. D. A. v. Boguslawski, Aus der preußischen Hof- und diplomatischen Gesellschaft. I. Aus der preußischen Hofgesellschaft. 1822 bis 1826. II. Ernestine v. Wildenbruch. 1805—1858. Mit zwei Bildnissen Gebunden M. 6.—

Eleonore v. Bojanowski, Louise Großherzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Nach größtenteils unveröffentlichten Briefen und Niederschriften. Mit einem Bildnis. 2. Auflage. Mit einer Beigabe: Herders Briefe zur Erziehung des Erbprinzen Karl Friedrich Gebunden M. 9.—

Richard Charmatz, Adolf Fischhof
Das Lebensbild eines österreichischen Politikers. Mit zwei Abbildungen Gebunden M. 10.50

Reinhold Koser, Friedrich der Große
Volksausgabe. Mit einem Bildnis des Königs nach dem Gemälde von J. H. Chr. Franke. 6.—8. Auflage
Gebunden M. 7.50

Mite Kremnitz, Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Nach des Königs Tagebüchern und offiziellen Dokumenten. Mit dem Bildnis des Königs. Vier Bände
Gebunden je M. 10.—

Erich Marcks, Otto v. Bismarck. Ein Lebensbild
11. bis 15. Auflage. Mit Bildnis Gebunden M. 5.—

Herman v. Petersdorff, Kleist-Retzow
Ein Lebensbild. Mit einem Bildnis Gebunden M. 10.—

Eduard v. Wertheimer, Der Herzog von Reichstadt
Ein Lebensbild. Nach neuen Quellen. 2. vermehrte Auflage. Mit sechs Lichtdruckbildern und 1 Briefbeilage in Faksimiledruck Gebunden M. 10.50

Wilhelm Bolin, Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen. Mit Benutzung ungedruckten Materials dargestellt Geheftet M. 6.—

Samuel Eck, David Friedrich Strauß
Gebunden M. 5.50

Emil Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Baechtolds dargestellt und herausgegeben

Erster Band: Gottfried Kellers Leben. Mit einem Bildnis. 2. Auflage In Leinenband M. 19.50
In Ganzlederband M. 29.—

Zweiter Band: Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher 1830—1861. Mit einem Bildnis und fünf Federzeichnungen Kellers im Text. 2. Auflage
In Leinenband M. 16.— In Ganzlederband M. 26.—

Dritter Band: Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher 1861—1890. 2. Auflage. Mit einem Bildnis und zwei Federzeichnungen Kellers im Text. Nebst einem Anhang: Anmerkungen zum ersten Band — Verzeichnis der Briefe in Band 2 und 3 nach den Empfängern — Register zu Band 1—3
In Leinenband M. 18.— In Ganzlederband M. 28.—

Adolf Frey, Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Zürcher Freunde. Mit einem Jugendbildnis Böcklins von Rudolf Koller. 2. durchgesehene und erweiterte Auflage Gebunden M. 5.50

Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse 5. neu durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Zwei Bände Gebunden je M. 3.40
Inhalt: Band 1. Aus dem Leben — Band 2. Aus der Werkstatt

Helene Raff, Paul Heyse
Mit drei Bildnissen Gebunden M. 3.50

Adolf Friedrich Graf v. Schack, Meine Gemäldesammlung. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichnis der Gemäldesammlung nach Nummern. 7. Auflage Gebunden M. 4.—

Theodor Schiemann, Viktor Hehn. Ein Lebensbild. Mit Bildnis Gebunden M. 6.—

Edl.21-6-67

PT
2423
L7N8
Bd.2

Lindau, Paul
Nur Erinnerungen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY